

Psychosen: eine Herausforderung für die Psychoanalyse; Strukturen - Klinik - Produktionen

Widmer, Peter (Ed.); Schmid, Michael (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerk / collection

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Widmer, P., & Schmid, M. (Hrsg.). (2007). *Psychosen: eine Herausforderung für die Psychoanalyse; Strukturen - Klinik - Produktionen*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839406618>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

PETER WIDMER,
MICHAEL SCHMID (Hg.)

PSYCHOSEN:
EINE HERAUSFORDERUNG
FÜR DIE PSYCHOANALYSE

Strukturen

Klinik

Produktionen

Peter Widmer, Michael Schmid (Hg.)
Psychosen: eine Herausforderung für die Psychoanalyse

PETER WIDMER, MICHAEL SCHMID (Hg.)

**Psychosen: eine Herausforderung für die Psychoanalyse.
Strukturen – Klinik – Produktionen**

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2007 transcript Verlag, Bielefeld



This work is licensed under a Creative Commons
Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat & Satz: Peter Widmer, Adrienne Gräfe

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-89942-661-8

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei
gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet:

<http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis
und andere Broschüren an unter:

info@transcript-verlag.de

INHALT

Vorwort

MICHAEL SCHMID, PETER WIDMER

7

1. Teil: Strukturen

Psychose als Störung der Symbolisierungsfunktion

ANTOINE MOOIJ

19

Bemerkungen zu Schuld und Zeit in der Psychose

ANDRÉ MICHELS

37

Zur Diskussion des Autismus

HANS SAETTEL

57

Paraphrenie - ein vergessenes Konzept Freuds

PETER WIDMER

75

2. Teil: Klinik

Zur Übertragung in der Psychose

CRISTINA C. BURCKAS

103

**Zur Erfindung eines Namens -
Gedanken zu Übertragung und Wort in der Psychose**

MICHAEL MEYER ZUM WISCHEN

121

Zur Orientierung als Bedingung der Ich-Funktion

CATHERINE MOSER

151

**Die Liebe des Psychotikers und was der Neurotiker
und die Psychoanalyse daraus lernen können**

AVI RYBNICKI

177

„Verliebt - verkannt - verrückt“

THOMAS VOGT

183

3. Teil: Produktionen

Die Drogen-Protokolle Walter Benjamins

REGULA SCHINDLER

205

Die Wahnsinnigen bei Büchner

JUTTA PRASSE

221

**Die Verspottung des Wahnsinns.
Zum Spätwerk von Franz Xaver Messerschmidt**

AUGUST RUHS

227

**Penthesileas Tränen.
Zum Fall der Psychose in Kleists Trauerspiel *Penthesilea***

MARIANNE SCHULLER

243

Zu den Autoren

251

VORWORT

Der vorliegende Band dokumentiert die Fortsetzung einer Arbeit innerhalb der „Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse“ (AFP), die in der gemeinsam mit dem Lehrstuhl für klinische Psychiatrie der Universitätsklinik Zürich im September 2002 durchgeführten Tagung mit dem Titel *Strukturen und Produktionen (in) der Psychose* ihren ersten Ausdruck gefunden hat. Diese Arbeit hat ihren konsequenten Anstoß aus Zürich empfangen, wo schon im Vorfeld der Tagung eine kleine Gruppe innerhalb des dort ansässigen Lacan-Seminars die Verbindungslinien wieder aufgenommen hat, die historisch zwischen Psychoanalyse und Psychiatrie an diesem Ort bestanden haben. Die Arbeitsgruppe bestand aus Ärzten der Universitätsklinik Burghölzli und Analytikern des Lacan-Seminars.

In der Geschichte der Psychoanalyse gilt das „Burghölzli“ als Eintrittspforte der Psychoanalyse in die akademische Psychiatrie, da die späteren „Führer“ der Züricher Schule, C.G. Jung und Eugen Bleuler, schon früh zuerst mit den Schriften Freuds, später dann mit ihm persönlich in Kontakt standen. Das früheste Zeugnis dieses Interesses stammt aus dem Jahre 1902, in welchem die Arbeiten Jungs über okkulte Phänomene bereits Spuren aus Freuds *Traumdeutung* aufweisen. 1907 kam erstmals ein Psychiater des Burghölzli, Max Eitingon, nach Wien, was einen lebhaften Gedankenaustausch mit Zürich nach sich zog. Auch nach dem Bruch mit Jung steht Freud nicht an, die Aufmerksamkeit, die die wissenschaftliche Welt auf die Psychoanalyse zu richten begonnen hatte, der Parteinahme der Züricher Schule für die Psychoanalyse zuzurechnen, wenngleich mit Abstrichen. „Die Latenzzeit war eben abgelaufen und an allen Orten wurde die Psychoanalyse Gegenstand eines sich steigernden Interesses.“,¹ schreibt Freud 1914. Dennoch:

1 S. Freud, „Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung“; in: *G.W. X*, S. 65.

„An keiner anderen Stelle fand sich auch ein so kompaktes Häuflein von Anhängern beisammen, konnte eine öffentliche Klinik in den Dienst der psychoanalytischen Forschung gestellt werden, oder war ein klinischer Lehrer zu sehen, der die psychoanalytische Lehre als integrierenden Bestandteil in den psychiatrischen Unterricht aufnahm. Die Züricher wurden so die Kerntruppe der kleinen, für die Würdigung der Analyse kämpfenden Schar.“²

Zwei Formulierungen aus diesen Freud-Zitaten wollen wir hier unterstreichen, weil sie für den Fortgang der Psychoanalyse typisch sind: Man stößt immer auf ein „kompaktes Häuflein von Anhängern“, das einen Stein ins Rollen bringt, und auf eine Periode gesteigerten Interesses an der Psychoanalyse folgt immer eine „Latenzzeit“, in der eine Abkehr von der Psychoanalyse merklich wird und auch die oft leidenschaftlich vorgetragene Gegnerschaft verklingt.

Die Gründung der AFP fällt mit dem Beginn einer solchen Periode der Latenz zusammen, die bis heute andauert. 1993 in Hamburg als Vereinigung von deutschsprachigen Analytikern, Philosophen und Literaturwissenschaftlern gegründet, um jene zusammenzuführen, die das Interesse am Werk Freuds und Lacans miteinander verbindet, bildet die Schaffung dieses Arbeitszusammenhangs einen Ort, von dem aus das Echo der Forderung Lacans nach einer „Rückkehr zu Freud“ entstehen konnte. Erstmals wurde dieses Motto 1955 in deutscher Sprache vernommen, als Lacan in Wien seinen programmatischen Vortrag gleichen Titels³ hielt. Die Arbeiten zu den Psychosen, die für die erwähnte Tagung und für den vorliegenden Sammelband entstanden sind, stellen ein beredtes Zeugnis der Arbeit der AFP dar.

Die Rückkehr zu Freud, wie Lacan sie fordert, ist eine zweifache: Sie ist einmal eine durch die Sprache Lacans lancierte Rückkehr der Sprache Freuds ins Deutsche, die den Text Freuds „beim Intimsten der Sprache“⁴ zu erwischen sucht. Was ist das Intimste anderes als das, was der Sprache entwischt und gleichwohl nach Übersetzung ruft? Zum anderen ist sie eine Rückkehr zum Text, den Lacan nicht chronologisch liest. Dies führt ihn dazu, das Unbewusste als das eigentliche freudsche Feld und das Symbolische als den prinzipiellen Bereich der

2 Ebd., S. 66.

3 J. Lacan, „Der Sinn einer Rückkehr zu Freud in der Psychoanalyse“; in: *Wo Es War* 5–6 (1988), S. 5–9.

4 G.-A. Goldschmidt, *Freud wartet auf das Wort. Freud und die deutsche Sprache II*, Zürich: Ammann 2006, S. 29.

Psychoanalyse zu bezeichnen, das heißt den Bezirk der Sprache. Dem korrespondiert seine Auffassung, dass wir im Hinblick auf die Auslegung, die Freud dem Subjekt-Sein des Menschen gegeben hat, von etwas ausgehen müssen, das er „begriffen im Feld der Sprache“ nennt. Wir sollten uns aber hüten, vorschnell einer Tendenz nachzugeben, die alles als Sprache bezeichnet, was auf die Ebene des Zeichens gezogen werden kann. Daher beharrt Lacan in seinem Vortrag auf folgenden „Merkmale“ der Sprache:

„Sie ist so beschaffen, daß sie alles, was sie an Konstitutivem hervorbringt, immer schon in seiner Konstituiertheit erscheinen läßt. Die Sprache ist selbst nicht real und verlangt demgemäß Materielles, sie gräbt sich ins Reale ein als das Negative; sie ist von Natur aus ‚Spur‘. [...] Bedeutung verweist niemals auf Wirkliches, sondern immer nur auf Bedeutung.“⁵

Durch die Wirrnisse der Freudinterpretationen hindurch behauptet Lacan eine „Authentizität“ des Sinns der Entdeckung Freuds, die einen Bruch mit der Tradition der Klinik des Blicks herbeiführt und in eine Klinik des Hörens einführt, die mit Lacan eine entschiedene Fortführung erfährt. Dass dieser Punkt, nach einer anfänglichen Euphorie, zu einer Trennung der Wege von Psychiatrie und Psychoanalyse, insbesondere auf dem Gebiet der Psychosen, führen musste, leuchtet unmittelbar ein. Denn die Psychoanalyse folgt den Wegen, die das Wort einschlägt, bis an die Grenze des Realen, wo es zu zerbrechen droht und sich gleichzeitig daran wieder aufrichtet. Lacan fährt fort:

„Die Funktion des Wortes ist die des Gründens. Das Wort gründet das Subjekt. Welches Subjekt aber? Das mit Entfremdung von sich selbst geschlagene Subjekt [...] Wir bezeichnen schlagwortartig das Unbewußte als die *Rede des Anderen* [...] Unter der Rede des Anderen verstehen wir nicht die imaginäre Entfremdung in das alter ego, die narzißtische Spiegelung, die aber noch das Urbild des Ich gibt, insofern das Ich sich in dieser Entfremdung allererst bildet [cf. meine Theorie des Spiegelstadiums].“⁶

Lacan findet schließlich zu einer Formulierung, die den Sinn der freudschen Revolution hervortreten lässt:

„Das ‚absolute Andere‘ ist das andere Subjekt, das durch die ursprüngliche Vermittlung des Wortes mit dem Subjekt-ich zugleich in diesem gründet

5 J. Lacan, „Der Sinn einer Rückkehr ...“; op. cit., S. 6–7.

6 Ebd., S. 7–8.

und entspringt [...] Das unbewußte Subjekt ist exzentrisch in Bezug auf das Ich.“⁷

Was ist, unter Einbeziehung dessen, das Intimste der Sprache, wenn nicht die Bruchstelle, die Freud in der *Traumdeutung* als Nabel des Traums bezeichnet, „die Stelle, an der er dem Unerkannten aufsitzt?“⁸ Man stößt im Unbewussten auf einen Knoten, der Reales, Imaginäres und Symbolisches zusammenbindet, deren Fäden sich sonst im Dunkeln verlieren würden.

Aus dem Inneren der Sprache heraus hat Freud auf dem Spannungsbogen von Ich, Subjekt und Objekt die Neurosen angesiedelt und ihre spezifische Verknötung aus der Verdrängung abgeleitet. Davon ausgehend hat er die Grundpfeiler einer psychoanalytischen Theorie der Psychosen errichtet. Die hier versammelten Beiträge folgen der von Freud gelegten Spur, die von Lacan, für den der Mensch in der freudschen Perspektive „das von der Sprache erfaßte und gepeinigete Subjekt“⁹ ist, konsequent weitergedacht worden ist. Das ermöglicht es uns heute, Neurosen und Psychosen als existenziale oder klinische Strukturen zu erkennen, die jeweils etwas über das Gelingen bzw. Misslingen der Verankerung des Subjekts in seinem Sein und in der Welt aussagen.

Wie sehr die Wege von Neurose und Psychose auseinandergehen, spricht Freud bereits in einer Arbeit von 1894 an, in der er wie beiläufig den Ausdruck *Verwerfung* gebraucht, um eine „weit energischere und erfolgreichere Art der Abwehr“ zu kennzeichnen, die er den Psychosen zuordnet. Sie besteht darin, dass das Ich sich so benimmt, „als ob die unerträgliche Vorstellung mitsamt ihrem Affekt nie an das Ich herangetreten wäre.“¹⁰

Die Tragweite dieser Nebenbemerkung wird deutlich, wenn man, wie Lacan, nicht darüber hinwegliest, sondern darin die ersten Ansätze für die Formulierung eines eigenständigen Mechanismus in der Bildung der Psychosen entdeckt. Infolge der Verdrängung, so könnte man sagen, bildet das Subjekt zwar „falsche Assoziationen“, auf seine Weise aber glaubt der Neurotiker die Sprache zu „besitzen“. Die Verwerfung hat weit gravierendere Folgen. Es kommt nämlich nicht zu „falschen Assoziationen“ innerhalb einer im Prinzip intakten Kette

7 Ebd., S. 8.

8 S. Freud, „Die Traumdeutung“; in: *G.W. II/III*, S. 530

9 J. Lacan, *Das Seminar III. Die Psychosen [1955/56]*; Weinheim, Berlin: Quadriga 1997, S. 288.

10 Vgl. S. Freud, „Die Abwehr-Neuropsychosen“; in: *G.W. I*, S. 72.

von Signifikanten, sondern zu einer „falschen Verknüpfung“ des Knotens, die zur Folge hat, dass der Psychotiker keinen Eingang ins „Haus der Sprache“ findet. „Wenn der Neurotiker die Sprache bewohnt“, schreibt Lacan, „dann wird der Psychotiker bewohnt, besessen, von der Sprache.“¹¹ Ausgehend von Freuds Arbeit über die Verneinung¹² postuliert er ein primordiales Stadium der Bejahung, von dem er die Verwerfung ableitet: „Im Verhältnis des Subjekts zum Symbol gibt es die Möglichkeit einer ursprünglichen *Verwerfung*, nämlich, daß etwas nicht symbolisiert ist, das sich im Realen manifestieren wird.“¹³

Diese „Möglichkeit“ der Strukturbildung bleibt in der Konzeption der Psychosen für Lacan das bestimmende Motiv, auch wenn es im letzten Stadium seiner Lehre mit dem Modell des borromäischen Knotens eine Abwandlung erfährt. In diesem Stadium dominieren topologische Betrachtungen und die dafür charakteristischen Ausführungen über mangelhafte oder fehlerhafte Verknüpfungen der drei für die Struktur des Subjekts konstitutiven Register des Realen, des Symbolischen und des Imaginären. Korrelativ zum Realen des Knotens schlägt Lacan eine Pluralisierung des „Namens-des-Vaters“ vor, der als unifizierender Signifikant zugleich als Garant für die Stabilität des Knotens funktioniert. Den letzten, im eigentlichen Sinn radikalen Schritt in der Auffassung der Psychosen vollzieht Lacan mit seiner Theorie der *suppléance*, der Stellvertretung des Namens-des-Vaters im *sinthome*.

„Das *Sinthome*, die alte Schreibweise des Wortes Symptom, ist, gemäß der treffenden Formulierung von Jean-Jacques Rassial, der vierte Faden, der es der Struktur, welche es auch sei, erlaubt, sich nicht in eine mentale Konfusion aufzulösen.“¹⁴

Mit Lacans Konzeption der Psychosen dringen wir tief in das „Intimste“ des Menschen vor, und wir können sehen, wie durch die psychischen Störungen die Fundamente freigelegt werden, auf die das Subjekt sein Statut im Verhältnis zum Anderen, zu sich selbst und zur Welt gründet. Diese Betrachtungsweise erfährt gerade in einer Zeit neue Glaubwürdigkeit, in der „neue Pathologien“ die psychoanalytische Klinik herausfordern.

11 J. Lacan, *Das Seminar III ...*; op. cit., S. 296.

12 S. Freud, „Die Verneinung“; in: *G.W. XIV*, S. 11–15.

13 J. Lacan, *Das Seminar III ...*; op. cit., S. 98.

14 C. Fellahian, *La psychose selon Lacan. Évolution d'un concept*; Paris: L'Harmattan 2005, p. 55 [Übersetzung M.S.].

In der Beschäftigung Lacans mit den Psychosen lassen sich drei Perioden erkennen, die sich jeweils einer zentralen Thematik zuordnen lassen.¹⁵ In den 30er Jahren dominiert der Begriff der psychischen Persönlichkeit, die sich aus individuellen, strukturellen und sozialen Komponenten zusammensetzt. Durch seine Studien zur Paranoia und die Einbeziehung der Psychoanalyse gewinnt die Bedeutung der Familie in der Genese der Psychosen einen großen Stellenwert. In diese Periode fällt das Konzept des Körperbildes mit dem Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion. Die 50er Jahre sind gekennzeichnet durch eine intensive Hinwendung zur Sprache, die es Lacan erlaubt, den Engpass des Imaginären zu überwinden. In diese Zeit fallen die Ausarbeitung der drei Register der Realität des menschlichen Seins und die Identifizierung des Symbolischen als das eigentlich menschliche Register. Mit Nachdruck reklamiert Lacan den Wahn für den Zuständigkeitsbereich der Psychoanalyse, das Unbewusste. Er schreibt:

„Das Unbewußte ist in seinem Grunde strukturiert, gerastert, gekettet, gewebt aus Sprache. Und der Signifikant spielt nicht nur eine ebensogroße Rolle wie das Signifikat, sondern er spielt hier die grundlegende Rolle.“¹⁶

Die Verwerfungen des Symbolischen als eigentliches Charakteristikum der Psychosen sind Früchte dieser Schaffensperiode, in der sich die Verwerfung des Symbolischen immer mehr auf die Vatermetapher fokussiert.

„Im *Namen des Vaters* müssen wir die Grundlage der Symbolfunktion erkennen, die seit Anbruch der historischen Zeit seine Person mit der Figur des Gesetzes identifiziert. Diese Auffassung erlaubt es uns, in der Analyse eines Falles deutlich die unbewußten Wirkungen dieser Funktion von den narzißtischen und vor allem von den realen Beziehungen zu unterscheiden, die das Subjekt zu dem Bild und dem Handeln der Person unterhält, die diese Symbolfunktion verkörpert [...].“¹⁷

Im Übergang seines Denkens von der Struktur zur „Nodologie“ gelingt es Lacan dann endgültig, anhand der Psychose zu zeigen, dass das menschliche Wesen nicht anders fähig ist, die drei verschiedenen

15 Vgl. C. Fellahian, *La psychose* ...; op. cit.

16 J. Lacan, *Das Seminar III* ...; op. cit., S. 142.

17 J. Lacan, „Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse“, in: *Schriften I*, ausgewählt und hg. von N. Haas; Olten, Freiburg: Walter-Verlag 1973, S. 119.

Register zu verknüpfen und damit in einer lebhaften Distanz zueinander zu halten, als sich einer Hilfskonstruktion zu bedienen, sei es die des Namens-des-Vaters oder die des *Sinthomes*.

Wir werden im Folgenden sehen, zu welchen Überlegungen die Autorinnen und Autoren dieses Bandes von der Freudlektüre Lacans und seinen eigenen Ergänzungen angeregt wurden. Die hier zusammengeführten Aufsätze sind entweder Originalarbeiten für diesen Band oder Amplifikationen der Tagungsbeiträge. Die Gliederung der damaligen Tagung in drei Teile: *Strukturen*, *Klinik* und *Produktionen* wurde beibehalten, obwohl die Platzierung einzelner Beiträge nicht in jedem Fall zwingend ist, da bisweilen strukturelle Erwägungen mit klinischen Beispielen erläutert werden.

Unter dem Titel *Strukturen* erscheinen vier Arbeiten, die sich in unterschiedlicher Weise auf die theoretische Positionierung der Psychosen beziehen:

Die Arbeit von *Antoine Mooij* zeigt auf, wie sich die Psychose als Störung der Symbolfunktion darstellen lässt. Zunächst führt er die Dimensionen von Raum und Zeit und das Verhältnis, das ein Subjekt zu sich und zu anderen einnimmt, als eine notwendige Voraussetzung der Verortung des Subjekts in der Welt ein. In einem ersten Schritt zeigt er dann, wie sich der dimensionale Raum und die dimensionale Zeit auf die Struktur der Psychosen auswirken. Er zeigt für jede der drei Subkategorien Schizophrenie, Paranoia und Melancholie die je spezifische Störung des Raum-Zeit-Verhältnisses auf. Aber die Welt wird nicht nur durch Raum und Zeit konstituiert. Die Beziehung zum anderen und zu sich selbst stellt eine weitere Form der Beziehung zur Welt dar. Wie sich diese für die drei Störungsformen darstellen lässt, ist das zweite Vorhaben, das er entfaltet.

Die Frage des Verhältnisses von Schuld und Zeit ist Gegenstand der Erwägungen von *André Michels*. Nach einer einführenden Auseinandersetzung zum Verhältnis von Psychoanalyse und Psychiatrie kommt er auf die Bedeutung der Schuld in der forensischen Psychiatrie zu sprechen, in welcher der Begriff der „Schuldunfähigkeit“ eine zentrale Rolle spielt. Dieser Begriff, der als Strafmilderungsgrund oder Grund für Strafunfähigkeit gedacht ist, enthält eine unfreiwillige Paradoxie. Für Michels ist es gerade die Schuldunfähigkeit, die das psychotische Subjekt an die Schuld fesselt. Die nicht erfolgte Einschreibung in den symbolischen Schuldzusammenhang von Sprache, Sexualität, Geburt und Tod belasten den Psychotiker mit einer imaginären Schuld, derer er nicht Herr werden kann. Als Folge des fehler-

haften Schuldzusammenhang wird das Subjekt nicht nur der narrativen, sondern auch der der generativen Zeit enthoben.

Eine radikale Form der „Enthebung“ stellt für *Hans Saettele* der Autismus dar. Das autistische Subjekt ist in besonderem Maße von Phänomenen betroffen, die in der psychoanalytischen Theorie als „Stimme“, „Schrift“, „Schweigen“ und „Verstummen“ konzeptualisiert werden. Für Saettele handelt es sich beim Autismus um die verfehlte Begegnung mit dem Realen, für die er den von Didier-Weill entlehnten Begriff *sidération* verwendet – eine besondere Form der „Entgeisterung“. Ein Rückzug aus dem Geistigen? Saettele geht der Frage nach, ob es sich beim Autismus um eine besondere Form des *discours sans parole* handelt. Das heißt, er geht der Frage nach der Einsetzung des Subjekts als Instanz des Diskurses in seinem Verhältnis zum Objekt *a* nach.

Peter Widmer zeichnet in einer ausführlichen Darstellung der freudschen Argumentation und ihrer Unsicherheiten die Entwicklung der Psychosentheorie Freuds nach, die er anhand des Schicksals des Paraphrenie-Konzepts pointiert. Widmer unterscheidet in Bezug auf die Psychosen im Wesentlichen fünf Phasen im Denken Freuds, das von den frühen Arbeiten über die Abwehr-Psychoneurosen ausgeht, zu einer Auseinandersetzung mit den *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* Schrebers führt und in einer explizit gewordenen Theoretisierung der Sprache und ihres Zusammenhangs mit den psychischen Instanzen endet. Wegweisend bleibt für Freud in dieser Auseinandersetzung der Versuch, eine theoretische Begründung für die Ablösung des Schizophreniebegriffs durch den der Paraphrenie zu liefern. Die Schwierigkeiten, die Freud auf diesem Wege begegnen, führt Widmer auf die bei Freud zwar implizit vorhandene, aber nicht ausgearbeitete Unterscheidung zwischen der imaginären und der symbolischen Dimension bei den Psychosen zurück.

Die klinische Relevanz der von Lacan inspirierten Psychosentheorie belegen die folgenden fünf Arbeiten:

Im Anschluss an eine kurze Darstellung der wesentlichen Punkte der lacanschen Subjekttheorie widmet sich *Cristina Burckas* der zentralen Frage einer möglichen Behandlung der Psychosen, indem sie einen Fall aus ihrer Praxis schildert. Diese zentrale Frage kreist um die Übertragung. Ihr Fazit ist: Es gibt Übertragung – aber nicht in ihrer imaginären Dimension. Übertragung kommt für Burckas weniger auf der Ebene des Anspruchs (an den Anderen) als vielmehr auf der Ebene des Appells zum Tragen, wie dies in der Analyse mit kleinen Kin-

dern vorkommt. In der Neurose ist es der Patient, der dem Analytiker ein Subjekt unterstellt, das (es) weiß. Im Fall der Psychose ist es eher der Analytiker, der dem Patienten ein Subjekt unterstellt. Sie erläutert auch an einem Beispiel aus der Literatur, was es heißen kann zu sagen, dass der Glaube an ein Subjekt manchmal dazu führt, dass es sich instituieren kann.

Anschließend sehen wir bei *Michael Meyer zum Wischen*, wie in der Behandlung eines Psychotikers ein Name erfunden wird, der zum Halte- und Wendepunkt in der Behandlung eines Patienten wird. Umrahmt werden seine Überlegungen von einem Gedicht von Ingeborg Bachmann, in dem vorweggenommen wird, was sich in der Arbeit mit seinem Patienten einstellt.

Die Dimensionen von Raum und Zeit wieder aufnehmend und diese mit der philosophischen Kategorie der Orientierung anreichernd, stellt *Catherine Moser* den Fall eines Kindes mit Asperger-Syndrom vor und schildert einen Ausschnitt aus der Behandlung, in dem sie die Folgen des Fehlens von Orientierung für das Körperbild des Subjekts in den Vordergrund ihrer Überlegungen stellt.

Die Arbeit von *Avi Rybnicki* geht ebenfalls der Frage der Übertragung nach, die für ihn einen Sonderfall von Bindung, das heißt von Liebe, darstellt. Er stellt eine Aussage Lacans in den Mittelpunkt seiner Überlegungen, die er mit diversen Beispielen aus seiner eigenen Erfahrung untermauert: „Man kann mit Sicherheit sagen, dass die Psychose eine Art Schiffbruch in Bezug auf die Existenz der Sache, die ‚Liebe‘ heißt, ist.“

Was Schiffbruch in Sachen Liebe erleiden heißen kann, behandelt *Thomas Vogt* in seinem Beitrag. Im Zentrum steht der Fall einer jungen Studentin, die sich in ihren Professor verliebt hat. Als sie ihm ihre Liebe gesteht in der Erwartung, er würde sie erwidern, wird sie von ihm unter Hinweis auf die symbolischen Verhältnisse, „Sie sind doch meine Studentin“, zurückgewiesen. Der darauf folgende Zustand der Verwirrtheit mündet in den Ausbruch einer Psychose. Vogt zeigt die theoretischen Implikationen des Falls auf und leitet daraus Konsequenzen für die Technik der Behandlung ab.

Überblickt man die Beiträge dieses zweiten Teils in ihrer Gesamtheit, so fällt auf, dass die Behandlung von Psychosen durch Psychoanalytiker keineswegs eine aussichtslose Sache ist. Zwar plädiert keiner der Autoren für die Methodik des freien Assoziierens und des Deutens, wie dies für Neurosen üblich ist, aber daraus folgt keine Resignation. Es zeichnet sich ab, dass der Ausdruck „Behandlung“ – zumindest für

gewisse Arten von Psychose – dann besonders erfolgreich zu werden verspricht, wenn die Kranken ihr Sprechen mit einer Produktion, die durch die Hände geht, unterstützen. Damit konstituiert sich auch ein Übertragungsraum, der durch das Sprechen allein schwieriger oder gar nicht herzustellen ist. Das Symbolische hat offensichtlich einen innigen Bezug zur Hand. In diesem Sinne gibt dieser Band auch Anstöße zur weiteren Arbeit mit Psychotikern, und er leistet einen Beitrag zum Postulat Lacans, dass die Psychoanalyse keinesfalls vor der Psychose kapitulieren darf.

Die Beiträge der dritten Gruppe unter dem Titel *Produktionen* umfassen sowohl künstlerische Arbeiten, die Formen von Wahn und Psychosen darstellen, wie auch psychotische Produktionen.

Gleichsam dazwischen steht der erste Beitrag von *Regula Schindler*, die Walter Benjamins Drogenprotokolle kommentiert, in denen dieser Zustände erlebte und festhielt, die sich mit psychotischen vergleichen lassen. Benjamin sucht die Rauscherfahrung, um die „Dinge aus ihrer gewohnten Welt zu locken und zu lockern“. Schindler liest die Drogenprotokolle mit Lacan und kommt zu der verblüffenden Feststellung, dass zwischen den Aufzeichnungen zu den Drogenversuchen und der Psychoanalyse ein dichtes Netz von Verbindungslinien besteht, ohne dass Benjamin diese thematisiert hätte. Die zahlreichen Textbeispiele belegen, wie die Welt durch die Beweglichkeit der Dinge zu einer „Vorschule der profanen Erleuchtung“ wird.

Jutta Prasse, 2004 verstorben – ihr Beitrag gibt ihren Vortrag wieder, den sie auf dem eingangs erwähnten Psychosen-Kongress hielt –, liest Georg Büchner in einer Weise, die zeigt, wie nahe der Dichter seinen Figuren kommen kann, aus denen Wahn und Verzweiflung sprechen. So nahe der Dichter dem Wahn auch kommen mag, er bleibt Dichter in dem von Lacan gemeinten Sinne, nämlich ein Subjekt, „das eine neue Ordnung der symbolischen Beziehung zur Welt auf sich nimmt.“

August Ruhs schafft mit Freud und dessen Aussagen und Überlegungen zu Malerei, Dichtung und Bildhauerei den Rahmen für seine Untersuchung des „Falls“ des Bildhauers Franz Xaver Messerschmidt (1736–1783), an dessen Beispiel er dem Verhältnis von Kunst und Psychose nachgeht. Auffallende Diskontinuitäten im bildnerischen Werk Messerschmidts sowie Anzeichen für eine zerfallende Persönlichkeit haben seine rasch voranschreitende Karriere beendet und ihm neben seinem Ruf eines bahnbrechenden Genies den eines „interessanten Falls“ für die Psychiatrie eingebracht.

Der abschließende Beitrag von *Marianne Schuller* fokussiert die Aufmerksamkeit auf Kleists Drama *Penthesilea*, genauer: auf dessen Ende. Nachdem die Amazonenkönigin mit List und Täuschung Achilles getötet hat und in einem ekstatischen Rausch einem kannibalistischen Akt verfallen ist, erwacht sie in tiefer Unwissenheit aus diesem Zustand, den man wohl zu Recht als einen psychotischen bezeichnen muss. Die Träne Penthesileas im Ausgang aus der Psychose in die Trauer ist das Objekt des dichten Kommentars der Autorin.

Zum Schluss noch eine Anmerkung in eigener Sache: Wir danken allen, die am Zustandekommen dieses Bandes beteiligt waren, insbesondere *Adrienne Gräfe* für ihr sehr engagiertes und gründliches Lektorat, den Kolleginnen und Kollegen der „Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse“, die die Herausgabe des Bandes finanziell unterstützt haben.

Zürich/Bregenz, Februar 2007

Michael Schmid, Peter Widmer

PSYCHOSE ALS STÖRUNG DER SYMBOLISIERUNGSFUNKTION

ANTOINE MOOIJ

Im Rahmen der psychopathologischen Diagnostik kann man das Vorhandensein beziehungsweise Fehlen von Symptomen wie Bewusstseinsstörungen, Halluzinationen und Wahnideen feststellen. Diese Symptome lassen sich dann zu Zustandsbildern oder aber zu Syndromen kombinieren, die man anschließend, ausgehend von den gängigen Klassifikationssystemen, weiter benennen kann. Dieser Prozedur können nosologische Überlegungen zugrunde liegen, denen zufolge ein Symptom Ausdruck eines hypothetischen Krankheitsprozesses ist; sie kann aber auch einem pragmatischeren Ziel dienen. Beide Verfahrensweisen haben eines gemeinsam: Sie externalisieren die Symptome so weit wie möglich, indem sie sie voneinander trennen und vom inneren Zusammenhang mit anderen Symptomen abstrahieren.

Eine Form der Diagnostik, die nicht vom inneren Zusammenhang mit anderen Symptomen abstrahieren möchte, ist die strukturelle Diagnostik. Diese beschäftigt sich mit den Grundstrukturen des Subjekts in seinem Verhältnis zur Welt, zum anderen und zu sich selbst. Wie die klassifizierende Betrachtungsweise ihre Berechtigung hat – insbesondere zwecks Standardisierung –, so hat auch die strukturelle ihre eigene Berechtigung – und zwar zugunsten eines tieferen Verständnisses dessen, was sich bei einer psychischen Störung auf fundamentaler Ebene abspielt und was aus der gängigen Perspektive nicht sichtbar wird.

Welt und Symbolisierungsfunktion

Auch wenn die strukturelle Diagnostik nicht klassifizierend ist, verzichtet sie dennoch nicht auf eine allgemeine Leitlinie. Aus struktureller Perspektive konzentriert man sich nicht so sehr auf pathologische

Symptome (im Sinne von Halluzinationen, Wahnideen und Stimmungsstörungen) als vielmehr auf die Art und Weise, wie ein Mensch sich seine Welt erschafft.¹ In dieser Welt befinden sich „Objekte“ im weitesten Sinn des Wortes, wie etwa Gegenstände der Natur und Mitmenschen. All diese „Objekte“ befinden sich in Zeit und Raum als dem allgemeinsten Medium, während die Menschen eine spezielle Form der Intersubjektivität praktizieren. Die fundamentalen Strukturelemente bestehen demnach zumindest aus dem Verhältnis, in dem der Mensch zu Raum und Zeit steht, und dem Verhältnis, das er im Umgang mit anderen und sich selbst praktiziert. So lebt der Mensch nicht nur in einem unendlichen physikalischen Raum-Zeit-Kontinuum, sondern er subjektiviert es zu Räumlichkeit, Zeitlichkeit und Intersubjektivität.

Das Umformen der rauen Wirklichkeit zu einer bedeutungsvollen Welt setzt das Funktionieren der Symbolisierungsfunktion voraus. Indem er sich eine Welt konstruiert, gewinnt der Mensch Distanz zur rauen Wirklichkeit. Dank der Symbolisierungsfunktion wird die Wirklichkeit-an-sich eine Welt voller Bedeutungen.

Symbolisierung impliziert daher immer auch Separation, und zwar in doppeltem Sinn. Durch die Symbolisierung wird Distanz gewonnen zur Wirklichkeit-an-sich; diese erfährt dadurch eine Subjektivierung. Die Wirklichkeit-an-sich wird eine durch Räumlichkeit und Zeitlichkeit gekennzeichnete Welt-für-mich. Das wirkt sich auch auf intersubjektiver Ebene aus, weil Symbolisierung bewirkt, dass auf die unmittelbare Gegenwart eines primordialen Anderen verzichtet werden kann und somit intersubjektive Beziehungen zwischen einzelnen Individuen überhaupt erst möglich werden: im Verhältnis des Subjekts zum Anderen und zu sich selbst.²

Die Unterscheidung zwischen „Welt“ und „symbolischer Funktion“ ist legitim, sollte aber nicht verabsolutiert werden. Die Beschreibung eines bestimmten kognitiven Phänomens, wie etwa der Halluzination oder einer psychotischen Welt, lässt Rückschlüsse auf die Art

1 Der vorliegende Text geht zurück auf Gedankengänge und Formulierungen, die ihren Ursprung in dem Buch des Verfassers haben *De psychische realiteit. Psychiatrie als geesteswetenschap*; Amsterdam: Boom 2006.

2 Vgl. J. Lacan, *Écrits*; Paris: Éd. du Seuil 1966, p. 319: „Ainsi le symbole se manifeste d’abord comme meurtre de la chose, et cette mort constitue dans le sujet l’éternisation de son désir.“; deutsch in: *Schriften I*; Olten: Walter-Verlag 1973, S. 166: „Das Symbol stellt sich so zunächst als Mord der Sache dar, und dieser Tod konstituiert im Subjekt die Verewigung seines Begehrens.“

und Weise zu, wie die Gestaltung einer Welt zustande kommt: durch das strukturierende Prinzip der Symbolisierungsfunktion. Es besteht allerdings ein formaler Unterschied zwischen dem Niveau der Welt und dem der Symbolisierungsfunktion. Die Welt hat Bezug auf Phänomene und ihre Einbettung in ein Gesamtsystem, während die Symbolisierungsfunktion sich auf ihre Möglichkeitsbedingung bezieht. Anders gesagt: Wenn wir uns mit den Strukturelementen der Welt beschäftigen, beschäftigen wir uns mit dem, was die Erfahrung oder die Empirie – im weiteren Sinn des Wortes – uns darbietet, während die Symbolisierungsfunktion uns ermöglicht, darüber nachzudenken, unter welchen Voraussetzungen Empirie möglich ist. So ist trotz des bestehenden Zusammenhangs die Unterscheidung nicht nur nützlich, sondern auch wesentlich, weil sie zwei unterschiedliche Ordnungsprinzipien betrifft: einmal hinsichtlich der Phänomene und ihrer Einbettung in ein Ganzes und einmal ein strukturierendes Prinzip.

Im Folgenden werden wir uns auf die Beschreibung von psychotischen Störungen beschränken. Psychotische Störungen eignen sich nämlich hervorragend dazu, die Symbolisierungsfunktion zu verdeutlichen, eben weil diese in ihnen nicht operativ ist und durch ihre Abwesenheit sichtbar macht, was sie eigentlich bewirkt. Die Störung macht *ex negativo* deutlich, was die Symbolisierungsfunktion „hinter unserem Rücken“ leistet, weil sie eben in gewissem Sinn nicht operant ist.

Raum und Zeit

Wenn wir die Welt auffassen als die Summe dessen, worauf wir uns richten oder wozu wir uns verhalten, gilt es, so stellte sich heraus, einige basale Form- oder Strukturelemente zu unterscheiden: „Raum und Zeit“ und „das Selbst und der andere“. Wenden wir uns zunächst dem Verhältnis zu Raum und Zeit zu.

Es wurde als wesentliches Merkmal der Materie angesehen, dass sie *Raum* einnehmen kann.³ Bei Descartes wird die geistige Materie beispielsweise als Denken und die materielle Substanz als Ausdehnung aufgefasst. Was Raum einnimmt und Ausdehnung hat, ist zudem messbar und berechenbar. Heidegger nannte dies das Vorhandensein der Dinge: Insofern sie vorhanden sind, sind sie messbar und objektivierbar. Die Dinge können nicht nur vorhanden, sondern auch „zu-

3 Im Sinne der sich entwickelnden modernen Naturwissenschaft qualifiziert Descartes die Materie als „res extensa“.

handen“ sein, zum Beispiel in ihrer Funktion als Gebrauchsgegenstände, die auf eine Welt verweisen, in der sie benutzt werden.⁴

Auf diese Weise kann man zwischen dem physikalischen oder geometrischen Raum und einem bis zu einem gewissen Grad von ihm unabhängigen, gelebten Raum unterscheiden. Der physikalische Raum ist homogen, der gelebte oder verinnerlichte Raum (*espace vécu*) ist das jedoch nicht.⁵ Der kürzeste Abstand zwischen zwei Punkten ist geometrisch gesehen eine Linie, aber auf intersubjektiver Ebene ist der kürzeste Abstand zwischen zwei Personen nicht unbedingt eine gerade Linie.

Innerhalb des gelebten Raums (*espace vécu*) selbst gilt es noch einen Unterschied zu machen, und zwar den Unterschied zwischen dem Raumbewusstsein und dem Durchleben von Raum. Zwischen beiden besteht ein Unterschied. Das Raumbewusstsein ist kognitiv und kann gestört sein, u.a. bei neurologischen Erkrankungen (bei Formen von Apraxie und Agnosie).⁶ Der durchlebte Raum bezieht sich auf die Art und Weise, wie das Subjekt den Raum erfährt und sich zu den verschiedenen Raumdimensionen verhält.⁷ Die Dimensionen des durchlebten Raums sind mit den Dimensionen des physikalischen Raums (Höhe, Breite, Tiefe) verwandt, und doch besteht ein wesentlicher Unterschied. Es geht nicht um physikalische Korrelationen, sondern um die Dimensionalität des erlebten Raums: die Breite der ebenen Fläche, die Höhe darüber und der Mittelpunkt, von dem aus sich die Zentralperspektive bildet. Man könnte hier statt von einem „durchlebten Raum“ auch von einem „dimensionalen Raum“ sprechen. Der durchlebte oder dimensionale Raum kann auch gestört sein, in dem Sinn, dass ein Subjekt sein Leben primär von der Breite, der Höhe oder einer Zentralperspektive aus gestalten kann. Ebenso ist es denkbar, dass der dimensionale Raum selbst „implodiert“ und Verinnerlichung oder Subjektivierung des Raums nicht mehr oder nicht genügend stattfindet.

Die *Zeit* kann in ähnlicher Weise analysiert werden. Zunächst einmal gibt es die äußere, physikalische oder kosmologische Zeit, die linear verläuft und von der Vergangenheit auf die Zukunft gerichtet ist

4 M. Heidegger, *Sein und Zeit* (1927); Tübingen: Niemeyer 1967, S. 102.

5 E. Minkowski, *Vers une cosmologie* (1932); Paris: Aubier 1992.

6 S. die berühmte Darstellung des Falls Schneider bei M. Merleau-Ponty, *Phénoménologie de la perception*; Paris: Gallimard 1945.

7 M. Heidegger, *Zollikoner Seminare*; Frankfurt a.M.: Klostermann 1987, S. 105: „Das *Dasein* des Menschen ist in sich *räumlich* in dem Sinne des *Einräumens* von Raum und der *Verräumlichung* des *Daseins* in seiner *Leiblichkeit*.“

und das Vergangene hinter sich lässt.⁸ Neben dieser äußeren Zeit gibt es eine innere oder „gelebte Zeit“ (*temps vécu*), die sich genau wie der gelebte Raum in zwei Kategorien gliedert.

Dazu gehört erst einmal das Erleben der Zeit im Sinne eines inneren Zeitbewusstseins, wodurch man einen Begriff und auch ein Bewusstsein von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft hat.⁹ Dieses Zeitbewusstsein kann gestört sein, was bei Bewusstseinsstörungen (in neurologischem oder psychiatrischem Kontext) durchaus vorkommt. Zur inneren Zeit gehört auch die Zeitlichkeit des Subjekts selbst, insofern dieses aus den drei Zeitdimensionen heraus lebt.¹⁰ Das Subjekt kann primär aus der Gegenwart, aus der Zukunft oder aus der Vergangenheit heraus leben. In diesem Fall spricht man von „dimensionaler Zeit“, im Unterschied zur „linearen Zeit“ der Physik und der Kosmologie. Die dimensionale Zeit kann gestört sein, wenn sich das Subjekt vor allem an der Zukunft, der Vergangenheit oder der Gegenwart orientiert. Es ist sogar denkbar, dass die dimensionale Zeit „implodiert“ und Verinnerlichung oder Subjektivierung der Zeit nicht mehr oder ungenügend stattfindet.

Erläuterung zur Psychose

Wie ist nun das Verhältnis zu Raum und Zeit in der Psychose, und zwar im Sinne des dimensionalen Raums und der dimensionalen Zeit? Der psychotische Zustand kennzeichnet sich durch einen Realitätsverlust, infolge dessen Wahnvorstellungen und Halluzinationen möglich werden. Doch dieses Verständnis der Psychose ist zu allgemein. Ein psychotischer Zustand als solcher ist ein unspezifischer Begriff, weil

-
- 8 Aristoteles, *The complete Works of Aristotle. The revised Oxford Translation*; Princeton (N.J.): Princeton University Press 1984, *Fysica IV* 219 b 1–2. Die äußere Zeit wird manchmal auch „transeunte Zeit“ beziehungsweise vorbeigehende Zeit genannt, im Unterschied zur inneren, „immanenten Zeit“.
- 9 E. Husserl, *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins* (1928); Husserliana Band X, Den Haag: Nijhof 1966.
- 10 Die Zeitlichkeit des Daseins (als formale Struktur der menschlichen Existenz) ist der Grundgedanke in Heideggers *Sein und Zeit*. Das bleibt auch später so; s. hierzu Heidegger, *Zollikoner Seminare*. Er betont in diesem Zusammenhang die Bedeutung der Zeit für die Psychopathologie. „Auch bei allen pathologischen Phänomenen sind immer die drei zeitlichen Ekstasen zu berücksichtigen und deren jeweilige Modifikationen.“ M. Heidegger, *Zollikoner Seminare*; Frankfurt a.M.: Klostermann 1987, S. 229.

jeder Mensch (durch eine ernste Infektion oder eine sensorische Deprivation) psychotische Symptome aufweisen kann oder weil jemand (beispielsweise im Zusammenhang mit einer hysterischen Position) ein umfassendes psychotisches Zustandsbild entwickeln kann. Der hier gemeinte Begriff bezieht sich auf psychotische Zustände, die auf eine vermutete psychotische Struktur im lacanschen Sinn zurückgehen, eine Struktur, die die psychotischen Symptome, im Falle der Dekompensation der Struktur, zwar ermöglicht, aber nicht zwangsläufig zu einer manifesten Psychose führen muss (wenn nämlich die Dekompensation ausbleibt, weil die Struktur genügend abgesichert bleibt).¹¹

Die Psychose im engeren und im hier gemeinten Sinn wird traditionsgemäß in drei Subkategorien unterteilt: Schizophrenie, Melancholie und Paranoia, die jede für sich auch wieder eine spezifische Störung des Raum-Zeit-Verhältnisses mit sich bringt. Es wird sich herausstellen, dass bei jeder der drei Subkategorien jeweils eine Raum- und Zeitdimension nicht mehr operativ beziehungsweise nicht-funktionell ist, wodurch die Dimensionalität selbst in Frage gestellt wird und der durch die Subjektivierung von Raum und Zeit bewirkte Abstand zu verschwinden droht. Dadurch droht das Subjekt selbst in einem zu direkten Verhältnis zur Wirklichkeit (in diesem Fall: zu Raum und Zeit) unterzugehen.

Die *schizophrene* Position ist die Ableitung eines Störungsbegriffs, der zwar nicht unumstritten ist, aber dennoch dauerhafte Anerkennung gefunden hat.¹² Zum Erscheinungsbild der Schizophrenie gehören einerseits die so genannten „positiven oder Plus-Symptome“

11 Diesbezüglich wird auf den Begriff „psychotische Struktur“ im Sinne Lacans verwiesen. Vgl. J. Lacan, „D’une question préliminaire à tout traitement possible de la psychose“, in: *Écrits*; Paris: Éd. du Seuil, 1966, p. 531–583, p. 575–577; deutsch: „Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht“, in: *Schriften II*; Olten: Walter-Verlag 1975, S. 61–119, S. 108–111. Der Begriff der psychotischen Struktur beinhaltet, dass diese durch Ergänzungen „kompensiert“ werden kann; s. C. Calligaris, „La structure psychotique hors crise“, in: M. Cadoret e.a., *L’abord des psychoses après Lacan*; Cahors: Point Hors Ligne 1994, p. 89–107. In der Vergangenheit wurde die psychotische Dekomposition bei Hysterie häufig beschrieben: die „*folie hystérique*“ oder die hysterische Psychose. S. J.-C. Maleval, *Folies hystériques en psychoses dissociatives* (1981); Paris: Payot 1991.

12 Eine Skizze des Erscheinungsbildes und der Funktionsstörungen bei Schizophrenie findet sich bei D. Hell und M. Fischer-Gestefeld, *Schizophrenien. Verständnisgrundlagen und Orientierungshilfen* (1988); Berlin, Heidelberg, New York: Springer 1993.

wie Halluzinationen und Wahnvorstellungen, andererseits die „negativen oder Minus-Symptome“ wie Beeinträchtigungen der Affektivität und der Kommunikations- beziehungsweise Kontaktfähigkeit: die symptomarmen Formen der Schizophrenie. Bleuler führte den Begriff „Autismus“ zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ein, um den Kern der symptomarmen Schizophrenie zu treffen, ein Begriff, der von dem unterschieden werden muss, welcher Störungen aus dem Autismus-Spektrum betrifft (die sich auf Beeinträchtigungen der Kontakt- und Kommunikationsfähigkeit beziehen). Er stimmt mit dem überein, was Minkowski, in der Nachfolge Bleulers, vor allem aber unter Einfluss der Lebensphilosophie von Henri Bergson, als „*perte de contact vital avec la réalité*“ bezeichnet hat, wobei der Kontakt zur Wirklichkeit insgesamt an Prägnanz verloren hat.¹³

Auf räumlicher Ebene ist die Fähigkeit, eine Zentralposition einzunehmen und von dieser Zentralperspektive aus die Wahrnehmung der Welt zu organisieren, offenbar verloren gegangen. Man spricht auch von einer „ptolemäischen Wende“, infolge der der Schizophrene nicht mehr aktives, sondern nur noch passives Zentrum sein kann: „die passive Mitte der Welt“. ¹⁴ Zwar ist das Raumbewusstsein des Schizophrenen intakt, und er weiß auch sehr wohl, wo er sich befindet, doch seine Zentrität beziehungsweise sein „Ich-hier“, sein *moi-ici*, fehlt, beziehungsweise ist nicht funktionell.¹⁵

Wenn das *moi-ici* als strukturierendes Prinzip fehlt oder ernsthaft geschwächt ist, ist auch der perspektivische Aufbau der Welt mangelhaft, und dadurch ist das Verhältnis zwischen Vordergrund und Hintergrund beziehungsweise Figur-Hintergrund instabil. Das Verhältnis Figur-Hintergrund bringt eine Gliederung in der Wahrnehmungswelt an und führt zur Kategorisierung dessen, was die Wahrnehmung bietet. Die Störung dieses Verhältnisses führt zur Überflutung durch Reize, die nicht durch Sinngebung und Kategorisierung miteinander verbunden sind, wodurch der Betreffende der rauen Wirklichkeit, dem Reellen, ausgesetzt ist. Wenn die Wirklichkeit derart ungefiltert zu nahe kommt, werden Halluzinationen (als positive Symptome) möglich. Mehr Abstand impliziert eine Rückzugsbewegung und ermög-

13 E. Minkowski, *La schizophrénie* (1927); Paris: Payot 1997, S. 132.

14 K. Conrad, *Die beginnende Schizophrénie. Versuch einer Gestaltsanalyse des Wahns* (1958); Stuttgart: Thieme 1987, S. 77. Conrad spricht von einer „Anastrophé“ beziehungsweise einer Umkehr. Ein Patient sagt diesbezüglich (S. 76): „Ich habe das Gefühl, als drehe sich alles um mich.“

15 E. Minkowski, *La schizophrénie* (1927); op. cit., S. 94.

licht anschließend Desinteresse und Zerfall von Funktionen (als negative Symptome) – unabhängig von der Frage, was hier den „Primat“, den Vorrang hat: die zu große Distanz oder die zu große Nähe zum Reellen.¹⁶

Auch das Zeitverhältnis ist gestört, und zwar hinsichtlich der Vergangenheit. Hierbei geht es nicht um das Zeitbewusstsein im Sinne der Erinnerung an die Vergangenheit, sondern um die tragende Kraft dieser Vergangenheit, insofern als die Vergangenheit die Gegenwart trägt und dadurch die Kontinuität von Handeln und Erleben garantiert. Was normalerweise einfach eine Tatsache ist, muss dann jedes Mal aufs Neue aufgebaut werden. Die kontinuierliche Bewegung, die macht, dass die Gegenwart von der Vergangenheit getragen wird, ist verloren gegangen. Was fehlt, ist die „rückwärts gerichtete Kontinuität“. Insbesondere geht es um den Aspekt des „Je-schon“, das teilweise nicht mehr funktioniert.¹⁷ Da es in einer solchen fundamentalen psychotischen Störung keine dauerhafte Vergangenheit gibt, gibt es auch keine Zukunft. Ohne das „Woher“ gibt es kein „Wohin“. Das Fehlen der Zukunft beruht, theoretisch ausgedrückt, auf der Tatsache, dass die Beziehung zur Vergangenheit verloren gegangen ist. Die Dimensionalität der Zeit selbst ist gestört.

Blankenburg führte in den 70er-Jahren des vorigen Jahrhunderts die treffende Formulierung vom „Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit“ ein. Damit deutete er die Tatsache an, dass das, was „sich von selbst versteht“ und die Grundlage für Denken, Handeln und gesellschaftlichen Verkehr bildet, sich bei dieser Störung nicht mehr von selbst versteht, sondern problematisch geworden ist. So sagt eine seiner Patientinnen: „Was fehlt mir eigentlich? So etwas Kleines, so komisch, so etwas Wichtiges, ohne das man aber nicht leben kann. Ich war nicht gewachsen. Ich war einfach da, nur hingehört, aber nicht dabei. Das ist wohl die natürliche Selbstverständlichkeit, die mir fehlt.“¹⁸ Dieses Fehlen einer tragenden Selbstverständlichkeit (das

16 Eine Sicht auf einen derartigen Zusammenhang zwischen positiven und negativen Symptomen geben D. Hell und M. Fischer-Gestefeld, *Schizophrenien* (1988); op. cit., S. 85–88.

17 Dies bezieht sich auf das, was bei Heidegger die „Gewesenheit“ heißt, beziehungsweise die nimmermüde Vergangenheit, die hinter unserem Rücken aktiv ist, das „Je-schon“ bzw. ein „apriorisches Perfekt“. S. dazu M. Heidegger, *Sein und Zeit* (1927); Tübingen: Max Niemeyer 1967, S. 85.

18 Und sie fährt fort: „Ich war nicht gewachsen. Jeder Mensch muß wissen, wie er sich verhält. Mir haben die Grundlagen gefehlt.“ Vgl. W. Blankenburg, *Der Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit. Ein*

„Je-schon“) führt dann möglicherweise zu einem Übermaß an Reflexion, weil immer wieder aufs Neue ausgedacht und „erfunden“ werden muss, was normalerweise „von selbst“ geschieht und einfach Tatsache ist.

Die *melancholische* Position wurde von jeher mit einem gestörten Verhältnis nicht zur Vergangenheit, sondern – und das mag auf den ersten Blick paradox erscheinen – zur Zukunft assoziiert. Gerade die Melancholie wurde herkömmlicherweise von der Zeitproblematik her beleuchtet.¹⁹ Bei der Melancholie, wie sie hier besprochen werden soll, handelt es sich um die traditionelle Melancholie (als ernste depressive Störung mit oder ohne psychotische Merkmale), insofern das Thema Schuld und Verlust eine Rolle dabei spielt.

Als Kernthema wurde stets, wie gesagt, die Zeitproblematik angewiesen. Das liegt auch auf der Hand, da die Klage *par excellence* des Melancholikers ja lautet, er habe einen großen Fehler gemacht, der nie wiedergutmachen und fatal sei. Der Melancholiker lebt gefesselt an eine Vergangenheit, die absolute Macht über ihn ausübt. Diese Fixierung auf die Vergangenheit hat man sich aus der Abgeschnittenheit von der Zukunft heraus erklärt. Letztere kann – aus der Perspektive der Psychopathologie, die sich an der Lebensphilosophie orientiert – als Fehlen der Lebenskraft aufgefasst werden, die normalerweise das Leben als eine *vis a tergo*, „eine von hinten treibende Kraft“ vorwärts schiebt.²⁰ Der Melancholiker kommt zu nichts, weil ihm die Lebenskraft fehlt, die jedes „Können“ erst ermöglicht.

Das Abgeschnittensein von der Zukunft kann aber auch vom Gesichtspunkt der phänomenologisch-anthropologischen Zeitproblematik aus betrachtet werden, in der die Dimensionalität im Mittelpunkt steht. Diesem Gedankengang zufolge kommt der Melancholiker zu nichts, weil „Können“ die Fähigkeit voraussetzt, die Zukunft vorwegzune-

Beitrag zur Psychopathologie symptomarmer Schizophrenien; Stuttgart: Enke 1971, S. 42; s. auch S. 21, 60, 77, 100–104.

- 19 S. E. Straus, „Das Zeiterleben in der endogenen Depression und in der psychopathischen Verstimmung“ (1928); in: E. Straus und J. Zutt (Hg.), *Die Wahnwelten (Endogene Psychosen)*; Frankfurt a.M.: Akademische Verlagsgesellschaft 1963, S. 337–351. S. auch V.E. von Gebattel, „Zeitbezogenes Zwangsdenken in der Melancholie“; in: Ders., *Prolegomena einer medizinischen Anthropologie*; Berlin, Göttingen, Heidelberg: Springer 1954, S. 1–18.
- 20 Eine Kritik an der lebensphilosophischen Betrachtungsweise der Zeitproblematik (als zu beschränkt) findet sich in M. Theunissens „Melancholisches Leiden unter der Herrschaft der Zeit“; in: Ders., *Negative Theologie der Zeit*; Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, S. 218–285. S. beispielsweise ebd., S. 222–224, 236–238.

men, beziehungsweise sich in sie hineinzusetzen, genau das, wozu er nicht imstande ist. Wenn der Weg in die Zukunft abgeschnitten ist, wird die Vergangenheit übermächtig. Die Unkorrigierbarkeit eines eventuell auftretenden Wahns erklärt sich letztendlich – so darf man annehmen – aus dem abgeschnittenen Charakter der Zukunft.

Das räumliche Korrelat für das Fehlen der Zukunftsdimension ist das Fehlen der Höhendimension, was auf die Unfähigkeit schließen lässt, sich über die Situation zu erheben und sie zu relativieren. Die Metapher, in die der Melancholiker traditionsgemäß seine Klage kleidet, weist in die gleiche Richtung. Die Aussichtslosigkeit seiner Lage erfährt er als abgrundtiefes Loch, aus dem es für ihn kein Entrinnen gibt.

Auch in der *paranoiden* Position schließlich kann man eine Zeit-Raum-Problematik erkennen, die sich diesmal nicht auf Zukunft und Höhe bezieht, sondern auf „Gegenwart“ und „Breite“. Es geht dabei um den klassischen Begriff der Paranoia, der in der älteren psychopathologischen Literatur gegen den der Schizophrenie abgegrenzt wird und heute unter dem Namen „Wahnstörung“ läuft. Es geht also nicht um die paranoide Form der Schizophrenie.²¹ Im paranoiden Wahn wähnt der Paranoiker sich verfolgt und benachteiligt. In dem Fall ist in der Vergangenheit etwas vorgefallen, an das er sich klammert und wovon er erwartet, dass es sich in der Zukunft stets wiederholen wird. So wird das Leben zu einem Kreislauf, in dem die Vergangenheit sich mit Gewissheit unverändert in der Zukunft fortsetzt. Zwischen Vergangenheit und Zukunft hat eine Art „Kurzschluss“ stattgefunden, wobei die Gegenwart durch Eliminierung oder Implosion zerstört wurde. Die Zukunft ist die identische Wiederholung einer erstarrten Vergangenheit. Die Distanz, die die Gegenwart erzeugt durch die Dauer, die jede Gegenwart in sich trägt, ist aufgehoben. Wie der Melancholiker durch die Auflösung der Zukunft der Vergangenheit ausgeliefert ist, so ist der Paranoiker durch die Auflösung der Gegenwart der Zukunft ausgeliefert, die eine identische Wiederholung der Vergangenheit ist. Letztendlich führt dies dann auch zur Auflösung der dimensionalen Zeit als solcher und zum Ausgeliefertsein an die lineare Zeit. Dann ist der Paranoiker einer linearen Zeit ausgeliefert, die die Form eines geschlossenen Kreises annimmt. Hier handelt es sich nicht um das ständige Verlusterlebnis des Melancholikers, sondern um die ewige Wiederkehr des Gleichen.

21 Zur Wahnstörung vgl. American Psychiatric Association, *Diagnostical and Statistical Manual of Mental Disorders*; Fourth Edition Text Revision; Washington: APA 2000, S. 323 (Axis I–297.1).

Wie die Gegenwart in der traditionellen Zeitphilosophie immer als „Grenze“ (*peras*) gesehen wurde, und zwar als Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft, so spiegelt sich die Auflösung der Gegenwart räumlich in der Auflösung der Dimension der begrenzten Fläche. Daher hat die traditionelle Psychopathologie die Paranoia oft mit „Entgrenzung“ in Zusammenhang gebracht: „Dieser Vorgang des Schwindens von Grenzen, ihr Durchlässig- und Verschwommenwerden mag als *Entgrenzung* bezeichnet werden.“²²

Die Beziehung zum Anderen und zu sich selbst: das Begehren

Die Beziehung zum Anderen und zu sich selbst ist ein zweites Potenzial an Beziehungen. Die Welt wird nicht nur durch Raum und Zeit konstituiert, sondern entsteht auch durch das Intersubjektive. Wir begegnen anderen Menschen und verhalten uns zu ihnen, während wir für andere wiederum „der Andere“ sind. Die Beziehung zum Anderen und damit zu uns selbst ist als zweites Strukturelement der Welt zu verstehen, weil dieses Verhältnis die Welt (mit-)bestimmt. Wenn wir von der Grundannahme ausgehen, dass Menschen begehrende Wesen sind und dass sie, wenn sie einander begegnen, etwas voneinander wollen, kann man die möglichen Kontaktformen zu schematisieren versuchen.

Zuvor stellt sich aber noch eine Frage, und zwar die nach dem Ursprung des Begehrens. Die Frage nach dem Ursprung eines bestimmten Verhältnisses in der Welt führt uns auf ein anderes Niveau, das nicht so sehr auf die Strukturmomente der Welt Bezug hat, als vielmehr auf das strukturierende Prinzip der Weltgestaltung: die Symbolisierungsfunktion. Diesen Übergang haben wir auch bei der Behandlung von Raum und Zeit vollzogen, als wir feststellten, dass bei der Umformung der materiellen Wirklichkeit in eine Welt durch die Einführung der dimensionalen Zeit eine Subjektivierung von Raum und Zeit stattfindet.

So sollte das Subjekt, parallel hierzu, nicht nur der Natur, sondern auch dem Anderen gegenüber (auf intersubjektiver Ebene) eine gewisse Distanz walten lassen und auf einen allzu direkten Kontakt zur un-

22 C. Kulenkampff, „Entbergung, Entgrenzung, Überwältigung als Weisen des Standverlustes. Zur Anthropologie der paranoiden Psychosen“; in: E. Straus und J. Zutt (Hg.), *Die Wahnwelten (Endogene Psychosen)*; op. cit., S. 202–218; s. S. 204.

vermittelten Gegenwart sowie auf das damit verbundene „ungehemmte Genießen“ verzichten.²³ Diese Distanz, so legt Lacan dar, wird durch die Sprache hergestellt, die mit der Benennung selbst den Zustand der unmittelbaren Einheit verloren gehen lässt und bewirkt, dass das Subjekt und der Andere in der gegenseitigen Benennung eine gewisse Selbständigkeit zueinander erreichen. So impliziert Sprache einen Verlust, weil der ursprüngliche Zustand unmittelbarer Gegenwart verloren gegangen ist. Dieser Verlust oder Mangel lässt ein Begehren entstehen, dem Mangel abzuhelfen, ein Begehren, das niemals erfüllt werden kann, da seine Erfüllung ja dazu führen würde, dass dem Mangel, und damit der menschlichen Subjektivität, abgeholfen würde. So besteht ein enger Zusammenhang zwischen „Sprache“ und „Begehren“, insofern als die Sprache als Vermittlungsinstanz sowohl den Mangel als das Begehren einführt.²⁴

Nochmals: Erläuterung zur Psychose

Wie oben dargelegt, steht in der psychotischen Struktur die Subjektivität des Subjekts selbst zur Diskussion – wie die Erörterung der aufgehobenen Subjektivierung von Raum und Zeit verdeutlichte. Parallel hierzu ist in der psychotischen Struktur die „Beziehung zum Anderen“ von Grund auf gestört. Dabei geht es nicht um die Frage, ob es tatsächlich einen Anderen gibt – den gibt es schließlich immer –, sondern darum, ob für den anderen überhaupt „Platz“ ist. Denn dazu bräuchte es, um im Bild zu bleiben, ja zumindest einen „freien Stuhl“, einen „leeren Platz“, den ein konkreter anderer einnehmen könnte.²⁵

23 J. Lacan, „Subversion du sujet et dialectique du désir dans l'inconscient freudien“; in: *Écrits*; op. cit., S. 793–827, S. 821: „Ce à quoi il faut se tenir, c'est que la jouissance est interdite à celui qui parle comme tel.“; deutsch: „Subversion des Subjekts und Dialektik des Begehrens im Freudschen Unbewußten“; in: *Schriften II*; op. cit., S. 165–203, S. 198: „An das Folgende muß man sich halten: Lusterfüllung ist dem, der spricht, als solchem schon untersagt.“

24 J. Lacan, „L'instance de la lettre dans l'inconscient ou la raison depuis Freud“; in: *Écrits*; op. cit., S. 493–528; deutsch: „Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud“; in: *Schriften II*; op. cit., S. 15–56. Vgl. auch A. Mooij, *Taal en verlangen. Lacans theorie van de psychoanalyse* (1975); Amsterdam: Boom 2001, S. 122–128.

25 Dies ist eine kurze Wiedergabe von Lacans (erster) Psychose-Auffassung. Vgl. J. Lacan, „D'une question préliminaire ...“; op. cit., S. 575: „C'est dans un accident dans ce registre et de ce qui s'y accomplit, à sa-

Die Modalität des „Mit-anderen-in-der-Welt Seins“ fehlt, diese Selbstverständlichkeit ist verloren gegangen oder muss sozusagen bei jeder Begegnung wieder neu aufgebaut oder erkämpft werden. Wenn der andere seine Ansprüche anmeldet – trotz der Tatsache also, dass für ihn gar kein Platz ist, den er in seinem begrenzten Sein einnehmen kann –, ist das Subjekt einem – in diesem Fall – allmächtigen Anderen ausgeliefert.²⁶ Dieser andere weist keinen einzigen Mangel auf, so dass man sich ihm, dem allmächtigen Anderen, in Verfolgungswahn oder Halluzination nicht entziehen kann. Die subjektive Position, die damit korreliert, ist der Verlust der eigenen Position, die sich von der des anderen unterscheidet. Das Subjekt hat solchermassen den Halt in sich selbst verloren, es gründet sich auf nichts und ist daher der uneingeschränkten Macht des Anderen ausgeliefert. Innerhalb der psychotischen Struktur haben die schizophrene, die melancholische und die paranoide Position ihr jeweils eigenes Erscheinungsbild.

In der *schizophrenen* Position ist das Verhältnis zum eigenen Körper, ausgehend vom gestörten Verhältnis zum Anderen und zum Selbst, geschwächt.²⁷ Der Körper ist ja die Inkarnation der Subjektivität, wie auch die Subjektivität körperlich ist. Das gestörte Verhältnis zum Körper als eigenem Körper korrespondiert mit dem, was in Bezug auf das Verhältnis zum Raum als fehlendes *moi-ici* beschrieben wurde. Dies führt zu einer Fragmentierung der Einheitserfahrung des Körpers und anschließend zur Desorganisation des Handelns, insofern als Handeln ein intaktes Verhältnis zur körperlichen Subjektivität vor-

voir la forclusion du Nom-du-Père à la place de l'Autre, et dans l'échec de la métaphore paternelle que nous désignons le défaut qui donne à la psychose sa condition essentielle, avec la structure qui la sépare de la névrose.“; deutsch: „Über eine Frage ...“; op. cit., S. 108: „Der Defekt, der die Psychose wesentlich bedingt und ihr seine Struktur gibt, die sie von der Neurose unterscheidet, besteht unserer Auffassung nach in einem Defekt dieses Registers und dessen, was in ihm sich erfüllt, nämlich die Verwerfung des Namens-des-Vaters am Platz des Anderen und im Mißlingen der Vatermetapher.“ Vgl. auch J.-D. Nasio, *Les yeux de Laure. Le concept de l'objet a dans la théorie de J. Lacan*; Paris: Payot 1987, S. 120–126.

- 26 J. Lacan, „D'une question préliminaire ...“; op. cit., S. 577: „Pour que la psychose se déclenche, il faut que le Nom-du-Père, *verworfen*, forclos, c'est à dire jamais venu à la place de l'Autre, y soit appelé en opposition symbolique au sujet.“; deutsch: „Über eine Frage ...“; op. cit., S. 110: „Damit die Psychose ausgelöst wird, muß der Namen-des-Vaters, der *verworfen*, d.h. nie an den Platz des Anderen gekommen ist, daselbst angerufen werden in symbolischer Opposition zum Subjekt.“
- 27 J.-C. Maleval, *Logique du délire*; Paris: Masson 2000.

aussetzt. Der eigene Körper und alles, was zu seiner Sphäre gehört, markiert dabei die Grenze zur Außenwelt. Es kann dann nicht nur zu einer Fragmentierung des Körperbildes kommen, sondern auch zum Verschwimmen der Grenze zwischen Körper und Außenwelt. So wird eine Form des „Transitivismus“ möglich, bei der das Subjekt das fühlt, was in der Außenwelt stattfindet. Durch die fehlende Abgrenzung und Unterscheidung kann auch die formende Bedeutung des Geschlechtsunterschieds wegfallen. Das kann sich in einer „Verweiblichung“ (bei männlichen Patienten) manifestieren, beziehungsweise einem *pousse à la femme* im Sinne Lacans. Im Grunde geht es um eine Aufhebung der „Mangelfunktion“, wodurch der Abstand zwischen dem Subjekt und seiner Welt aufgehoben und das Subjekt in steigendem Maße einer psychisch nicht verarbeiteten und nicht symbolisierten Wirklichkeit preisgegeben ist.

Wenn (und sofern) der Unterschied und somit der Mangel aufgehoben wird, entsteht auch ein besonderes Verhältnis zur Schuld. Wenn nämlich für den Mangel kein Platz ist, ist er nicht existent und kann als solcher, im Sinne eines Versagens, auch niemandem angelastet werden. Dann fehlt es gewissermaßen auch an Schuldfähigkeit, so dass es auch nicht angemessen erscheint, jemandem die Schuld an Verhaltensweisen und insbesondere an schweren Delikten zuzuweisen, die aus einem psychotischen Zustand aufgrund einer schizophrenen Position hervorgegangen sind.

Auch innerhalb der *melancholischen* Position spielt Schuld eine Rolle, wenn auch in anderer Weise. Sie ist hier nämlich das Grundthema. Wie oben schon deutlich wurde, lässt sich die Bedeutung der Schuld gut von der Zeitproblematik her verstehen. Wem die Zukunft verschlossen ist, dem ist es auch nicht möglich, von dort aus auf die Vergangenheit zurückzukommen. Er kann das, was in der Vergangenheit geschehen ist, nicht mit anderen Augen betrachten und daher auch nicht mehr revidieren. Die Schuld steht unumstößlich fest und ist untilgbar.

Die Schuld kann auch von der Problematik der Intersubjektivität her verstanden werden. Die Entstehung des Subjekts kann, so sahen wir, als ein Verzicht auf Unmittelbarkeit und auf unmittelbares Genießen gedacht werden, wodurch ein Leben ermöglicht wird, das sich sowohl durch Distanz des Subjekts zu einem Anderen kennzeichnet als auch durch einen Mangel, der wiederum Träger des Begehrens ist. So wird ein Leben mit der ihm innewohnenden *douleur d'exister* (dem Existenzschmerz) möglich, dessen Grundton melancholisch ist, wegen all dem, was „verloren gegangen ist“. Diese *bonne mélancolie* bezie-

hungsweise *capacité dépressive* zeigt an, dass durch Vermittlung der Symbolisierung ein Verlust erlitten wurde, der einen in gewissem Maße gegen die Verluste wappnet, die das Leben mit sich bringt.²⁸

Wenn jedoch dieser Basisverlust *nicht* akzeptiert wurde, wird auch das Annehmen jedes weiteren Verlustes (einer Person, einer Liebe, einer Stelle) schwierig, wo nicht unmöglich – wenn man bedenkt, wie schwierig das schon für jemanden ist, der diese „Fähigkeit zur Depression“ wohl besitzt. Die Unfähigkeit, einen Verlust zu verarbeiten, führt zu einer *douleur d'exister à l'état pur* beziehungsweise zu einer Melancholie im engeren Sinn, nicht zu verwechseln mit der *douleur d'exister*, die zum Dasein gehört.²⁹ Ein Unheil ist geschehen, das den Verlust verursacht hat, wobei die Strategie des Melancholikers darin besteht, den Fehler bei sich selbst zu suchen: Er ist schuldig, er ist es nicht wert, weiter zu leben. Überdies hat das unmittelbare Genießen, auf das zum Teil kein Verzicht geleistet wurde, aufgrund derselben Strategie seinen Sitz im Melancholiker selbst. Dieses destruktive Genießen führt zu einer gegen das Subjekt selbst gerichteten Aggression, zu Selbstzerstörung und manchmal sogar zu Selbstmord.

Im Spektrum der Psychose wird die *paranoïde* Position oft als Gegenpol zur Melancholie gesehen.³⁰ Der Melancholiker beschuldigt sich selbst, der Paranoiker den Anderen: *le paranoïaque accusateur et le mélancolique autoaccusateur*. Der Paranoiker gibt also auf die gleiche Frage – die Frage nach der Ursache des Unheils – eine ähnliche, sei es entgegengesetzte Antwort. Mangels einer mit der ursprünglichen Symbolisierung einhergehenden Grundakzeptanz des Verlustes wird es später nicht oder kaum möglich, einen wirklichen Verlust zu verarbeiten. Wie der Melancholiker die Schuld auf sich nimmt, so weist der Paranoiker dem Anderen die Schuld an seinem Leiden zu. Wie der Melancholiker auch das unmittelbare Genießen in sich platziert, wodurch er sich selbst verfolgt, platziert der Paranoiker das un-

28 Der Begriff „capacité dépressive“ stammt von Fédida; in: P. Fédida, *Les bienfaits de la dépression. Éloge de la psychothérapie*; Paris: O. Jacob 2001, S. 16, 52, 73. Der Begriff „bonne mélancolie“ ist von A. Juranville; in: A. Juranville, *La mélancolie et ses destins*; Paris: Éditions in Press 2005, S. 17, 35.

29 J. Lacan, „Kant avec Sade“; in: *Écrits*; op. cit., S. 765–790, S. 777. Er spricht dort von einer „douleur d'exister à l'état pur“; deutsch: „Kant mit Sade“; in: *Schriften II*; op. cit., S. 133–163, S. 148: „Schmerz im Reinzustand“.

30 C. Soler, „Paranoïa et mélancolie“; in: H. Castanet (red.), *Le sujet dans la psychose. Paranoïa et mélancolie*; Nice: Z'édicions 1990, S. 37; sie verweist auf J. Cotard, J. Seglas.

mittelbare Genießen in den Anderen, der ihn dann verfolgt. So kann man die Melancholie und die Paranoia einander gegenüberstellen und zugleich den Gegensatz relativieren.

Gemeinsam ist ihnen die Nicht-Akzeptanz eines ursprünglichen Mangels oder Verlustes, weil die damit einhergehende Symbolisierungsfunktion, die Trennung und Unterscheidung bewirkt, defizient oder nicht operational ist. Das ist dann zugleich die den drei Psychosen gemeinsame Grundlage, die sich durch ihre Art des Umgangs mit der Schuld voneinander unterscheiden: Schuldunfähigkeit (schizophrene Position), Überschwemmtwerden durch eine namenlose Schuld (melancholische Position) und Übertragung einer ebenso maßlosen Schuld auf einen Anderen (paranoide Position).

Symbolisierung und Loslösung

Wer von Trennung und Unterschied spricht, spricht zugleich von der Bedeutung der Symbolisierungsfunktion für die Loslösung. Die Symbolisierungsfunktion hat keinen Bezug auf die tatsächliche Struktur einer bestimmten Welt, sondern auf das strukturierende Prinzip an sich. Diesem Prinzip begegneten wir schon bei der Beschreibung der Art und Weise, wie die physikalische Wirklichkeit von Raum und Zeit auf Distanz gehalten und zu einer Welt mit dimensionaler Zeit und dimensionalem Raum umgestaltet wird. Und wir begegneten ihm bei der Beschreibung des „Ursprungs“ des Begehrens, wobei eine unmittelbare Gegenwart auf Distanz gehalten wird und eine intersubjektive Welt entsteht. Der Kern dieses „auf Distanz halten“ beziehungsweise Loslösens ist der Symbolisierungsprozess, insofern im Symbolisieren die Wirklichkeit des Seins in eine Welt umgeformt wird. Loslösung und Symbolisierung gehen somit Hand in Hand.

Wie verhält sich das Niveau der Symbolisierungsfunktion zu dem der Welt mit ihren Zeit- und Raumstrukturelementen, dem Verhältnis des Subjekts zu sich selbst und zu einem Anderen? Die grundlegende Symbolisierungsfunktion trägt die faktischen Symbolisierungen/Lösungen. Die Symbolisierungsfunktion ermöglicht die faktischen Symbolisierungen und tritt also sowohl in den faktischen als auch in den infolge einer mangelnden Symbolisierungsfunktion versagenden Symbolisierungen zutage. Die Symbolisierungsfunktion hat also eine voraussetzende bzw. „transzendente“ Aufgabe.

Genau aus diesem Grund hat sich die psychotische Störung als so lehrreich erwiesen. Das Nicht-operationell-Sein der Symbolisierungs-

funktion macht sichtbar, was sie im Wesentlichen bewirkt. Diese Störung macht *ex negativo* deutlich, was die Symbolisierungsfunktion „hinter unserem Rücken“ leistet, weil sie dort in gewissem Sinn nicht aktiv ist. Letztendlich bewirkt die Symbolisierungsfunktion, dass die unmittelbare Wirklichkeit durch ihre symbolische Bezeichnung überschritten wird: „Dies ist ein Haus“, „das bist du.“ Die Symbolisierungsfunktion bringt eine Loslösung zustande – wie sich wiederholt zeigte, in doppeltem Sinn: im Verhältnis zur Umwelt und im Verhältnis zum Anderen. In ihr entsteht eine subjektive Welt der Räumlichkeit und Zeitlichkeit, ein Verzicht auf die unmittelbare Gegenwart des Anderen und eines „unmöglichen Genießens“, das diese unmittelbare Gegenwart bieten würde. Durch die Symbolisierung wird eine Distanz zur Wirklichkeit geschaffen, und es entsteht eine bedeutungsvolle Welt mit Objekten und Subjekten, zu denen wir uns verhalten, weil sie für uns da sind. Die Symbolisierungsfunktion schafft Voraussetzungen und hat eine „transzendente Funktion“. Die theoretische Bedeutung der psychotischen Störung liegt darin, dass sie im negativen Sinn zeigt, was diese Funktion „normalerweise“ bewirkt.

Aus dem Niederländischen von Christiane Kuby

BEMERKUNGEN ZU SCHULD UND ZEIT IN DER PSYCHOSE

ANDRÉ MICHELS

In einem ersten Teil meines Beitrags möchte ich auf das Verhältnis von Psychiatrie und Psychoanalyse eingehen, das von jeher reich an Missverständnissen war. Dies trifft bereits für die Beziehung von Freud und E. Bleuler zu, die letzteren zur vielsagenden Bemerkung in einem noch unveröffentlichten Brief an Freud veranlasste: „Ihre Psychologie ist eine ganz andere als die meine.“

In einem zweiten Teil werde ich – vom Standpunkt der Psychoanalyse aus – einige Gedanken zur Kernproblematik der Psychosen entwickeln; wobei ich mir zuerst einen Begriff von der Schuld zu verschaffen suche, der auch in der forensischen Psychiatrie eine große Bedeutung zukommt, um sie in ihrem Bezug zur Zeit etwas näher zu untersuchen. Eine Frage, die sich mir dabei aufdrängte, ist jene nach der Einheit von manchmal sehr unterschiedlichen und heterogenen Krankheitsbildern der Psychose.

Nomenklatur

Was lehrt uns also das Verhältnis von Psychiatrie und Psychoanalyse zur Geschichte der Psychosen? Sehr hilfreich wäre es, auf die Genese der einzelnen nosographischen Kategorien – Hebephrenie, Dementia praecox, Schizophrenie, Paranoia, Paraphrenie usw. – einzugehen. Zu beachten wären die Zusammenhänge zwischen der Dynamik der Psychosen und ihrer Benennung, welche die Psychiater in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts beschäftigt haben. 100 Jahre später scheint die traditionelle Nomenklatur ausgedient zu haben. Was hat das wohl zu bedeuten?

In einem seiner ersten Briefe an Freud aus dem Jahre 1907 stellt Karl Abraham den Begriff der Demenz in Frage.¹ Freud schreibt seinerseits an C.G. Jung von einer „verwerfliche[n] Namengebung“.² Nach neuen Wegen und Begriffen suchend, arbeitete Bleuler zur gleichen Zeit bereits an seinem Hauptwerk, *Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien*, das 1911 als Teilband des von Aschaffenburg herausgegebenen *Handbuchs der Psychiatrie* erschienen ist.³ Sein Name bleibt an den von ihm geschaffenen Begriff der „Schizophrenie“, ebenso wie jener Kraepelins an den der „Dementia praecox“, gebunden. Berechtigterweise aber kann man sich heute fragen, was mit dieser neuen Namengebung gewonnen war.

Der Name begründet das Neue und bekrundet den Bruch mit dem Alten, Vergangenen, dessen Spuren er aber noch in sich trägt und somit überträgt. Der Name unterscheidet sich vom Begriff dadurch, dass dieser sich auf ihn, als Referenzpunkt, beziehen kann. Die Begriffe strukturieren ihrerseits das durch den Namen aufgezeigte Feld, stellen Grenzpfosten auf, durchziehen es mit Wegen und Straßen und bezeichnen die Orte, an denen man sich aufhalten oder ansiedeln kann. Mit einer Namensänderung verlieren die herkömmlichen Begriffe an Einfluss und Bedeutung, etwa so wie alte Dignitäten bei einem Regierungswechsel, der einen Minister – zumindest *de jure* – seiner Funktion enthebt und somit wieder in einen Normalbürger verwandelt.

Bleulers Prägung des Wortes „Schizophrenie“ war – zum Teil – das Resultat seiner Begegnung mit Freud und der Psychoanalyse. Beide hatten sich viel davon erwartet: Bleuler eher theoretisch, auch wenn sich der Gewinn in Grenzen hielt, Freud mehr politisch, hinsichtlich der von ihm angestrebten Annäherung an die Psychiatrie. Mit Bleuler, der sich nur sehr bedingt auf die Psychoanalyse eingelassen hat, ist ihm nicht der große Durchbruch gelungen. Der Psychogenese räumte er zwar, in Bezug auf die Entwicklung der sekundären Symptome, einen gewissen Raum ein, der Kern der Schizophrenie blieb jedoch, seiner Auffassung nach, weiterhin organisch begründet. Des Weiteren wurde Bleuler, was den Ablauf der Krankheit und ihre Beeinflussung durch die Psychoanalyse betrifft, mit der Zeit viel pessi-

-
- 1 S. Freud, K. Abraham, *Briefe 1907–1926*, hg. von H.C. Abraham und E.L. Freud; Frankfurt a.M.: S. Fischer 1965, S. 22.
 - 2 Es ist die Rede vom „masturbatorischen Irrsein“; in: S. Freud, C.G. Jung, *Briefwechsel*, hg. von W. McGuire und W. Sauerländer; Frankfurt a.M.: S. Fischer 1974, S. 17–18.
 - 3 E. Bleuler, *Dementia praecox oder Gruppe der Schizophrenien*; Leipzig, Wien: Franz Deuticke 1911 (*Handbuch der Psychiatrie*, hg. von G. Aschaffenburg, B: Spezieller Teil, 4. Abteilung, 1. Hälfte).

mistischer. Ab 1926 kehrte er vollständig zum anatomo-klinischen Krankheitsbild, also zu einer rein medizinischen Ätiologie der Psychosen zurück. Nichtsdestoweniger – oder gerade deshalb – galt der Name „Schizophrenie“ geradezu als Synonym für Psychose, Wahnsinn, Geisteskrankheit, und dies bis die amerikanische Psychiatrie Anfang der 80er Jahre mit dem *DSM III* ihre Dekonstruktion der europäischen Tradition in Angriff nahm.

Auch wenn das Wort „Schizophrenie“ jahrzehntelang in jedermanns Mund war und noch heute zur Umgangssprache gehört, hat es nie den Status eines Paradigmas erlangt, der es erlaubt hätte, das Feld der Psychosen neu zu ordnen, ähnlich wie es Freud mit seiner Theorie der Hysterie gelungen war, das Feld der Neurosen von den anderen seelischen Störungen zu unterscheiden und somit lesbar zu machen. Seine Konzeption der Neurosen wurde bis auf den heutigen Tag, mit wenigen Ausnahmen, nicht ernsthaft in Frage gestellt, was von einer großen begrifflichen Stabilität zeugt. Dasselbe lässt sich von der Schizophrenie und ihrer heuristischen Bedeutung nicht behaupten. Einen ersten Hieb verabreichte ihr Bleuler selbst, indem er sie definitiv in der Anatomie zu verankern suchte und damit jeden Anspruch auf ein eigenes, autonomes Paradigma aufgab. Sein Sohn Manfred Bleuler – sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Psychiatrie und als Direktor des Burghölzli – tat den Rest in seinen Langzeitstudien. Wenn er die Schizophrenie, das Lebenswerk seines Vaters, in den siebziger Jahren in der „Persönlichkeit“ ansiedelte – und dadurch ihrem organischen Fundament den Boden entzog –, so hat er einen nicht unwesentlichen Beitrag zu ihrer „wissenschaftlichen“ Grablegung geleistet.

Es ist anzunehmen, dass vom Wort „Schizophrenie“ – wie es für die aus dem 19. Jahrhundert stammende „Neurasthenie“ der Fall war – einmal nur noch eine leere Worthülse übrigbleiben wird. Um auf das zurückzukommen, was sie bezeichnet, bedarf es eines anderen Ansatzes. Keine Namengebung hat sich bis heute aufgedrängt oder durchgesetzt, um eine hypothetische Nachfolge anzutreten oder eine paradigmatische Funktion zu beanspruchen.

Psychiatrie und Psychoanalyse

Psychiatrie und Psychoanalyse unterscheiden sich – was ihr Verständnis der Psychosen anbelangt – dadurch, dass jene sie vorwiegend einem naturwissenschaftlichen Paradigma unterordnet, dem neuesten Stand der biologischen Forschung folgend, während diese sich eher

auf ein singuläres Wissen einlässt, das ihr der Psychotiker – aufgrund und trotz seiner „gestörten Subjektivität“ – übermittelt. Nur unter dieser Voraussetzung vermag er die Position des Objekts gegen jene des Subjekts einzutauschen, wobei seinen Worten, seinem Diskurs, die größte Bedeutung zukommt.

Der Psychiatrie gelten die Eigentümlichkeiten der Sprache als Defizit: Gedankensprünge, Assoziationsspaltungen, Gedächtnislücken, Irrationalismen, Stereotypen, Neologismen, Ideenflucht usw. werden aufgezeichnet und in eine bestimmte nosographische Kategorie eingeordnet. Testverfahren und Skalen dienen dazu, den Diskurs zu objektivieren und das so gewonnene Material statistisch zu verwerten, um einem – wie auch immer gearteten – Anspruch auf Wissenschaftlichkeit gerecht zu werden. Die Psychoanalyse versucht, im Gegensatz dazu, eine subjektive Position des Wissens zu entwickeln. Sie lässt sich von den Signifikanten des Patienten leiten, um der Genese des psychotischen Prozesses auf die Spur zu kommen.

Die Psychiatrie zeichnet sich – wie der Rest der Medizin – durch eine Klinik des Auges aus; der Grund, weshalb in keinem ihrer klassischen Handbücher die Abbildungen von so genannten Geisteskranken fehlen. Der Blick ist allerdings mit der Zeit tief ins Körperinnere – bis zur Erforschung der Organe, ihrer Gewebe, Zellen und anderer Strukturen, wozu auch die Entschlüsselung des Genoms gehört – gedrun-gen. Damit sind die verschiedenen Richtungen angedeutet, welche die biologische Psychiatrie, seit nunmehr anderthalb Jahrhunderten, eingeschlagen hat. Die Psychoanalyse entwickelte ihrerseits eine Klinik des Ohres, des Hörens auf das gesprochene Wort und verschaffte sich so den Zugang zu einem Material, das von keinem noch so scharfsin-nigen Blick je erfasst werden konnte. Beim Hören ist der Blick jedoch nie ganz ausgeschlossen, da wir jemanden beim Sprechen anschauen, ihm zuschauen, ja ihm manchmal „aufs Maul“ (Luther) schauen. Die Mimik oder Gestik sagt oft mehr – oder etwas anderes – als das ge-sprochene Wort aus, weil der Gesichtsausdruck oder die Körperhal-tung den Ton angibt und eine gewisse Lesart des Gesagten nahelegt.

Der Blick umgrenzt ein Wissensgebiet, das sich grundsätzlich von demjenigen des Hörens unterscheidet. Er setzt sich mit Vorliebe über etwas hinweg oder in eine gehobene Position, um sich einen besseren An- oder Überblick zu verschaffen; er verleiht ein Gefühl der Be-mächtigung oder Beherrschung (*maîtrise*) des zu untersuchenden Ob-jekts. Ohne eine bestimmte Distanz sieht man wenig oder nichts, wäh-rend diese beim Hören auf ein Minimum beschränkt ist. Der Hörende hat bereits auf eine Position der Macht verzichtet, um überhaupt auf

das Gesagte, seine Spitzfindigkeiten und Lücken, eingehen zu können. Noch zwischen den Worten hört er auf das, was – unter den gegebenen Umständen – eben nicht gesagt werden kann.

Das Wissen, über das der Blick verfügt, ist mit dem aus dem Zuhören gewonnenen Wissen nicht unbedingt inkompatibel. Viele Missverständnisse rühren jedoch daher, dass beide Wissensarten nicht klar unterschieden und daher immer wieder miteinander verwechselt werden. Sie unterliegen – der Differenz von Psychiatrie und Psychoanalyse entsprechend – vorwiegend einer anderen Zeitstruktur: Macht erstere, ihrem wissenschaftlichen Anspruch gemäß, die Zeit am Objekt fest, so folgt letztere vielmehr den Spuren der subjektiven Zeit. Es ist also kaum verwunderlich, wenn – bei diesem sozusagen kontrapunktischen Umgang mit der Zeit – das Verständnis und die „Beeinflussung“ des psychotischen Symptoms verschiedene, mitunter entgegengesetzte Richtungen eingeschlagen haben.

Das „Erbe“ der Schizophrenie

Welches ist der wissenschaftliche Wert von Manfred Bleulers Langzeitstudien?⁴ Zunächst drängt sich die Frage auf, inwiefern im vorgegebenen Rahmen der epistemologische Status der Schizophrenie überhaupt auf die Probe gestellt werden konnte. Dem Ansatz gemäß war es kaum möglich, den einmal eingenommenen Standpunkt des Beobachters zu verlassen. Bei aller Bereitschaft, sich vom Entwicklungsprozess belehren zu lassen, konnte dieser nur am Objekt selbst erforscht und damit dessen Stellenwert nicht ernstlich in Frage gestellt werden.

M. Bleulers Verdienst bleibt es, als einer von wenigen den Krankheitsverlauf der Schizophrenie einer solch systematischen und langjährigen Studie unterworfen zu haben. Auch wenn er dabei auf das Wesentliche an den Psychosen, nämlich auf ihren Bezug zur Zeit, eingegangen ist, so vermochte er nicht, die rein medizinischen Kriterien seiner Forschungsebene – und damit die Bedeutung des „Kranken“, „Pathologischen“, „Anormalen“ – zu hinterfragen. Hinter der Frage nach der Entwicklung verbirgt sich nämlich jene nach dem Realen: Ist der Begriff der Schizophrenie wissenschaftlich relevant oder entspricht er vielmehr einer virtuellen Realität? Für Letzteres haben sich die Autoren des *DSM III* und *IV* entschieden, die jedoch, bei der von ihnen angestrebten wissenschaftlichen Neutralität, beim Versuch von

4 M. Bleuler, *Die schizophrenen Geistesstörungen im Lichte langjähriger Kranken- und Familiengeschichten*; Stuttgart: Thieme 1972.

„objektiven“, messbaren Fakten auszugehen, die grundsätzliche Bedeutung der Metapher für die wissenschaftliche Tätigkeit verkannt haben. Zeitlich und inhaltlich fällt der Anfang ihrer Überlegungen mit den Schlussfolgerungen zusammen, die M. Bleuler aus seinen Studien zog, die zugleich eine gewisse Tradition der Psychiatrie zum Abschluss brachten.

M. Bleuler hatte ein schweres, sowohl institutionelles als auch wissenschaftliches Erbe angetreten. Im Vorwort zur 15. Auflage des – weiterhin „im Namen des Vaters“ erscheinenden – *Lehrbuchs* schreibt er über jenen:

„Daß er die einzelnen Kranken mit ihren Nöten, Freuden und Hoffnungen so gut kannte, ließ ihn hoffen, er könne im Lehrbuch nicht nur formelle Psychopathologie darstellen, sondern noch etwas, das die Zuwendung zum Kranken erleichtern und psychotherapeutische Bemühungen anregen würde. Die Berücksichtigung vor allem von schweren Geisteskrankheiten entsprach der damaligen Zeit, deren Psychiatrie sich noch hauptsächlich an den Erfahrungen mit hospitalisierten Kranken entwickelt hatte.“⁵

Bei diesen Worten, die von einem großen Respekt und einer Betroffenheit durch die „Tragik“ der „Geisteskranken“ zeugen, muss man sich fragen, ob die hier angestrebte Begründung einer sowohl wissenschaftlichen als auch ethischen Position nicht das größte und zugleich unüberwindlichste Hindernis ist, sich auf die Subjektivität des Psychotikers einzulassen, auf eine völlig andere Welt, die immer wieder, auch heute noch, verkannt oder falsch eingeordnet wird?

Schuld und Sühne

Ich möchte mich nun meinem eigentlichen Thema, der Problematik von Schuld und Zeit, zuwenden. Dabei würde uns die alleinige Beobachtung ebenso wenig wie die Beschreibung eines so genannten Zeitgefühls weiterhelfen. Einen wirklichen Anhaltspunkt kann uns erst der Einblick in die innere Dynamik gewähren, die z.B. im Wahn oder in den sukzessiven psychotischen Schüben am Werk ist. Ich werde also weder nach objektiven Kriterien der Zeitmessung noch nach der phänomenologischen Konstitution von Zeit in der Psychose fragen,

5 E. Bleuler, *Lehrbuch der Psychiatrie* (1914), 15. von M. Bleuler bearbeitete Auflage; Berlin, Heidelberg, New York: Springer-Verlag, 1983, S. V.

sondern mich vielmehr an den zeitlichen Mechanismen orientieren, die ihren rein subjektiven Ablauf bestimmen.

Um dorthin zu gelangen, will ich einen etwas unkonventionellen – sicherlich nicht den einzig möglichen – Weg einschlagen und mir zuerst vom psychotischen Akt und von der Schuldfrage, so wie sie uns die forensische Psychiatrie nahebringt, einen Begriff machen. Ich werde mich dabei mit einigen prinzipiellen Bemerkungen begnügen müssen.

In den drei deutschsprachigen Ländern (Schweiz, Österreich, BRD) wird das Strafrecht als ein Schuldstrafrecht verstanden, indem der „Grundsatz der Schuld als Grundlage für die Zumessung der Strafe [...] festgelegt“⁶ ist. Die Unzurechnungsfähigkeit, die der psychiatrische Gutachter oder Sachverständige festzustellen hat, ist in der Tat eine „Schuldunfähigkeit“. So steht es geschrieben im Gesetz (§ 20 des StGB der BRD). Wichtig ist nicht nur, eine Diagnose zu erstellen, das Krankheitsbild und dessen Entwicklung darzulegen, sondern „den zur Zeit der Tat vorhandenen psychischen Zustand zu erschließen“. In § 11 des österreichischen StGB lautet es explizit: „Wer zur Zeit der Tat wegen einer Geisteskrankheit [...] unfähig ist, das Unrecht seiner Tat einzusehen oder nach dieser Einsicht zu handeln, handelt nicht schuldhaft.“⁷ Die Unzurechnungsfähigkeit wird im schweizerischen StGB, Art. 10, folgendermaßen festgelegt: „Wer wegen Geisteskrankheit [...] zur Zeit der Tat nicht fähig war, das Unrecht seiner Tat einzusehen oder gemäß seiner Einsicht in das Unrecht der Tat zu handeln, ist nicht strafbar.“⁸ Auch wenn hier „strafbar“ statt „schuldhaft“ steht, bleibt der Grundgedanke derselbe.

Bemerkenswert ist die Idee von „Schuld“, welche diesen juristischen Überlegungen zugrunde liegt. Welcher Begriff der Schuld aber ist in der Psychose am Werk? Die Frage beschäftigt uns umso mehr, als sie sich zu jedem Zeitpunkt ihrer Entwicklung aufdrängt. Sehr regelmäßig – entweder gleich zu Beginn oder in einem ihrer „fruchtbaren Momente“ (*moments féconds*) – ist es die Schuld, die wesentlich zur Vorbereitung einer – manchmal geräuschvollen oder grausamen – Tat beiträgt. Diese kann meist im Nachhinein als Teil eines wahnhaften Szenarios gedeutet werden.

Aus Bleulers *Lehrbuch*, in seiner aktualisierten Fassung, möchte ich noch folgende Passage zitieren:

6 Ebd., S. 630.

7 Ebd., S. 660.

8 Ebd., S. 681.

„Der Gesetzgeber versucht, dem *Sühnegedanken* und dem *Zweckgedanken* im Strafrecht gleichzeitig gerecht zu werden. Bis vor kurzem beruhten die Strafgesetze aller Länder im wesentlichen auf dem Begriff von Schuld und Sühne und den damit verbundenen elementaren inneren Regungen. Es war eine moralische Pflicht, daß ein Täter Sühne tat und daß man Sühne von ihm verlangte. Die Verhütung, wenn sie überhaupt in Betracht kam, dachte man sich durch die abschreckende Wirkung der Strafe gewährleistet. Die folgerichtige Durchführung des Sühnegedankens unter den komplizierten Verhältnissen der Zivilisation führte aber theoretisch zu Widersprüchen und praktisch zu Verkehrtheiten [...]. Neben weltanschaulichen Gründen waren es gerade mangelhafte Erfolge in der Verbrechensbekämpfung, die die Forderung, das Sühnrecht durch ein Zweckrecht zu ersetzen, stützten.“⁹

Doch die daran geknüpften „Hoffnungen in bezug auf die Bekämpfung des Verbrechertums“ wurden schnell gedämpft:

„Die Bestrebungen, Strafgesetze zu reformieren, werden noch lange fortgesetzt werden müssen, bis sie zum bestmöglichen Mittel werden, dem großen Ziele nahezukommen: das uralte, zeitlose Bedürfnis nach Versöhnung der Gesellschaft mit dem Täter zu stillen – nach moderner Ausdrucksweise: ihn zu sozialisieren. Ob aber Strafgesetze in diesem Sinne wirksam werden, hängt sehr vom Vollzug der strafrechtlichen Maßnahmen ab.“¹⁰

Diese Überlegungen entsprechen dem – politischen, religiösen, wissenschaftlichen – Kontext, in dem wir nach der Schuld, ihrer Bedeutung, ihrer zeitlichen Sequenz und etwaigen Auflösung fragen können. Mit dem Hinweis auf die Versöhnung wird klar, dass die Schuldproblematik primär, der Zweck aber – etwa die Verbrechensbekämpfung – sekundär ist und es immer bleiben wird. Beim Psychotiker darf man kaum annehmen, dass der Strafe eine – wie auch immer gestaltete – abschreckende Wirkung zukomme. Im Gegenteil, man darf ihn eher den Tätern oder „Verbrechern aus Schuldgefühl“¹¹ zurechnen, wenn auch auf eine sehr spezifische Art und Weise. Schuld vermag er nicht von Sühne zu trennen.

9 Ebd., S. 680.

10 Ebd., S. 681.

11 S. Freud, „Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit“ (1915); in: *G.W. X*, S. 389–391.

Der psychotische Akt

Immer wieder handelt ein Neurotiker, um ein bestehendes Schuldgefühl zu befriedigen, das beim Psychotiker – wie in der Melancholie – eine wahnhafte Steigerung erfährt oder – wie in der Paranoia – nach außen hin verworfen wird. Es handelt sich dabei um den Kern einer Schuldproblematik, die weder offensichtlich noch leicht zugänglich ist, aber in kaum einer psychotischen Struktur fehlt. Sie entspricht etwa folgendem Grundsatz, dessen Allgemeingültigkeit damit noch nicht erwiesen ist: Der psychotische Akt, der sich durch seine Radikalität auszeichnet, ist wesentlicher Bestandteil eines wahnhaften Gebildes und tritt an die Stelle eines fehlenden Phantasmas. Er ist deshalb sowohl destruktiv als auch konstruktiv. Jedenfalls hat die klinische Arbeit von ihm auszugehen, um seine Aussage in eine dem Subjekt zugängliche Sprache zu übersetzen. Aufgrund des Versagens des Phantasmas nämlich realisiert sein Akt eine (wahnhafte) Einschreibung in den Kontext oder Text einer Schuld, der bis dahin unzugänglich – gar inexistent? – geblieben war. Der Akt wird damit zur Marke einer Identifizierung, zum Ersatz für eine Inskription, die nicht stattgefunden hat oder für die es keine Gewähr gab.

Eine Schuld, die nicht anders verbucht werden konnte, bedarf eines Einschreibungsaktes, der sich, im Falle der Psychose, im Realen vollzieht, dessen Bedeutung aber als „symbolische Geburt“ nicht übersehen werden darf: sowohl eine Art Wiedergeburt im Symbolischen als auch der Versuch dem Symbolischen einen Halt zu verleihen. Der Akt erlaubt es, wenn auch nur vorübergehend, eine nie dagewesene „dritte“ Instanz zu instituieren, die Fragmente – des Körperbildes, der Sprache, des Lebens – zusammenzukleben und zu einer – wenn auch noch so ephemeren – Einheit zu gestalten.

Es gibt viele Varianten desselben Vorgangs, dessen zeitliche Struktur ich hier nur kurz andeuten kann. Der psychotische Akt ist – wie jeder andere – Teil einer Sequenz, die der Psychotiker weniger „erleidet“ als mitgestaltet, für die er sozusagen verantwortlich zeichnet. Der so entstandenen Schnittstelle im Realen fehlt jede symbolische Grundlage. Nichtsdestoweniger schafft sie gewaltsam einen Zugang zur Zeit und dieser einen Platz im Leben. Dieser „Einschreibungsakt“ – ein wahrer Geburtsakt – bedarf einer oft langen Vorbereitungszeit, die dem Subjekt weitgehend unbewusst bleibt, um die wesentlichen Komponenten einer komplexen, oft tragischen Inszenierung zusammenzutragen, bis die Zeit reif ist. Ein hervorragendes Beispiel

dafür ist Lacans „Aimée“, der Fall seiner Doktorarbeit,¹² die ihr „Attentat“ auf eine bekannte Pariser Schauspielerin während mehreren Jahren vorbereitet hatte.¹³

Ein Akt ist um so radikaler, je mehr er sich der Urverdrängung nähert,¹⁴ d.h. dem Ort der subjektiven Verankerung in Sprache und Gesetz, den das Kind auf der Ebene des Anderen als gähnende Leere erfährt, an dem es vergebens auf eine Antwort auf seine so zahlreichen Fragen wartet, die es an ihn richtet. Die Angst, die ihm von dort – einem Un-Ort eigentlich – entgegenkommt, wirkt sich in der Regel strukturierend aus, auch oder weil es so sehr damit zu kämpfen hat. Nicht so beim Psychotiker, der von Anfang an keinen Zugang zum Unaussprechbaren in jedem Sprechen, zum Unbenennbaren in jeder Namengebung gefunden hat. Anstelle der Lücken, die das Symbolische begründen, wurde ihm eine allzu kompakte, nicht mehr hinterfragbare Sprache übermittelt, mit dem Resultat, dass er das Gesagte zu wortwörtlich nimmt oder – wie Freud sagt – an den „Wortvorstellungen der Objekte“¹⁵ festhält, so als ob beide – Wort und Objekt – unlösbar miteinander verbunden wären.

Die Gabe des Symbolischen

In der Psychose führen die Signifikanten ein eigenartiges Leben, das sich der Beeinflussung durch das Subjekt weitgehend entzieht. Sie benehmen sich wie *autonom*, bilden Wortklumpen oder Neologismen, wodurch sie ein noch größeres Gewicht erlangen. Sie sind ihr eigenes Gesetz und – an den „dichten“ Stellen des Diskurses – kaum noch in der Lage ein Subjekt zu repräsentieren. Das Symbolische ist dann nur noch künstlich aufrechtzuerhalten und stets der Gefahr zu kollabieren ausgeliefert. Dazu kommt es aufgrund einer „schlechten“ Begegnung, z.B. mit dem heißersehten Objekt des Begehrens, die aber – statt des erwarteten Glücksgefühls oder als dessen Folge – eine Weltuntergangsstimmung hervorruft. Einigen Psychotikern gelingt es allerdings

12 J. Lacan, *De la psychose paranoïaque dans ses rapports avec la personnalité* (1932); Paris: Éd. du Seuil 1975.

13 Vgl. dazu meinen Kommentar: „Die Bedeutung der Psychosen für die Freudlektüre Lacans“; in: *texte. psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik*. 19. Jg., Heft 4/99: Die Psychosen und die Funktion des Vaters, S. 25–42.

14 J. Lacan, *Le séminaire VIII. Le transfert [1960/61]*; Paris: Éd. du Seuil 1991, S. 393.

15 S. Freud, „Das Unbewußte“ (1915); in: *G.W. X*, S. 300.

fast ein Leben lang, solch gefährliche Begegnungen zu vermeiden, indem sie sich einer rein abstrakten, wissenschaftlichen oder künstlerischen Tätigkeit hingeben und sich strikt daran halten.

Die Sprache ist ihrem Wesen nach *heteronom*, d.h. einem „fremden“ Gesetz oder dem Gesetz des Fremden, Anderen unterworfen: Letzteres steht stellvertretend für die Gesellschaft und ihre symbolischen Instanzen, es sei denn, diese sind jenem unterworfen. Die Schuldfrage – zu der ich einen Weg suche – beruht auf dieser *Heteronomie*. Sie entspricht der Unterwerfung unter einen „absoluten Anderen“, ¹⁶ dem wir die Gabe von Sprache und Gesetz, die Gabe des Symbolischen verdanken. Einen guten Teil unseres Lebens verbringen wir damit, für diese Gabe zu danken (oder auch nicht), die wir nie ganz – und sei es um den Preis des eigenen Lebens – zurückzahlen können. Manche Suizide entsprechen dem Versuch, „alles“ auf einmal begleichen zu wollen, sozusagen um quitt zu sein. Aber was wir immer auch tun, es bleibt stets eine Restschuld übrig, gegen die niemand gefeit ist, die uns bereits von der vorherigen Generation – stellvertretend für alle ihr vorausgegangenen – in die Wiege gelegt wurde und die wir *volens volens* unseren Kindern übertragen. Hoffentlich wissen diese besser damit umzugehen.

Es ist nicht schwer, in dieser Konstellation den Kern der Religionen wiederzuerkennen, die durch die Institutionalisierung und Ritualisierung des Opfern, Dankens, Betens, Büßens – seit jeher – ihren Teil zur Schuldbewältigung beigetragen haben. Wer sich dieser Ritualisierung entledigen möchte, hat nicht die geringste Garantie, ob sich ihm nicht eine andere, viel hartnäckigere aufdrängen wird, ob ihm nicht andere Götter, Götzen oder Über-Ich-Instanzen einen vielleicht ungleich höheren Tribut abverlangen werden. Es ist, als ob er sich, um an Geld zu kommen, wegen mangelnder Kreditfähigkeit statt an die Bank an einen Wucherer wenden würde, der ihm einen unmöglichen, unbezahlbaren Zinssatz abverlangt.

Vom Zwangsneurotiker wissen wir, dass er unter der Fuchtel eines furchterregenden, blutrünstigen, meist mütterlichen Über-Ichs steht, dem es gelungen ist, die Position des Dritten – vorübergehend oder definitiv – auszuschalten. Dem Subjekt bleiben dann kaum noch Ausweichmöglichkeiten. Es hat sich für „alles“ – jede Handlung, jeden Gedanken, jede Emotion – zu rechtfertigen und zu entschuldigen, was ihm das Leben zur Qual macht. Trotz einer gewissen Nähe zur Psychose sollen die strukturellen Unterschiede nicht übersehen wer-

16 J. Lacan, *Le séminaire III. Les Psychoses [1955/56]*; Paris: Éd. du Seuil 1981, S. 5.

den. Die Zwangsneurose, oft als letzter Schutzwall gegen jene verstanden, entspricht vielmehr einer verhinderten Übersetzung von einer (Form der) Schuld in eine andere, die ihrer Symbolisierung harrt; die Übersetzung, als Deutung eines unbewussten Wunsches, ist von einer solchen Angst begleitet, dass sie unter keinen Umständen zugelassen werden darf.

In der Psychose werden die Handlungen ebenso wie die Gedanken kommentiert, die dem Anderen – als Projektionsebene der Wünsche und Ängste – unterstellt werden. Der Gewinn besteht darin, den unbewussten, triebhaften Anderen von innen nach außen zu verlegen, jedoch um den Preis einer inneren Leere oder Ent-Fremdung und einer gleichzeitigen Ver-Fremdung der Außenwelt, die fortan als feindselig erlebt wird. Die Wahngedanken – Verfolgungswahn, Größenwahn, Eifersuchtswahn usw. – entwickeln sich als Reaktion auf diese ganz und gar unerträgliche Situation: Als sekundäre Gebilde stellen sie einen ersten „Heilungsversuch“ dar.

Die Instanz des Anderen

Wie ist dieser Mechanismus zu verstehen? In Frage steht der Andere – als Ort, Funktion oder Instanz. Er ist stellvertretend für die Gesellschaft, die Welt, das Symbolische und für das, was sie begründet. Er stellt die Ebene dar, auf der wir den Bezug zur Zeit erst wahrnehmen, feststellen oder aufzeichnen können. Ein wesentlicher Aspekt in der Behandlung der Psychosen besteht darin, nach dem zu fragen, was ihrem Ausbruch oder erstem Ausdruck unmittelbar vorausgegangen ist. Mit einer erstaunlichen Regelmäßigkeit stoßen wir dabei auf dieselbe Konstellation, in der ein Subjekt mit einer symbolischen Instanz konfrontiert wurde, diese jedoch nicht zu integrieren, zu metaphorisieren vermochte. Wie im Fall einer Liebesbeziehung, einer erotischen Erfahrung, bei der Geburt eines Kindes, dem Tod der Eltern oder einer geliebten, manchmal auch gehassten Person; obschon der Hass auch einen – vorübergehenden – Schutz gegen die Psychose darstellen kann (einiges wäre dazu über den Fremdenhass zu sagen).

Ein Wahn kann sich auch anlässlich der Berufung auf einen symbolträchtigen Posten – wie z.B. bei Schreber – einstellen. Durch seine Ernennung zum Senatspräsidenten wurde er, noch relativ jung, bereits mit 52 Jahren, in die höchste juristische Position – nach dem Minister – des Landes Sachsen berufen. Das führte zu einer außerordentlichen Überbelastung, weniger wegen des realen Arbeitsaufwandes, wie zu-

nächst angenommen, als vielmehr wegen der Überforderung seiner symbolischen Fähigkeiten, diese Ernennung zu verarbeiten, d.h. ihr zu entsprechen. Das Gemeinsame an den erwähnten Beispielen ist, dass sie auf eine symbolische Instanz hinweisen, jenseits des partikularen „kleinen anderen“ (Lacan), der uns im Alltag begegnet, die der Psychotiker in eine Instanz des „Jenseits“ verwandelt, die zur Stabilisierung seines Wahns beitragen soll. Er möchte davon Zeugnis ablegen oder als Mitglied einer Sekte seine Mitmenschen dazu „bekehren“.

Die Faszination, die der Wahn auf den Laien ausübt, den er seit jeher mit dem Genie in Verbindung gebracht hat, geht ohne Zweifel von der Annahme einer göttlichen Inspiration oder Eingabe aus. Wie für den Traum (Freud) darf man auch für den Wahn dem „populären“ Verständnis ein gewisses Vertrauen schenken, das mitunter reichhaltiger und präziser als das ist, was uns die Wissenschaften davon vermitteln. Der Wahn legt uns jedenfalls nahe, uns darauf einzulassen, nach seiner Logik zu fragen oder auf sie zu hören. Das Wissen des Psychotikers bleibt solange unbewusst, bis ihm die Möglichkeit zu seiner (Re-)Artikulation gegeben wird. Es ist das Wissen von einer zeitlichen Sequenz, die dem Wahn vorausgegangen ist und die Psychoanalyse zu rekonstruieren versucht; ein Wissen davon, dass sich zu einem gegebenen – überdeterminierten – Zeitpunkt, neben dem, was sich seinen Augen darbot, eine andere Szene abgespielt hat. Die Annahme eines „anderen Schauplatzes“ (Freud), eines „großen Anderen“ (Lacan) verbindet er mit der Gewissheit, dass die Stimmen, die er hört, von dort stammen. Wenig ergiebig wäre es, dieses Wissen „berichtigen“ zu wollen, etwa durch eine Konfrontation mit der so genannten „Realität“, ohne gleichzeitig nach seiner inneren Struktur und seiner psychischen, d.h. logischen Notwendigkeit zu fragen.

Die Begegnung mit dieser anderen Instanz oder „Instanz des Anderen“ – in der wir die symbolische Dimension wiedererkennen – führt zum Zusammenbruch einer Welt, zu welcher der Psychotiker fortan nur noch einen unsteten, unbeständigen und unselbständigen Bezug zu entwickeln vermag. Mit den Grenzen seiner symbolischen Möglichkeiten konfrontiert, reagiert er darauf – wie ein jeder von uns – mit Angst, die allerdings bei ihm ein Höchstmaß erreicht. Er befürchtet diese Momente umso mehr, als von ihnen eine große Bedrohung für die – imaginäre – Einheit seines Körpers ausgeht. Die Zerstückelung des unbewussten Körperbildes erlebt er als „psychotische Angst“, gegen die ihm nur noch der Wahn einen Schutz gewährt. Bei der Behandlung sollte man also – im Gegensatz zu ihrem medizini-

schen Verständnis – nicht vergessen, dass die alleinige Bekämpfung seines Wahns ihn des letzten Schutzes berauben würde.

Die Angst zeugt von jener anderen Instanz, die der Verliebte „jenseits“ des Objekts seiner Wahl ahnt oder antrifft. Irgendwann drängt sich ihm die Frage auf, mit wem denn die Begegnung nun wirklich stattgefunden habe. Die Instanz des Anderen hat stets ihre Hand mit im Spiel, ist mit zugegen, ohne jedoch in der Gegenwart angetroffen zu werden. Sie gehört auch keiner vergangenen oder zukünftigen Gegenwart an, sondern resultiert vielmehr aus der Überschneidung des Realen, Symbolischen und Imaginären. Mit einem Fuß in jeder dieser drei Dimensionen – ein wahrer Dreifuß – bezeichnet sie einen unnennbaren Ort, der unter keinen Umständen besetzt werden darf, dem also nur eine metaphorische „Existenz“ zukommt. Die Leerstelle, die er gewährleistet, mit dem „Nabel des Traums“ oder der Funktion der „Urverdrängung“ vergleichbar, ist derart zentral, dass sich alle Metaphern darauf beziehen: Sowohl Vater der Metapher als auch Metapher des Vaters oder „Name-des-Vaters“ (Lacan), zeichnet sie für das psychische Überleben verantwortlich. Von dieser Kernfunktion ausgehend bezieht die Psychoanalyse ein Wissen, das ihre Denkweise auszeichnet.

Wahnhafte Metapher

Bedeutet diese Konzeption der Metapher, dass sie den Wissenschaften, in ihrem naturwissenschaftlichen Anspruch, den Rücken zukehrt? Diese Frage, die sie von Anfang an begleitet, betrifft – wie ich zu zeigen versuche – einen Bezug zum Wissen und damit zum Realen, von dem die Psychosen ein besonders anschauliches Beispiel darstellen und zugleich eine Art Zeugnis ablegen. Unsere Theorien davon unterliegen einer – wesentlichen, unaufhebbaren – Spaltung, die im Laufe der Zeit zu zahlreichen Missverständnissen geführt hat. Die Trennungslinie, die zwischen *physis* und *thesis*, den Kategorien des Naturalismus und jenen der Normativität, verläuft, ist sowohl für die Geschichte der Psychiatrie – vor allem in ihrem Verhältnis zur Psychoanalyse – als auch für unser Verständnis der Psychosen konstitutiv.

Sie sind demnach mit den Mitteln der Naturwissenschaften allein nicht zu erfassen, von denen wir z.B. auch keine neue Erkenntnis über die Liebe erwarten. Nun trifft es sich aber, dass der Psychotiker gerade an ihr erkrankt. Was wir über sie erfahren haben, gilt ebenso für die

erotische Beziehung, die – wie wir immer wieder feststellen – bei einigen Jugendlichen (oder Erwachsenen) einen Wahn auslösen kann. Dieser entspricht deshalb noch keinem Eintritt in die Psychose; meistens handelt es sich um einen isolierten Schub, dessen Verlauf weitgehend von der Behandlung und der weiteren Verarbeitung der Angst – von Freud als „Kastrationsangst“ bezeichnet – abhängen wird. Es gab eine Zeit, in der man allzu früh mit der Diagnose der Schizophrenie aufwartete, was sicherlich fehl am Platz war.

Der Psychotiker ist sich des Symbolischen nie sicher, dessen einschneidende Funktion für ihn mit weit größeren Gefahren als für den Neurotiker verbunden ist. Wo dieser auf eine Metapher – wenn auch nicht immer – zurückgreifen kann, ist er vielmehr geneigt, die sprachlichen und symbolischen Bezugspunkte, über die er verfügt, in Frage zu stellen, ähnlich demjenigen, der beim verspäteten Eintreffen eines Zuges – worüber der Neurotiker sich, je nach Gemütslage, beklagt oder aufregt – den ganzen Fahrplan in Zweifel ziehen, ihn als unwahr, unsicher, ungewiss abtun würde.¹⁷

Es ist sein besonderes Schicksal, für die „Existenz“ des Symbolischen, d.h. für Sprache und Gesetz, für vergangene und zukünftige (cf. Schreber) Generationen, für die Welt selbst zu haften. Im Extremfall ist er sogar bereit, sein Leben zu opfern; nicht dass es ihm weniger als dem Neurotiker bedeuten würde, sondern weil er sich dadurch noch erhofft, die Leere zu schaffen, die einzig und allein das Symbolische zu instituieren vermag. Möglicherweise fällt es ihm auch leichter, auf sein Leben zu verzichten, weil er ja bereits – zumindest symbolisch – gestorben ist. Es handelt sich nicht um eine bewusste Entscheidung, sondern um einen strukturellen Akt, der ihn – wie uns vom religiösen und politischen Wahn zur Genüge bekannt ist – zum „Märtyrer des Symbolischen“ (Lacan) macht, dessen Eckwerte er in den eigenen Körper zu schneiden oder zu schreiben versucht; dazu gehören die besonders bei jugendlichen Psychotikern so häufigen Selbstverstümmelungen. Dieselbe Prozedur kann auch am Körper des Anderen oder von diesem am eigenen Körper vollzogen werden, der – mehr als nur eine passive Schreibunterlage – dem Symbolischen eine fehlende Konsistenz verleihen soll.

Einen „Beweis“ dafür kann – bei aller „Unsicherheit menschlicher Verhältnisse“¹⁸ – nur seine „Unvollständigkeit“, die Konfrontation mit

17 Ein Beispiel, das ich meinem Lehrer, René Ebtinger, Psychoanalytiker und Professor der Kinderpsychiatrie in Straßburg, verdanke.

18 In Anspielung auf B. Brecht, „Die Dreigroschenoper“, „Erstes Dreigroschen-Finale“; in: *Gesammelte Werke* 2, Stücke 2, hg. vom Suhrkamp

der „Kastration“, d.h. mit einer im Körper eingeschriebenen Leerstelle, liefern. Sie stellt einen Bezug zum Symbolischen her, der in seinen Lücken, in dem, was unter keinen Umständen gesagt oder dargestellt werden kann, den vielleicht wichtigsten Anhaltspunkt findet. Darin besteht auch die größte Gefahr einer Liebesbeziehung für den Psychotiker, besonders beim Mitwirken einer erotischen Komponente, die ihn unmittelbar mit dem konfrontiert, was beim Anderen fehlt oder wofür er keine Gewähr liefert. Einen Ausweg bietet allein die Metapher, eine Form der Übertragung oder Übersetzung. Wo die Sprache versagt, muss sie neu erfunden werden; der Verlust der „psychischen Werte“ führt zu ihrer „völlige[n] Umwertung“, ¹⁹ die eine große Bedrohung für seine seelische Gesundheit darstellt.

Ich kann dabei auf die Worte eines psychotischen Patienten hinweisen, den ich vor Jahren betreut habe. Der einzige Sexualakt in seinem kurzen Leben erschien ihm wie ein wahres Weltwunder, wie die Entdeckung eines fremden Kontinents, der alle bisherigen Referenzpunkte in Frage stellte. Jede anatomische Einzelheit, jede Bewegung oder Gefühlsregung schilderte er mit einer Ausführlichkeit und Anschaulichkeit, die keinen Widerspruch zuließen. Er war daran nicht unbeteiligt gewesen, doch dermaßen überfordert, dass es ihm nicht gelang, sich auf eine autoerotische Position zurückzuziehen. Die Konfrontation mit dem erotisierten Anderen, d.h. mit seiner „Kastration“, war für ihn nicht zu bewältigen gewesen. Den Samenerguss beschrieb er – es fehlten ihm die passenden Worte – wie ein Naturereignis, das sich unabhängig von ihm abspielte. Überhaupt verlief – in der Nacherzählung – alles wie im Zeitlupentempo. Er kam mehrere Male darauf zurück, bis er in einem erneuten psychotischen Schub einen schweren Suizidversuch beging. Die Beziehung zwischen Liebe, Sexualität und Tod vermochte er nicht metaphorisch zu verarbeiten.

In seinem – als Wahn inszenierten – Akt richtet sich der Psychotiker, wenn nicht gegen sich selbst, so gegen jenen, der ihm am nächsten steht. Mehrere Möglichkeiten stehen ihm dabei zur Verfügung, ebenso viele Lesarten derselben Struktur, desselben Textes, von dessen Schreibweise der Psychoanalytiker sich eine Idee zu machen versucht. Sein besonderes Augenmerk gilt der Position des Subjekts, die dem Psychotiker – zunächst, wenn nicht für immer – verschlossen bleibt. Sein Akt entspricht dem gewaltsamen Versuch, eine bis dahin unzugängliche, weil unübersetzbare Schuld zu „wiederholen“ und so

Verlag in Zusammenarbeit mit E. Hauptmann; Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1967, S. 430–432.

19 S. Freud, „Die Traumdeutung“; in: *G.W. II/III*, S. 520.

auf sich zu nehmen. Extrem ist nur das Verfahren der (Wieder-) Herstellung des Bezugs zum Realen der Schuld, um die Dimension des Symbolischen, der Sprache zu retten.

„Wiederholung“ wird hier verstanden als (Re-)Konstruktion einer „Urszene“, aus der das Subjekt zwar ausgeschlossen ist, die aber als sein wichtigster Bezugspunkt gilt. Diese allen Strukturen gemeinsame Grundkonstellation verwendet der Psychotiker zu seinen Zwecken. Den auserwählten Anderen verwandelt er in ein Subjekt der Liebe, der Eifersucht, des Hasses oder einer anderen, ihm zur Verfügung stehenden Form der Leidenschaft. Vielleicht geht es ihm dabei vor allem um die Schaffung einer subjektiven Position – und sei es um den Preis der eigenen Opferrolle. Der psychotische Akt, besonders in seiner gewalttätigen Version, entspricht dem Versuch einer Einschreibung im Körper oder Leben dieses bestimmten Anderen, mit dem ihn ein besonderes Maß an Unsicherheit verbindet. Möchte er ihm so nicht erst Existenz oder Konsistenz verleihen?

Erfolgt der Eintritt in die Psychose durch einen Vatermord, dann scheint das weitere Schicksal des meist noch jugendlichen Patienten auf immer besiegelt zu sein. Dabei beabsichtigte er doch nur, die väterliche Instanz, die einzig und allein das Symbolische zu garantieren vermag, zu „instituierten“, d.h. von der Person des Vaters zu trennen. Dieser Akt, der auch am anderen Elternteil oder an einer Ersatzperson vollzogen werden kann, ist deshalb so radikal, weil er anstelle der fehlenden Metapher, der fehlenden Einschreibung des „Namens-des-Vaters“, tritt; mit dem regelrecht wahnsinnigen Versuch, auf diesem Weg – oder Umweg – die Funktion des Vaters, insofern sie nicht symbolisch gewährleistet ist, im Realen zu verankern.

Schuldübertragung

Es gibt mehrere Varianten oder Variationen dieses zentralen Themas, die sich wie musikalische Interpretationen desselben Satzes anhören. Mit seiner Tat unterschreibt der Psychotiker einen Schuldschein, wodurch ihm das Symbolische und die daran gebundene – aber noch nicht symbolisierte – Schuld übertragen werden. Mit der Signatur erfolgt eine Umwandlung der Tat in einen authentischen Akt – Schreibakt, Geburtsakt usw. Zu seiner Rechtskraft bedarf es jedoch der „Ratifizierung“ durch eine gesetzliche Instanz.

Unter diesem Gesichtspunkt habe ich versucht, das „Attentat“ von Lacans *Aimée* zu deuten.²⁰ Durch ihren Überfall auf eine bekannte Schauspielerin, eine Weltdame (*une femme du monde*), versuchte sie, die Ebene des Anderen, des „anderen Schauplatzes“ – am Rande der großen Bühne, auf der jene an dem betreffenden Abend auftreten sollte, am Rande der großen Bühne der Welt – herzustellen, auf der die Schuldfrage erst angegangen, überschrieben, ja eingeschrieben werden konnte. Es handelte sich um die – reale oder imaginäre – Schuld der Mutter am Tod der ältesten Schwester, die an einem offenen Kaminfeuer lebendigen Leibes verbrannte. Der Vorname der Toten wurde – wie das so oft der Fall ist – auf *Aimée*, die kurz darauf gezeugt wurde, übertragen. Die Übertragung betraf jedoch nicht nur den Namen, sondern die gesamte – unbewusste und ungelöste – Schuld an dieser Familientragödie.

Um auf diese Namengebung zurückzukommen, um sie durchzuarbeiten, bedurfte es einer Inszenierung, die man als „Urszene“ bezeichnen kann, und eines Aktes, dem die Bedeutung eines „Geburtsaktes“ zukommt; denn der Name bedarf – wie das Gesetz – der nachträglichen „Ratifizierung“ durch die Instanz des Anderen, um rechtskräftig, d.h. symbolisch wirksam zu werden. Dies geschieht selten spontan, sondern bedarf einer oft langen Vorbereitungszeit, ebenso wie – im Nachhinein – einer intensiven Verarbeitung.

Der psychotische Akt besteht also weitgehend in der Übernahme einer Schuld, die nicht überschrieben wurde, um sie gegebenenfalls – wenn auch zu einem späteren Zeitpunkt – symbolisch verwerten zu können. Es kann sich um eine aktuelle, rezente oder – häufiger – um eine vergangene, früheren Generationen angehörende, Schuld handeln, zu deren Übernahme sich ein Subjekt bereit erklärt; es ist also weniger eine freie Wahl als eine Art Vorbestimmung oder Vorsehung. Durch seinen Platz in der Genealogie, der Ahnenreihe, fühlt sich ein Subjekt dazu wie auserkoren, wie „auserwählt“; nicht selten findet eine Identifizierung mit der Figur Christi oder eines anderen Heiligen statt.

Die Selbstbeschuldigung des Melancholikers ist nur eine Variante einer allgemeinen Problematik, die zum Kern einer jeden Psychose gehört. Ich denke dabei an eine melancholische Mutter, der ich im Rahmen eines juristischen Gutachtens begegnet bin. In einer depressiven Phase hat sie ihre jüngste Tochter in der Badewanne ertränkt, nachdem sie bereits ein paar Jahre vorher ihre andere Tochter auf die-

20 A. Michels, „Die Bedeutung der Psychosen ...“; op. cit., S. 30–32.

selbe Art und Weise umgebracht hatte. Sie liebte ihre Kinder deshalb nicht weniger als irgendeine andere Mutter. Wie ist dieser unvorstellbare Akt zu erklären? Nur skizzenhaft lässt sich hier andeuten, dass sie, ihrem Symptom entsprechend, versuchte, die Zeit, deren Repräsentanten die Kinder sind, zu töten. Für den Melancholiker ist eben die Zeit zum Stillstand gekommen, wie Dürer es in einer bekannten Graphik – *Melencolia I* – sehr anschaulich dargestellt hat. Ist es das, was die Patientin anstrebte oder dem sie zu entkommen suchte?

Mit dem „Namen-des-Vaters“, der auf die Kinder übertragen wurde, hat sie gleichzeitig die Verankerung in den Generationen, d.h. in der Zeit, ausgelöscht. Man kann sich fragen, ob dieser Akt nicht anstelle einer unmöglichen Einschreibung der väterlichen Instanz getreten ist? Welche Rolle fällt dabei der von ihr geschaffenen – ebenso unermesslichen wie unerbittlichen – Schuld zu, die von einem unendlichen Leiden begleitet ist? Handelt es sich um eine mögliche Form, das Unausgesprochene einer immemorialen, tragischen Schuld zu „inszenieren“, um sie überhaupt erst greifbar zu machen? Es wäre in dem Fall dringend notwendig gewesen, diesen Akt durch einen Rechtspruch zu sanktionieren. Die Funktion des Gutachters würde sich demnach vorwiegend auf den Strafvollzug beziehen.

Der „Schatten des Objekts“²¹ fällt auf den Melancholiker unter der Form einer – davon ist er felsenfest überzeugt – nicht mehr wieder gutzumachenden Schuld. Wichtig ist dabei vor allem, ihre Doppelfunktion nicht zu überhören: als verdiente Strafe, für die begangene Tat, und als Befriedigung einer grauenhaften, schreckenerregenden Über-Ich-Instanz. Der Akt selbst entspricht dem – jenseits von Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit angesiedelten – Versuch, der schier unerträglichen und an unsägliches Leiden gebundenen Zeitlosigkeit ein Ende zu setzen. Die größte Ambivalenz des Melancholikers bestünde also gegenüber der Zeit, die er sowohl auslöschen als auch instituierten möchte. Der einzige Ausweg jedoch, der sich ihm darbietet, scheint die Einschreibung, Überschreibung einer Schuld zu sein. Sein Akt – was nicht für jeden Melancholiker gilt – vollzieht einen Schnitt in der Zeit und verleiht ihm erst einen Halt. Für die Schuld, die ihm so übertragen wird, muss er vor einer anderen Instanz geradestehen.

21 S. Freud, „Trauer und Melancholie“ (1916); in: *G.W. X*, S. 435.

Schuld und Rechtsprechung

Berechtigerweise kann man sich fragen, welche Folgen die Entscheidung der Schuldfreiheit – von Seiten des Gerichts aus – für ein Subjekt haben wird, das „alles“ darangesetzt hat, eine Schuld auf sich zu nehmen, zu der es sich keinen anderen Zugang zu schaffen wusste. Ihre Anerkennung fordert die Beachtung der von ihr festgelegten zeitlichen Sequenz, die den Akt erst im Nachhinein als einen authentischen, d.h. diesem Subjekt zugehörigen, beglaubigt und beurkundet.

Das gerichtliche Gutachten und die Psychotherapie (des Psychotikers) sind also beide auf die Klärung des Begriffs von Schuld angewiesen. Im Hinblick auf ihre nachträgliche Verarbeitung ist es unumgänglich, dass das Gesetz gesprochen wird. Nur dadurch, dass eine Tat darunter fällt und nicht der Unzurechnungsfähigkeit zugeschrieben wird, werden die Bedingungen zu ihrer Symbolisierung geschaffen. Nur so darf man hoffen, dass eine Rückkehr der Schuld im Realen vermieden und ihre Umwandlung in eine symbolische, d.h. abzählbare Schuld, gewährleistet werden kann. Erst nach der Rechtssprechung lässt sich – von Fall zu Fall – entscheiden, was zu tun ist.

Der Psychotiker ist jedenfalls nicht „schuldfrei“ oder „schuldunfähig“, wie es der bisherige Wortlaut des Gesetzes statuiert. Sein Akt tritt an der Stelle auf, wo das Phantasma in seiner Schutzfunktion versagt, wo der Familienroman ihm nur sehr lückenhafte oder falsche Aussagen über die Herkunft liefert. Ob es sich dabei um eine Grundstruktur handelt, die für alle Psychosen gilt, ist eine Frage, zu der es einer weiteren Ausarbeitung bedürfte. Die Einheit der Psychosen, nach der anfangs gefragt wurde, konnte nicht bewiesen werden. Sie würde sich erst aus einer zusätzlichen Entwicklung der Dialektik von Schuld und Zeit ergeben.

ZUR DISKUSSION DES AUTISMUS

HANS SAETTELE

Wann immer im theoretischen Bezug zur Sache der Psychoanalyse das Wort „Autismus“, oder „autistisch“ Verwendung findet, so steht es in einem Verhältnis zu wesentlichen Punkten der psychoanalytischen Arbeit: In Frage stehen nämlich vor allem Begriffe wie „Stimme“, „Schrift“, „Schweigen“, „Verstummen“, die gerade in letzter Zeit Eingang in die psychoanalytische Praxis fordern. Wir werden deshalb versuchen, einige Gesichtspunkte hervorzuheben, die sich uns für dieses klinische Feld ergeben haben, wobei wir auch zwei Falldarstellungen einflechten möchten.

1. Theoretische Richtlinien

Als Ausgangspunkt nehmen wir an, dass für den Autismus, wie für jede klinische Betrachtung, ein Grundmoment anzusetzen ist, welches Lacan im *Seminar XI* als *rencontre manquée* (verfehlte Begegnung) oder sogar als *mauvaise rencontre* (schlechte Begegnung) bezeichnet. Für das Subjekt geht es dabei um die verfehlte Begegnung mit dem Realen, welche von Didier-Weill anhand des Begriffs der *sidération* beschrieben worden ist.¹ Lacan spricht im *Seminar XI* auch von einem „*éclatement du sujet dans la mauvaise rencontre*“, „einem Zerbersten des Subjekts in der schlechten Begegnung“.² Wie wir wissen, ist dieses Grundmoment nur konstruktiv zu fassen, d.h. es kann nicht als ein

-
- 1 A. Didier-Weill, *Les trois temps de la loi*; Paris: Éd. du Seuil 1995. Etymologisch hat das Wort *sidération* mit dem lat. *sidus, sideris* (Gestirn) zu tun. Am ehesten lässt es sich mit „Entgeisterung“ übersetzen. Das oft verwendete „Verblüffung“ ist dagegen zu schwach. Natürlich lässt *sidération* auch an *considération* (aufmerksame Betrachtung) denken [Anm. des Autors].
 - 2 Zit. nach M. Safouan, *Lacaniana. Les séminaires de Jacques Lacan, 1964–1979*; Paris: Fayard, S. 49 [Übersetzung des Autors].

stattgefundenes Erlebnis vorgestellt werden. Seine Konstruktion intendiert, ausgehend von der psychoanalytischen Erfahrung, den Prozess zu erfassen, den Lacan mit „*D'un Autre à l'autre*“/„Von einem Anderen zum anderen“ formuliert hat.³ Anders gesagt: Es geht darum, den Prozess der Bewegung des Subjekts als *Je*, der Position in der Diskursinstanz, zum Objekt *a* zu erfassen. Damit begreifen wir dieses Moment als Ausgangspunkt für den „*discours sans parole*“/den „Diskurs ohne Worte“, der Lacan zufolge die Essenz der psychoanalytischen Theorie ist.⁴

In Bezug auf den Autismus stellt sich die Frage, ob tatsächlich, wie es Rosine und Robert Lefort⁵ eindringlich vorschlagen, eine besondere Struktur des „Diskurses ohne Worte“ vorhanden ist, d.h. für uns, ob wirklich etwas Spezifisches über den Gang vom *Je* zum Objekt *a* gesagt werden kann. Für uns ergeben sich bezüglich der Frage nach einer autistischen Struktur folgende Gesichtspunkte:

a) Es konnten bisher klar zwei klinische Erscheinungen aufgezeigt werden: einerseits der Autismus der frühen Kindheit und andererseits der Autismus Erwachsener.

Der Autismus der frühen Kindheit ist meisterhaft dargestellt worden im Fall „Marie-Françoise“ von Rosine Lefort.⁶ Die Darstellung dieses kleinen Mädchens ergibt reiche Aufschlüsse über den Prozess der Bewegung vom *Je* zum Objekt *a* in der autistischen Struktur. Die wesentlichen Merkmale der sich in diesem Fall herausbildenden Struktur sind: 1. eine Unmöglichkeit, den Objektbezug zum Anderen herzustellen. Das Objekt des Anderen verharrt im Realen und stellt das Subjekt vor das Dilemma „Zerstörtwerden oder Zerstören“. 2. Die Dimension des Leibes im Anderen existiert nicht, denn dieser Andere ist „*Autre absolu, sans trou*“/„absoluter Anderer, ohne Öffnung“.⁷ In Bezug auf seinen Existenzmodus kann sogar von einem Anderen als „*absence déréalisée*“/„entwirklichte Abwesenheit“⁸ gesprochen werden. 3. Durch diesen Existenzmodus wird der Andere zu einer Einheit ohne von ihm abtrennbare Stimme im Sinne eines Objekts *a*. An die

3 Dieser Ausdruck ist identisch mit dem Titel eines Seminars. Vgl. dazu: J. Lacan, *D'un Autre à l'autre. Le Séminaire XVI, [1968–1969]*; Paris: Éd. du Seuil 2006.

4 Ebd., S. 11.

5 Rosine et Robert Lefort, *La distinction de l'autisme*; Paris: Éd. du Seuil 2003.

6 Rosine Lefort, *Naissance de l'Autre. Cap. II: „Marie-Françoise ou l'Autisme“*; Paris: Éd. du Seuil 1980.

7 Rosine et Robert Lefort, *La distinction ...*; op. cit., S. 20.

8 Ebd., S. 21.

Leerstelle tritt eine reale Doppelform des Objekts. „Alles ist vorhanden“, sagen Rosine und Robert Lefort, „sogar der Signifikant, aber das Reale und das Signifikante bleiben vermischt, denn es fehlt die Einschreibung des Signifikanten in den Anderen.“⁹ 4. In der Logik dieser Verdoppelung des Objekts, d.h. im Versuch, aus dem Anderen das Doppel des ihn repräsentierenden signifikanten Elements zu machen, entsteht eine Schwierigkeit für die Sexuierung: Diese verweist nicht auf den symbolischen Anderen, da sich die Differenz nicht im Register des „Fehlens“ einschreiben kann.

Im Autismus Erwachsener kommt bis zu einem gewissen Grade die Sprache wieder zu ihrem Recht. Um mit der Struktur überhaupt fertig zu werden, ist der der Kindheit entwachsende Autist gezwungen, eine spezifische Leistung zu erbringen, um die Diskursinstanz zu besetzen. Diese spezifische Leistung kann jedoch jeweils auf ganz verschiedene Weise vollzogen werden. Wir sehen das Hauptinteresse dieses Ansatzpunktes darin, dass er eine Ausdehnung dieser Struktur auf eine große Variation von Fällen erlaubt und dass die Betrachtung durch das Herbeiziehen von literarischen Fällen bereichert werden kann. Damit ist auch die Grundlage gegeben, um in diesem Feld eine Unterscheidung machen zu können zwischen Autisten „höheren Niveaus“ (Asperger-Syndrom), die irgendwie einen Durchbruch zum Symbolischen leisten (wenn auch mit Rückfällen, in denen die Kraft des visuellen Denkens das Subjekt überflutet), und Autisten, die „größtenteils“¹⁰ im infantilen Autismus steckengeblieben sind. Mit dieser Spezifizierung ist natürlich noch nichts über das Ganze ausgesagt, aus dem hier das „größtenteils“ kommt, und ebenso wenig ist dies für die Modalität des Durchbruchs zum Symbolischen der Fall.

b) Das Aussetzen der sprachlichen Ausdrucksfunktion oder der Aussage, das bei der Betrachtung aller autistischen Phänomene ins Blickfeld tritt, und deren Wiederauftreten bringt in jedem Fall eine Problematik mit sich, die viel weiter geht als alles, was sich als „Restitution“ betrachten ließe. Es lässt sich vielmehr feststellen, dass der vom Grundmoment ausgehende „Diskurs ohne Worte“ auch hier, wie in den anderen Strukturen, eine unendliche Menge von Aussageformen produziert. Die feststellbare „Wiederbelebung“,¹¹ die direkt betrachtet werden kann, erscheint also erst in einem zweiten Moment

9 Ebd., S. 31.

10 Ebd., S. 75.

11 M. Turnheim, „Autismus und Schrift“; in: *RISS. Zeitschrift für Psychoanalyse*, 18. Jahrgang, Heft 56, 1/2003, S. 77.

und trägt in sich jene „Abtötungswirkung“,¹² die mit der Sprache als Schrift und Gesetz, und damit auch als Macht und Gewalt, zusammenhängt. Andererseits bringt sie es auch mit sich, dass sprachliche Leistungen auftreten, die in anderen Strukturen gar nicht vorkommen. Eva-Marie Golder hat dies wie folgt festgehalten:

„[...] du sujet se noue au discours, indéniablement, mais ce nouage reste néanmoins problématique et semble comme révocable à tout instant [...] Dans l'autisme, le processus primordial de la Ausstoßung-Bejahung, opération originaire qui constitue le sujet, est entravé. Si un nouage entre le réel et le symbolique se fait, il garde la trace de l'aléatoire.“¹³

Damit sind zwei wesentliche Charakteristika der autistischen Wiederbelebung der Sprache benannt: Das „révocable“/„widerrufbar“ meint ein repetitives Aussetzen der Stimme als Objekt *a*, da diese jederzeit widerrufen werden kann; das „aléatoire“/„Zufällige“ bezieht sich auf ein besonderes Verhältnis zwischen dem ersten Signifikanten, S1, und den anderen Signifikanten, S2. Auf diese beiden Punkte werden wir bei den Fallbesprechungen zurückkommen.

2. Zum Autismus eines kleinen Mädchens (Karina, 3 Jahre 10 Monate)¹⁴

Das junge Ehepaar, das mich besuchte, hatte drei kleine Mädchen: Jimena (fast 5 Jahre alt), Karina, 3 Jahre und 4 Monate, und Marina, 1 Jahr und 3 Monate. Der Vater ist Narkosearzt im Stadtsptial, die Mutter ist Krankenschwester.

12 Ebd., S. 78.

13 E.-M. Golder, *Au seuil du texte: le sujet*; Paris: éres 2005, S. 140. „Unleugbar verknüpft sich etwas Subjekt mit dem Diskurs, aber diese Verknüpfung bleibt nichtsdestoweniger problematisch und scheint in jedem Moment widerrufbar. [...] Im Autismus ist der vorrangige Prozess der Ausstoßung-Bejahung, ein ursprünglicher Vorgang, der das Subjekt konstituiert, behindert. Wenn eine Verknüpfung zwischen dem Realen und dem Symbolischen geschieht, bewahrt sie die Marke des Zufälligen.“ [Übersetzung des Autors].

14 Dieser Abschnitt stützt sich auf die mündlichen und schriftlichen Mitteilungen der Psychoanalytikerin von Karina, Adriana Isla. Die Analyse, in Mexiko D.F. in spanischer Sprache durchgeführt, begann vor fünf Monaten. Wenn in der Ich-Form berichtet wird, handelt es sich um eine direkte Übernahme der schriftlichen Mitteilungen von Adriana Isla.

Die Eltern sind wegen Karina sehr besorgt, denn sie spricht kein Wort und will nur immer auf die Dinge zeigen, die sie braucht. Auch die Kontrolle über „Pipi“ und „Kaka“ beherrscht sie nicht, auch will sie nur noch wenige Dinge essen und keine Milch trinken. Außerdem will sie ihr Hemd nicht wechseln, sondern immer das gleiche anziehen (sie bekommt Tobsuchtsanfälle, wenn man sie dazu zwingen will), weshalb die Eltern sie durch geheimen Ersatz des Kleidungsstückes durch ein genau gleiches Hemd überlisten, wenn sie sich das alte zum Baden ausgezogen hat. Dabei muss das Hemd immer in Sichtweite sein.

Die Eltern erzählen dann die Krankheitsgeschichte: Die Sache dauere nun schon zwei Jahre, ein Psychiater hätte Karina als „Asperger“ diagnostiziert und würde sie medikamentös behandeln; sodann sei sie ein Jahr lang in Sprachtherapie gewesen. Der Vater war über die Diagnose derart erschrocken, dass er Phantasien hatte, das Kind und sich selbst umzubringen.

Der Vater verbindet sodann die Zäsur im Zeitverlauf mit einem Ereignis, das sich zugetragen hatte, als Karina einenhalb Jahre alt war: Die Familie war im Supermarkt, die Mutter mit Jimena in einer anderen Abteilung, als Karina einen ihrer Wutanfälle bekam, wobei sie sich auf den Boden warf, so dass der Vater sie am Arm aufstellen wollte. Plötzlich stand ein fremder Mann vor ihnen, der den Vater beschuldigte, sie zu misshandeln, und ihm mit einer Anzeige wegen Kindesmisshandlung drohte. Der Vater wies diesen Vorwurf zurück und bedeutete dem Mann, er solle sich nicht in fremde Angelegenheiten einmischen. Später aber ließ ihn die Phantasie nicht mehr los, es könnte sich um einen Entführungsversuch gehandelt haben. Er bringt eben die Krankheit von Karina mit diesem Ereignis zusammen, bestreitet dies aber sofort mit dem Argument, „es“ hätte schon vorher begonnen. Trotzdem unterhält diese Szene einen wichtigen Bezug zum Grundmoment der „verfehlten Begegnung“: Sie hindert den Vater daran, dies wirklich zu sein; er wird ihretwegen sogar bedroht, und sie kann seine Stimme (als er den Mann zurückweist) immer noch nicht hören, denn sie bleibt in der *sidération* (Entgeisterung) verhaftet.

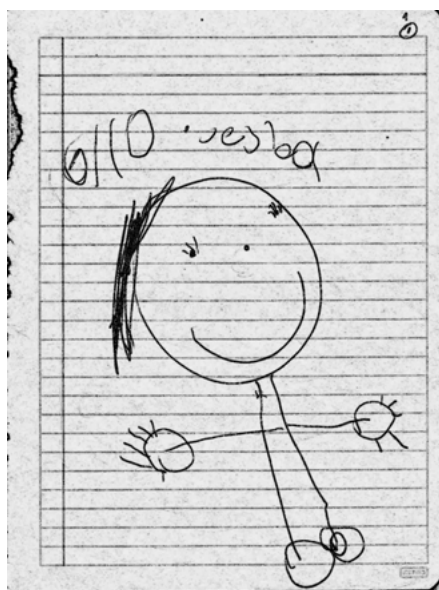
Karina macht, als sie zum ersten Mal kommt, zusammen mit den Eltern, einen recht offenen Eindruck: Die autistische Mauer im Blick, von der so viele Autoren sprechen, ist nicht vorhanden, und sie kommt gern.

In der ersten Sitzung sieht sie sich alle Spielzeuge genau an und gibt dann einem Baby den Schoppen. Ich zeige ihr, dass das Baby ein Geschlecht hat, immer dazu sprechend. Sie wendet sich ab, kommt

aber zurück und fährt mit der Hand über den Teil des Stoffes, der das Geschlecht des männlichen Babys bedeckt. Darauf bringt sie von den Tieren jeweils ein großes und ein kleines zusammen, alles richtig gruppiert. Ich sage ihr, dass das große Tier ihre Mama ist. Dieses Spiel zeigt die Aufteilung von Sexuierung und primärer Beziehung zur Mutter: Die Sexuierung ist blockiert, aber immerhin sucht sie einen Berührungskontakt mit dem noch nicht signifikanten Phallus. Damit gibt sie wahrscheinlich dem Stoff über dem Körperteil einen ähnlichen Wert wie ihrem „einzigen“ Hemd.

In den folgenden Sitzungen begann Karina zu zeichnen: Ich hatte ihr ein Heft mit einem niedlichen Hündchen auf der Vorderseite bereitgestellt. Sie begann erst einmal damit, das Gesicht des Hündchens nachzuzeichnen. Dann malte sie Linien und Kreise, und manchmal erschienen buchstabenähnliche Zeichen. Schließlich malte sie ein Bild von einem Kind mit Mädchenhaaren und Schriftzeichen darüber:

Abbildung 1

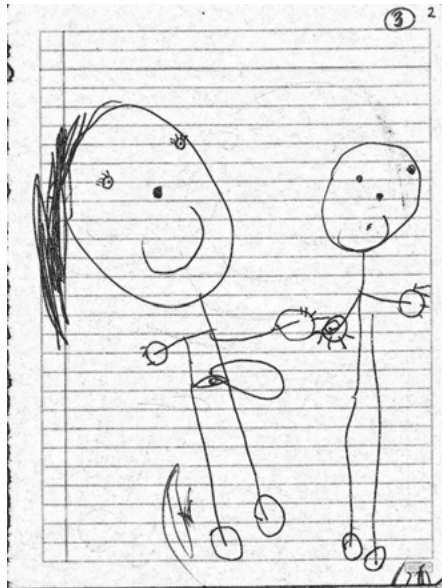


Der Vater weinte, als er das Bild sah. In der Tat handelt es sich um einen richtigen Durchbruch zum Sein.

Weitere Darstellungen zeigen dann eine Art von Sexuierung, indem ein deutlich weiblich-mütterliches Wesen sich einem noch gar

nicht sexuierten zuwendet. Die Eltern berichten denn auch, dass Kari-na sich um die kleine Marina kümmere: Sie schützt sie vor supponier-ten Strafen von Seiten der Mutter: „No le pegues“/„Schlag sie nicht“, soll sie sogar gesagt haben. Ja, kann sie denn nun nicht sprechen? Doch, sie kann es, aber sie weiß gar nicht, wovon sie redet. Hätte aber die Mutter protestiert, etwa mit dem Argument, sie habe die Kleine ja gar nicht geschlagen und habe es auch nicht vor, so hätte sie nur weg-gehört. Von dieser Serie von Zeichnungen gebe ich hier eine wieder:

Abbildung 2



In der folgenden Zeichnung ist sie wieder allein, aber jetzt sexuiert, denn sie setzt ein Loch in den Bauch. Außerdem umgibt sie den aus-gestreckten Arm mit einem Kreis, der wohl nichts anderes meint als die Einschreibung dieses Griffs zur Welt, den sie vollzieht, indem sie sich mit der Mutterfigur identifiziert.

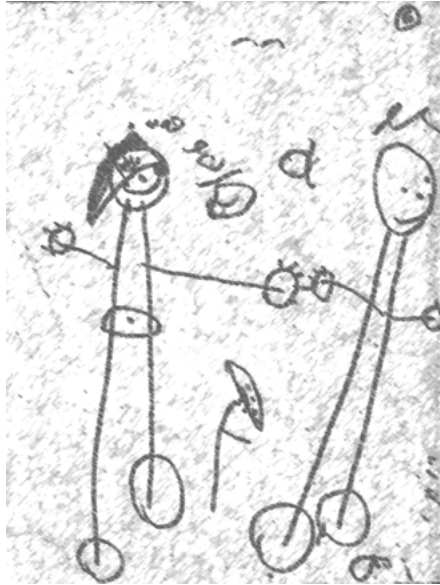
Abbildung 3



Gleichzeitig mit dieser Schrifttätigkeit ergeben sich Momente, in denen wir den Versuch einer Einschreibung des Objekts *a* in den Anderen sehen können: Sie lässt sich von mir ihre Hand mit den gespreizten Fingern mit einem Stift umfahren und zeigt mir ihre vorge-stülpten Lippen, um mir einen Kuss zu geben. Beim Spielen mit den Puppen spricht sie jetzt das Wort „*lechita*“ („Milchli“) aus. Darin sehen wir zwar, zusammen mit ihrem Es-besser-Machen-Wollen als die Mutter, eine gewisse Sexuierung, jedoch ist die phallische Funktion des Vaters nicht vorhanden. Gleichzeitig berichten die Eltern, Karina wende sich jetzt mit dem Ausruf „*mamá*“ an die Mutter, den Vater ruft sie jedoch nicht an.

In der folgenden, letzten Zeichnung, wird diese, zwar als Leistung anzusehende, aber doch auch die weitere Entwicklung hemmende, „vorphallische“ Sexuierung dadurch zum Ausdruck gebracht, dass zwischen einem als weiblich dargestellten Wesen und einem nichtse-xuierten Anderen ein winziges weiteres Wesen erscheint. Auffällig ist dabei, dass sich die Figur auf der linken Seite kaum von der in der zweiten Abbildung unterscheidet: Der Vater und das Baby sind in der gleichen Art gezeichnet. Die Einführung des winzigen Wesens aber ist es, was es Karina erlaubt, eine Triangulation herzustellen.

Abbildung 4



In anderen Sitzungen, auch mit den Eltern, zeigen sich sprachliche Entwicklungen, die man zusammenfassend etwa wie folgt wiedergeben könnte:

1. Hatte sie anfänglich nur automatisch Worte vor sich hin gesagt (Wortfetzen, wie z.B. „Danke-Bitteschön“), so produziert sie jetzt Einwortsätze wie „*tienda*“ („Laden“) oder „*galleta*“ („Keks“), wenn sie etwas machen will. Für das „Kakamachen“ zerrt sie den Vater am Arm (sic!). Es sind jedoch keine Zweiwortsätze zu beobachten, wenn auch Imperative wie „*no le pegues*“ („schlag sie nicht“) und Ausrufe wie „*a comer*“ („Kommt essen“) vorkommen, welche zwar eine komplexe Grammatik aufweisen, aber nichtsdestoweniger nicht als Kombination von Signifikanten verstanden werden können. Man muss wohl annehmen, dass sie gezwungen ist, die Pivotgrammatik zu überspringen, da sie nicht ihrem Alter entspricht, wobei ich noch nicht wissen kann, ob und wie ihr das gelingen wird.

2. Die Besetzung der Diskursinstanz durch das Du, die von Eva-Marie Golder als „*glissement d'un tu à la place du je*“ („Gleiten von einem Du zum Platz des Ichs“ beschrieben worden ist,¹⁵ äußert sich in

15 E.-M. Golder, *Au seuil ...*; op. cit., S. 142.

folgenden Vorkommnissen: Sie sagt zu sich selbst „TuKarina“, und übernimmt damit das Wort, mit dem sie der Vater anspricht, wenn sie sich abwendet. Sie sagt im Spielen „*lechita?*“ („Milchli?“), und dies ist nicht eine gezielte Frage an jemand, sondern ein übernommener Satz, in dem sie den eigenen Wunsch ausdrückt. Diesen Signifikanten hatte ich selbst eingeführt, als sie die Puppen fütterte. Man muss wohl annehmen, dass diese Beispiele nur punktuelle Manifestationen eines allgemeinen Prozesses sind, in dem sich das *Je* nicht derart in den Anspruch integriert, dass es einen Raum für das Begehren offenlässt. Damit ist auch die Appellfunktion der Sprache blockiert.

3. Als besonders auffällige Erscheinung betrachten wir ein Vorkommnis wie das folgende: Sie wollte Coca-Cola trinken und drückte dies dadurch aus, dass sie „*Feliz Navidad*“ („Frohe Weihnacht“) ausrief. Sie wurde vom Vater sofort verstanden: Sie hatten zusammen im Fernsehen eine Werbung für Coca-Cola gesehen, bei der frohe Weihnacht gewünscht wurde.

All diese Erscheinungen gehen mit dem Auftreten eines Ichs als imaginärer Einheit einher. So sagt sie z.B., als der Vater sie fragt, ob sie Kola will, „*yo, yo, yo*“, was zwar eigenartig ist (sie hätte „ja“ sagen können; auffällig ist auch, dass eben gerade eine Verwendung von „bitteschön“, das sie anfangs automatisch vor sich hinplapperte, unmöglich ist), aber gerade darin die Tendenz zeigt, das Ich in den Diskurs einzubringen. Gleichzeitig hat sie jetzt auf das „nur eine“ Hemd verzichtet, was sicher anzeigt, dass das Körperbild in das imaginäre Ich eingebaut worden ist.

Auf der Ebene des *Je* jedoch, d.h. auf der Ebene des Aussagens, erscheint eine Art von Symptom, das mit dem „Eins“ der Diskursinstanz zusammenhängt. So werden z.B. die Zahlen nicht als Anzahl von Einheiten aufgefasst, d.h. die Eins ist nicht in den anderen Zahlen enthalten. Wenn Karina zählt, d.h. die Zahlenreihe ausspricht, so handelt es sich lediglich um eine Benennung der Zeichen und nicht um eine Serie, die sich aufgrund des „*plus 1*“ konstituiert. Dies weist auf die Überlegungen von Rosine und Robert Lefort hin, wonach im Autismus der primäre Signifikant fehlt, also der, der das Subjekt als Träger eines Objekts *a* für einen anderen Signifikanten repräsentiert. Wir möchten hier ausdrücklich dieses „Fehlen“ dahingehend präzisieren, dass am Ort des primären Signifikanten ein „zufälliges“ Element erscheint. So sehen wir in ihrem „*Feliz Navidad*“ eine spezifische Leistung, mittels derer Karina sich von dem Signifikant im Genießen repräsentieren lassen kann. Das sie, als Träger des Objekts *a*, repräsen-

tierende Element ist jedoch weder ein (arbiträrer) Signifikant noch ein volitiver Ausdruck mit einer grammatischen Struktur, sondern etwas zufällig Signifikantes, also ein Zeichen, das sie aus der sie umgebenden Kontiguität hervorhebt.

3. Zu einem Fall von Autismus von „hohem Niveau“: Hugo, 22 Jahre

In dem Bereich, den wir anfangs als *autisme de haut niveau* bezeichnet haben, ist davon auszugehen, dass eine spezifische Struktur des Aussagens aufgebaut worden ist, die es erlaubt, das repetitive Aussetzen der Stimme auszugleichen. Diese spezifische Struktur besteht darin, dass das „Eins“ des *Je* vom „Diskurs ohne Worte“ abgekoppelt wird. Vielleicht kann man so auch gewisse Texte wie den von Birger Sellin¹⁶ besser verstehen. Wie wir an anderer Stelle erwähnt haben, ist der Satz „Kinder wünsche ich mir, aber keiner kann die Verantwortung tragen für mich“, seltsam konkretistisch. Es hätte sich wohl das Wort „niemand“ einstellen können, aber das „Normalste“ wäre gewesen zu schreiben „ich“. Die hier auftretende Vermeidung des Ich-Sagens, welche sich als „Seltsamkeit“ in der Aussage zeigt, kann bei Sellin auf allen Diskursebenen nachgewiesen werden. Diese Erscheinung ist sicher darauf zurückzuführen, dass weder das Eine (das *Je*) noch das Andere vorhanden ist, oder vielmehr, dass die im Aussagen sich konstituierende differenzierende Trennung des symbolischen Anderen vom *Je* nicht stattfindet.

Die folgende Darstellung von Hugo¹⁷ versucht, diesen Sachverhalt weiter nachzugehen.

Als mir seine Mutter zuerst von ihm berichtet (er war damals 18), bezeichnet sie ihn als einen „guten“ Sohn, der immer bei ihr sein wolle. Ihre Besorgnis rührt daher, dass sich Hugo, der immer sehr langsam und träge gewesen sei, seit einem Erlebnis von kollektiver Drogeneinnahme, aufgrund von schlechten Noten die Privatschule habe verlassen müssen, die ihm der getrennt von ihnen lebende Vater seit Jahren bezahlt hatte. Als Hugo das erste Mal zu mir kommt, fällt mir

16 H. Saettele, *Palabra y silencio en psicoanálisis*; México D.F: UAM-X 2005, S. 118–121, beziehend auf B. Sellin, *ich will kein inmich mehr sein, botschaften aus einem autistischen Kerker*; Köln: Kiepenheuer u. Witsch 1993, 1995, 1996.

17 Hugo ist seit drei Jahren beim Autor des Artikels in Analyse.

auf, dass Blick und Stimme als gehemmt erscheinen: die Augen weit offen, aber mit einer ersichtlichen Anstrengung, den Blick nicht zu zeigen (etwas von einer Mauer war schon zu ahnen), die Stimme leise und ohne Ausdruckstöne.

Das Erlebnis mit der Droge tat einen Abgrund auf und hat mit der *mauvaise rencontre* in dem Sinn zu tun, dass das andere Geschlecht auf den Plan tritt, und zwar im Zusammenhang mit jenen Enthemmungen im Umgang in einer gemischten Gruppe von Jugendlichen, die wir oft als Ziel der Drogeneinnahme im Kollektiv annehmen müssen. Obwohl eigentlich nichts geschehen war und Hugo nur passiv dabei war, finden wir hier einen Referenzpunkt für die dahinterliegende *sidération*. Die darauf eintretende Versteinerung, die sich auch in der Körperhaltung äußerte (fast roboterartiges Gehen), ist meiner Ansicht nach Konsequenz dieser Erfahrung der *sidération* und bringt ihn in die Behandlung.

Es treten hier aber nicht nur das andere Geschlecht und das sexuelle Genießen auf, sondern gleichzeitig auch die anderen als solche, als Eindringlinge, die es fortan auszuschließen gilt. Der Rückzug in die Einsamkeit mit einigen gelegentlichen Eskapaden, in denen nur oberflächliche Beziehungen zu Mädchen und Jungen zustande kommen, ist ein Bereich, in dem nichts richtig läuft und in dem sich sein Dasein letztlich immer als ein Eingesperrtsein erfährt. Den Kampf um den Ausbruch aus diesem Kerker ist nach fast vier Jahren Analyse immer noch in Gang.

Die auch von anderen erwachsenen Autisten eingestandene Unerträglichkeit des Kollektivs und damit der logischen Figur des „Mehr-als-eine(r)“ hinderte ihn beim Versuch, aus diesem autistischen Kerker auszubrechen.¹⁸ Auf der einen Seite weist er, in der autistischen Aussageposition verharrend, die Oberflächlichkeit der von sozialen Regeln geprägten Interaktion zurück, auf der anderen Seite beklagt er sich über das Nicht-Zustandekommen einer Begegnung. Diese Begegnung kommt nicht nur dadurch nicht zustande, dass er vor dem weiblichen Geschlecht in eine blinde Anbetung gerät, die ihn keine konkrete Beobachtung mehr in die innere Erfahrung integrieren lässt, sondern vor allem dadurch, dass er alles auf „Geben“ und „Nehmen“ reduziert. Es geht jedoch nicht um ein neurotisches Hintanhalten des Begehrens. Das „Gebenmüssen“ ist für ihn ein ungeheurer Anspruch, vor dem er zurückweicht: Einerseits muss er ihn unbedingt erfüllen, andererseits weist er ihn von sich. Damit kann der Anspruch des ande-

18 Vgl. dazu z.B. L.H. Willey, *Ich bin Autistin – aber ich zeige es nicht. Leben mit dem Asperger-Syndrom*; Freiburg i.Br.: Herder 2003.

ren nicht in seiner Polysemie erfasst werden, welche ja erst das Begehren aufkommen lassen könnte, sondern nur in seiner direkten Meinung. Hier sonderte sich dann die Stellung von Hugo je nach Geschlecht: Hatte er einen Freund vor sich, so wusste er nicht, wie er sich des Anspruchs des anderen entledigen sollte ohne die Freundschaft zu verlieren. War es jedoch ein Mädchen, so verfiel er dem Anspruch ohne jegliche Begrenzung. Er entwendete sogar einmal das Auto der Mutter, um ein Mädchen nach der Nachbarstadt Cuernavaca, fast zwei Autostunden entfernt, zu fahren, und immer war er nur von der Idee besessen, alles „richtig“ zu tun, und überhäufte das Mädchen mit Geschenken. Dies führte zu fatalen Konsequenzen: Um den Wünschen zu entsprechen, war er dazu gezwungen, diese schon vor deren expliziter Formulierung in Bahnen zu lenken, die eine Befriedigungsweise im Sinne einer vorgegebenen Antwort auf den Anspruch möglich machten. Meist endete alles in einer Klagefrage: Warum, geht die (der) so und so mit mir um? Dies konnte jedoch von Hugo nie so direkt formuliert werden, sondern wurde immer nur im Diskurs als Signifikanz produziert. Andererseits rief alles Indirekte an der Sprache eine Art Anspielung auf den Plan, hinter dem eine böse Intention des Anderen wirkte: Man wolle ihn ausnützen (was durchaus oft der Fall war), ihn klein machen.

Den Kontakt mit Mädchen wollen wir noch kurz im Einzelnen beschreiben:

Magaly: Der Bruder der Mutter ist der Vater von Magaly, diese ist drei Jahre jünger als er. Die Hingabe Hugos wurde von der Tante bemerkt, und sie fürchtete um ihre Tochter. Sein Blick konnte dem ihrigen nie standhalten, und die Tante vermied das Zusammenführen der beiden.

Patricia: Dieses Mädchen, das er nach Cuernavaca „entführte“, war eine gleichaltrige Schulkameradin. Die junge Frau schätzte an Hugo offenbar seine Freundlichkeit und seine immer positive Einstellung. Sie war zwar etwas überrascht über die Einladung, nahm aber an und merkte wohl, worum es ging. Sie wollte aber nicht weiter gehen, was Hugo als ein Ihn-nicht-Schätzen einstufte, wo er doch so viel für sie getan hatte.

Die „Namenlose“ aus der Bibliothek: Einmal bemerkte er, dass sich mehrere Mädchen in der Bibliothek aufhielten und dass ihm eine von ihnen sehr gut gefiel. Als die Mädchen dann an ihm vorbeistrichen und ihm sogar ein „hola“ schickten, musste er aber den Blick senken und so tun, als hätte er nichts bemerkt und wäre nur in sein

Buch vertieft. Als später die Mädchen dann wieder vorbeigingen, um die Bibliothek zu verlassen, stellte er sich hin und entschuldigte sich wegen der Senkung des Blicks und dafür, dass er nicht begrüßt hätte. Das Mädchen sah ihn erstaunt an, sagte nur „hola“ und ging weg. Das Auffällige war dann, dass er sich daraufhin schuldig fühlte: Er bezeichnete sich nicht etwa als einen Tölpel, sondern als einen, der ihr etwas schuldig geblieben war. Man kann sicher bemerken, dass dies in gewissem Sinn eine Wahrheit war. Es liegt hier jedoch eine eigenartige Verwechslung von Scham und Schuld vor: Einer Vermischung von Schuld und Schamgefühlen begegnen wir in dieser Art kaum bei einem Neurotiker. Zwar manifestiert sich die Eklipse des symbolischen Anderen auch dort im Gegenpol zu einem überichthaften Blick, aber das Subjekt wird diese Position verlassen können ohne der Schuld ganz und gar zu verfallen.

Andere Arten von Fehlleistungen machten sich im Bereich des Sports bemerkbar. Der kräftige Hugo machte sich schon Hoffnungen, an die Weltmeisterschaft im Rudern zu gehen, als er anlässlich eines Wettkampfes (Einzel) das Ruder beim Start zu stark, d.h. zu senkrecht ins Wasser tauchte. Dieses senkrechte Rudern ist symptomatisch, ein Akt, in dem *acting out* und *passage à l'acte* seltsam vermischt sind: Er drückt damit seine Art vorwärtszukommen aus, aber auch seine Ausstrahlung als *Je* auf der Objektstufe der Stimme: Es fielen ihm beim Start nur immer wieder Sätze ein, die ihm ein Versagen prophezeiten. Wir überquerten während der Analyse Wortbrücken wie „*a pico*“ („senkrecht runter“) und „*irse de picada*“ („untergehen“). Das „*demiado derecho*“ („zu senkrecht“) verwies auch auf die Moralität: Hugo ist keineswegs moralistisch, aber er ist überempfindlich in Bezug auf die ja allgemein übliche Zurücksetzung durch die anderen.

Hugo wird jetzt, nach 3 Jahren Analyse, er ist schon 21, in die Universität eintreten, da er endlich das *bachillerato* bestanden hat. Bis dahin hatte er eine unglaubliche Mühe mit dem Lernen. Die Schwierigkeiten mit dem Lernstoff und mit den Prüfungsverfahren des *Multiple-Choice* ergaben sich aus zwei Gründen: Erstens verfiel er bei allem nicht streng prozeduralen Wissen, d.h. in den Geisteswissenschaften, in ein leeres Auswendiglernen, und zweitens konnte er beim *Multiple-Choice-Test* über die verschieden zu bewertenden Aussagen nicht entscheiden, weil er die Intensionsstruktur der Sätze nicht durchschaute (den Prüfling in die Irre zu führen). Jetzt steht sein Plan fest: Er möchte Computer-Technik studieren. Die Fixiertheit des Plans ist beträch-

lich, d.h. es macht den Eindruck, als hätte nie eine wirkliche Wahl stattgefunden, obwohl man andererseits nicht sagen könnte, dass Hugo nicht weiß, was er will. Es liegt offensichtlich eine besondere Konstellation des *Je* vor: Die Überschneidung von „Sein“ und „Denken“ führt nicht etwa, wie in der Neurose, zum Konflikt eines „Entweder-oder“ („wenn ich denke, so bin oder genieße ich nicht; wenn ich bin oder genieße, so denke ich nicht“), sondern zu einer angeblich konfliktfreien, immer schon jeder Entscheidung vorausliegenden Adoption eines Angelpunktes im Bereich der Zeichen. „Computerfachmann“: Auch hier sehen wir, dass kein eigentlicher primärer Signifikant vorhanden ist, sondern dass der ideale einzige Zug (Computer-Spezialist) imaginär konstituiert ist, im Sinne eines Elements, welches eine minimale Verankerung im Symbolischen zu gewährleisten hat. Diese Art Leuchtturm strahlt dann sein Strahlen in der Suche nach den anderen Signifikanten aus. Es handelt sich eher um die Benennung eines Ziels als um einen gezielten Plan.

Die Mathematik fällt Hugo nicht leicht, er hat dieses Fach erst ganz am Schluss bestanden, empfindet dies jedoch als eine Art Kulmination seiner Hochschulreife. Ein ausgeprägter Ordnungssinn gehört wohl in die gleiche Thematik. Das Lernen wurde zwar einem strikten Stundenplan unterzogen, jedoch vollzog sich oft, ohne dass er diesen Prozess richtig festmachen konnte, eine Abkoppelung des verstehenden Lesens von den Signifikanten, und die Wörter erschienen ihm als leere Hülsen oder „Worthäutungen“ („*pellejo de las palabras*“). Aus diesem Zustand zurückzukehren war mit einer großen Anstrengung verbunden. Manchmal ging dies nicht, ohne vorher im Zimmer laut zu schreien.

Es besteht bei Hugo eine ausgesprochene Unsicherheit darüber, ob es korrekt oder gut ist, die Gedanken, die man hat, auszusprechen. Sein scheues, reserviertes Verhalten kontrastiert mit den Schreianfällen in seinem Zimmer. Er hat Angst, als „komisch“ eingestuft zu werden. Niemand sollte es merken. Nach Peter Widmer bringt ja erst die Stimme das Psychische zur Wirklichkeit.¹⁹ Die Stimme Hugos kommt jedoch erst im Verzweiflungsschrei zum Tönen.

Das Verhältnis zu seinem Vater war während der Analyse ein Hauptthema. Der Vater hätte die Mutter beschimpft, sie eine „*pendeja*“ (Idiotin) genannt, als sie ihm mitteilte, dass sie schwanger sei: Er hätte kein Kind mehr haben wollen. Hugo wusste dies von seinen bei-

19 P. Widmer, *Metamorphosen des Signifikanten. Zur Bedeutung des Körperbildes für die Realität des Subjekts*; Bielefeld: transcript 2006, S. 134.

den Schwestern, die mehr als 10 Jahre älter waren. Als sich der Vater, Hugo war damals 2 Jahre alt, von der Familie trennte, hatte das kleine Kind eine autistische Phase, die mindestens ein Jahr lang dauerte, die er aber irgendwie dadurch überwand, dass er, außerordentlich leise und ausdruckslos, wieder zu sprechen begann. Daraufhin folgte eine Phase, in der er, wenn er mit dem Vater zusammen war, immer etwas von ihm verlangte (etwas kaufen), was aber der Vater fast immer verweigerte. Dieser wusste aber doch nie etwas Gescheiteres zu tun, als den Jungen zum Einkaufen mitzunehmen. Das Schulversagen im Alter von 17 Jahren brachte Hugo eine schroffe Weigerung, ihm weitere Privatschulen zu bezahlen. Da er erkannte, dass ihm die Begegnung mit dem Vater unmöglich war, da er dabei unweigerlich einem absoluten Anderen ausgeliefert war, der ihm seine eigene Stimme nicht erlaubte, reduzierte er den Kontakt auf ein absolutes Minimum: Er begrüßt ihn, wenn er vorbeikommt, was ohnehin selten ist, und zieht sich dann gleich in sein Zimmer zurück. Das Verlusterlebnis des Vaters bezeichnet in diesem Fall das Grundmoment, worauf ja auch die infantile autistische Phase hinweist. Es konnte bisher noch nicht zugänglich gemacht werden, denn Hugo weist es durch Bedeutungen wie „Verrat des Vaters“ und „Er erkennt mich nicht an“, zurück.

4. Schlussbetrachtungen

Wir möchten abschließend auf zwei Gesichtspunkte hinweisen, die sich uns in dieser kurzen Schrift ergeben haben:

1. Die Besonderheit der Sprachleistung im Autismus

Das eigentliche Dilemma des Autisten ist nicht „sprechen oder nicht sprechen“, sondern „wie kann ich einen Platz in der Sprache einnehmen, nachdem ich aus dieser, da sie mich entgeistert hat (ich meine damit die *sidération*), ausgebrochen bin.“ Das Anliegen (und auch der Anspruch an den Analytiker) ist dann ein Rauskommen-Wollen aus einem Kerker, welches auf eindruckliche Weise von Birger Sellin²⁰ gegeben worden ist. Sowohl bei Karina als auch bei Hugo lässt sich dieser Wille feststellen. Es geht dabei um die Bemühung des Subjekts um eine Besetzung der Diskursinstanz.

20 B. Sellin, *ich deserteur einer artigen autistenrasse, neue botschaften an das volk der oberwelt*; Köln: Kiepenheuer u. Witsch 1995, 1997.

Es wäre vielleicht eine zu starke These, zu behaupten, im Autismus könne keinerlei „Ich“ sich formen, d.h. die Diskursinstanz könne nicht vom *Je* des Diskurses ohne Worte besetzt werden. Aber zumindest können wir feststellen, dass hier Schwierigkeiten auftreten, die das autistische Subjekt zu anderweitigen Sprachleistungen greifen lässt als diejenigen, welche es in die großen drei Sprachfunktionen integrieren würden (Benennen und Bezeichnen, So tun als ob (*faire semblant*), Ansprechen). Stattdessen greift das Subjekt zu „außerordentlichen“ Sprachleistungen, die sich manchmal auch außerordentlich entwickeln können. Das Aufnehmen zufälliger Zeichen, die das Subjekt für andere Signifikanten repräsentieren, kann auch als ein Übersetzen verstanden werden, und diese Übersetzung gelingt oft am besten über die Schrift. Dabei geht es immer um einen allmählichen Aufbau einer einen primären Signifikanten ersetzenden Gestalt.

2. Das Vermeiden des Objektniveaus der Stimme

Die Bedingung für die Konstitution eines S1, eines ersten Signifikanten, impliziert die Partizipation der Stimme, welche eine Aussageposition umfasst. Bei dem Vorgehen des Herauspickens eines zufälligen Zeichens (bei Karina das „*Feliz Navidad*“, bei Hugo „Computerfachmann“) wird nicht auf die Stimme gesetzt, sondern auf den Blick ausgewichen. An die Stelle eines S1 tritt ein Bildzeichen, von dem aus aber nur auf ganz spezifische Weise Zugang zu den S2 geschaffen wird.

Die Artikulation des Objekts *a* mit einem *Je* des Diskurses ohne Worte ergibt sich auf dem Objektniveau des Blicks durch eine Einlagerung, eine (nicht notwendigerweise weiche) Einbettung des Sichtbaren in das Spürbare, das Berührbare. Man kann dazu den Satz von Merleau-Ponty zitieren: „*Il y a empiètement, enjambement, non seulement entre le touché et le touchant, mais aussi entre le tangible et le visible qui est incrusté en lui.*“²¹ Dieser Einbau des Blicks ist die Stelle, an der der Autist, der sich auf dieses Objektniveau zurückgezogen hat, einen Imperativ einsetzt, der denjenigen der Stimme ersetzen soll.

Es scheint uns nun eine interessante Aufgabe, das Problem des „Verlustes“ aus einer anderen Sicht anzugehen als der des Sprachver-

21 M. Merleau-Ponty, *Le visible et l'invisible*; Paris: Gallimard 1964, S. 177. „Es gibt Überborden, Überlagern, nicht nur zwischen dem Berührten und dem Berührenden, sondern auch zwischen dem Berührbaren und dem Sichtbaren, das in jenes eingelagert ist.“ [Übersetzung des Autors].

lustes. Die Frage dabei ist, wie das Erleben des Verlustes sich darbietet, wenn man sich auf das Objektniveau des Blicks zurückzieht. Es ist in dieser Hinsicht aufschlussreich, den „Murmelakt“ von Birger Sellin und das proustsche Madeleine-Erlebnis miteinander zu vergleichen.²² Dabei fällt unser Augenmerk auf die Art, in der offensichtlich ein Verlust irgendwie kompensiert wird. Bei Birger Sellin lässt sich die Gewissheit eines der *jouissance* sich hingebenden *Je* nur dann produzieren, wenn sich ein Rückzug von der Außenwelt bewerkstelligen lässt. Er zieht sich in sein Zimmer zurück und lässt die Murmeln durch seine Hände gleiten, er kennt jede einzelne, es beruhigt ihn. Natürlich ist die selbstvergessene Versunkenheit Sellins im „Murmelakt“ keineswegs „ähnlich“ mit dem proustschen Madeleine-Erlebnis. Der proustsche Text bezeichnet aber nichtsdestoweniger den Punkt, an dem sich die autistische Struktur manifestiert: Das Objekt ist ein Rest einer Substanz (berührendes Genießen bei Sellin, Erinnerungssubstanz bei Proust), zu der ein Zugang hergestellt wird, und zwar über die von Merleau-Ponty bezeichnete Stelle der Einlagerung des Sichtbaren in das Spür- und Berührbare.

22 Marcel Proust figuriert auch unter den Schriftstellern, die Rosine und Robert Lefort als zur autistischen Struktur gehörig betrachten, op. cit., S. 157–179. Birger Sellin hatte die Gewohnheit, wenn er es nicht mehr mit den anderen aushielt, sich in sein Zimmer zurückzuziehen und die unzähligen Murmeln durch seine Hände gleiten zu lassen. Als ihm der Vater einmal eine Murmel entwendete, merkte er es sofort, ging auf ihn zu und sagte: „Gib mir die Murmel zurück.“ Man wird wohl weniger über diesen Akt erstaunt sein, wenn man daran denkt, dass in dieser Äußerung eine Art Schrei enthalten ist: Die Stimme ist unter äußersten Bedingungen des Entzugs des Objekts nur als Schrei möglich. Vgl. das Vorwort von Michael Klonovsky in: B. Sellin, *Ich will kein ...*; op. cit.

PARAPHRENIE - EIN VERGESSENES KONZEPT FREUDS

PETER WIDMER

I. Präliminarien

Die folgenden Ausführungen wollen einen Zugang zum von Freud bruchstückhaft dargestellten Konzept der Paraphrenie erschließen. Der Gang der Argumentation skizziert zunächst den Kontext von Freuds Aussagen zur Psychose, aus dem es hervorgegangen ist, bevor es eigens thematisiert und danach diskutiert wird. Diese spiralförmige Bewegung bezieht sich explizit allein auf das freudsche Werk, dessen Terminologie beibehalten wird; dennoch ist unübersehbar, dass eine am lacanschen Denken geschulte Sichtweise wegleitend ist. Der Einbezug von Aussagen Lacans zur Paraphrenie und zu den Psychosen überhaupt sowie die Verwendung seiner Terminologie bleiben einer späteren Arbeit vorbehalten.

II. Freuds Interesse für Psychosen

Von Freud sagt man gemeinhin, dass er sich mit Neurosen und Perversionen, jedoch nur wenig mit Psychosen beschäftigt hat; letzteres, weil er nicht in einer psychiatrischen Klinik gearbeitet hat und weil die Psychotiker seiner Ansicht nach nicht als übertragungsfähig gelten, sondern, nach Freuds eigenen Worten, narzisstisch strukturiert sind und deshalb nicht in der Lage, auf den Analytiker unbewusste Konflikte zu übertragen.

Man gesteht im Zuge dieser Argumentation Freud zu, dass er sich theoretisch mit Psychosen auseinandergesetzt hat, vor allem in der Arbeit über den Senatspräsidenten Schreber, den Freud bekanntlich nicht gekannt hat und dessen Buch *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* Freuds Grundlage zu seiner Analyse war.

Bei dieser Argumentation wird übersehen, dass Freud sich schon sehr früh, d.h. vor der Jahrhundertwende, ausführlich mit Psychosen befasste und dass er in der mittleren Phase seines Schaffens, nach der Arbeit über Schreber, den Grundstein legte zu einer erweiterten Psychosentheorie, die bis heute kaum gewürdigt worden ist, geschweige denn weiter ausgebaut worden wäre. Schließlich wird auch ignoriert, von welcher grundlegenden Bedeutung Freuds explizite Einführung, oder genauer gesagt: Wiedereinführung der Unterscheidung von Wort- und Sachvorstellungen ist – Freud knüpfte damit an eine Unterscheidung an, die er schon in der so genannten Aphasie-Arbeit von 1891 getroffen hatte und die er nun, ein Vierteljahrhundert später, nicht nur für das Verständnis der psychischen Struktur und der Neurosen, sondern ansatzweise auch für die Psychose fruchtbar zu machen versuchte.

Freuds Auseinandersetzung mit Psychosen lässt sich in fünf Phasen einteilen. Unter den frühen Beiträgen ragen „Die Abwehr-Neuropsychosen. Versuch einer psychologischen Theorie der akquirierten Hysterie, vieler Phobien und Zwangsvorstellungen und gewisser halluzinatorischer Psychosen“ (1894)¹ und „Weitere Bemerkungen über die Abwehr-Neuropsychosen“ (1896)² heraus, weil sich Freud darin eingehend in die Psychosen vertiefte. Auseinandersetzungen mit diesem Thema finden sich ebenfalls in „Entwurf einer Psychologie“ (1895)³ sowie in der „Traumdeutung“.⁴

Die zweite Phase wird, was die Auseinandersetzung mit dem Thema Psychose betrifft, dominiert von Freuds Kommentar zu Schrebers *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* (1911),⁵ doch finden sich auch in Arbeiten vorher und nachher Aussagen zu Psychosen. Es war in der Arbeit über Schreber, dass Freud erstmals von Paraphrenie sprach und sie in seinen Versuch einer Klassifikation aufnahm, die sich sowohl von der kraepelinschen als auch von der bleulerschen unterschied; ich werde darauf zurückkommen.

Die dritte Phase wurde durch Jungs Absicht, den psychischen Dualismus der Triebe (Selbsterhaltung und Arterhaltung; oder auch

1 In: *G.W. I*, S. 59–74.

2 In: *G.W. I*, S. 379–403.

3 In: *G.W. Nachtragsband*, S. 375–486.

4 In: *G.W. II/III*.

5 „Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides)“; in: *G.W. VIII*, S. 240–320.

Hunger und Liebe) in Frage zu stellen und auf einen Monismus zu reduzieren und die Libido als Grundkraft aufzufassen, lanciert. Dieser Schritt erschütterte die Grundfesten von Freuds Denken. Bekanntlich enthält hauptsächlich die Arbeit „Zur Einführung des Narzißmus“ die Entgegensetzung zu Jungs monistischer Auffassung.⁶ Unter anderem drohte die begriffliche Unterscheidung von Psychosen von Neurosen zu verschwimmen, und Freud bemühte sich in der Folge über viele Jahre hinweg, die Psychosen als Folge des völligen Rückzugs von der Realität zu verstehen, während er Neurosen und Perversionen so auffasste, dass diese den Bezug zur Realität im Unbewussten aufrecht erhalten und somit dem Sturz in den primären Narzissmus, gleichbedeutend mit dem Verlust der Übertragungsfähigkeit, entgehen.

Dieses verstärkte Interesse an Psychosen und an ihrer Unterscheidung von Neurosen erhielt in der vierten Phase durch die nun explizit gewordene Theoretisierung der Sprache und ihres Zusammenhangs mit dem Bewussten und dem Unbewussten neue Nahrung. Davon zeugen die entsprechenden Äußerungen in „Das Unbewußte“,⁷ in „Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre“,⁸ in den „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“.⁹ Es bildete sich auch dann nicht zurück, als Freud die dritte Topik konzipierte, jene, die die Instanzen des Ichs, des Es und des Über-Ichs unterschied, wobei der Unterschied zur zweiten Topik bezüglich der Unterscheidung von Neurose und Psychose im Wesentlichen unverändert blieb; Freuds Bemühung tendierte nach wie vor dahin, nachzuweisen, dass der Psychotiker den Bezug zur Realität verliert, mithin dem Narzissmus verfällt, während der Neurotiker wie auch der Perverse den Realitätsbezug nicht aufgibt, sondern diesen im Unbewussten aufbewahrt, was ihn vor dem Zusammenbruch der Strukturen und dem Sturz in den unterschiedslosen Narzissmus bewahrt.

In einer letzten Phase thematisierte Freud noch einmal die Psychosen in ihrer Abgrenzung gegen Neurosen. Davon zeugen die Arbeiten über den Wolfsmann¹⁰ sowie „Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose“¹¹ und „Neurose und Psychose“.¹²

6 S. dazu *G.W. X*, S. 138–170, bes. S. 145.

7 In: *G.W. X*, S. 264–303.

8 In: *G.W. X*, S. 412–426.

9 *G.W. XI*.

10 „Aus der Geschichte einer infantilen Neurose“; in: *G.W. XII*, S. 29–157.

11 In: *G.W. XIII*, S. 363–368.

12 In: *G.W. XIII*, S. 387–391.

III. Freuds Gedanken zu den Psychosen

Die folgenden Ausführungen übernehmen diese Einteilung in die verschiedenen Phasen.

III.1. Erste Phase

Freud sondert in den frühen Arbeiten die Psychosen nicht generell von den Neurosen ab.¹³ Vielmehr fasst er die Psychosen manchmal als Untergruppe der Neurosen auf, spricht ihnen dabei gelegentlich eine spezifische Abwehrform zu, die Verwerfung, die er von der Verdrängung unterscheidet. Tatsächlich taucht die Nennung dieser Form der Abwehr, der Lacan ein so großes Gewicht einräumen wird, schon 1894 auf.¹⁴ Umgekehrt fasst Freud den Term „Abwehrpsychose“ zu Beginn seines Werks als Überbegriff zu Neurosen (Hysterien, Zwangsneurosen) auf. Da er die Paranoia zu den Abwehrneurosen rechnet, erscheint die Differenz zu den andern Störungen nicht als prinzipiell.

In allen diesen Fällen geht es um die Abwehr von unliebsamen Vorstellungen.¹⁵ Psychose wird von Freud als Abweisung von unerträglichen Vorstellungen beschrieben; der Affekt wird unbewusst, die Wunschvorstellung halluziniert, die Realität wahnhaft. Die Halluzinationen lassen sich in visuelle und auditive unterteilen. Freud zufolge können sowohl Objektvorstellungen wie Wörter halluziniert werden. Was den Realitätsbezug anbetrifft, so zeigen schon die ersten Beispiele, dass Freud gesehen hat, dass sich Psychotiker von der Realität zurückziehen, obwohl er dies erst später, von der Narzissmus-Arbeit an, theoretisch ausarbeiten wird.¹⁶

13 S. dazu: „Die Abwehr-Neuropsychosen. Versuch einer psychologischen Theorie der akquirierten Hysterie, vieler Phobien und Zwangsvorstellungen und gewisser halluzinatorischer Psychosen“ (1894); in: *G.W. I*, S. 59–74, sowie „Weitere Bemerkungen über die Abwehr-Neuropsychosen“ (1896); in: *G.W. I*, S. 379–403, bes. S. 392.

14 „Es gibt nun eine weit energischere und erfolgreichere Art der Abwehr, die darin besteht, daß das Ich die unerträgliche Vorstellung mitsamt ihrem Affekt verwirft und sich so benimmt, als ob die Vorstellung nie an das Ich herangetreten wäre. Allein in dem Moment, in dem dies gelungen ist, befindet sich die Person in einer Psychose, die man wohl nur als ‚halluzinatorische Verworrenheit‘ klassifizieren kann.“ „Die Abwehr-Neuropsychosen ...“; op. cit., S. 72.

15 Ebd., S. 73.

16 Ebd.

Der Wahn steht im Dienste verschiedener Funktionen: der Ablenkung, dem Ausweichen vor anstößigen Gedanken (so dass der Inhalt des Wahns nichts mit dem Abgewehrten zu tun hat); der Entstellung eines unliebsamen Sachverhalts durch Affektentzug, Affektverwandlung, Personenvertauschung; der Kompromissbildung zwischen dem Abgewehrten und dem abwehrenden Ich (durch Mehrdeutigkeit von Wörtern, Homophonien, Wortähnlichkeiten), vor allem der Restitution. Es gilt demnach, bei der Behandlung die Funktion eines auftretenden Wahns zu erkennen.

Man kann sagen, dass Freud nur hinsichtlich der Abwehrform – hier Verdrängung, dort Verwerfung – ein eindeutiges Unterscheidungsmerkmal zwischen Psychose und Neurose angibt; er zieht daraus nicht die Folgerung (wie dies Lacan später tun wird), dass bei Verwerfung ein Zusammenbruch der Strukturen des Subjekts erfolgt; das Verworfenen lässt sich Freud zufolge deuten. Mit Vorsicht lässt sich auch sagen, dass für Neurosen frühkindliche sexuelle Erlebnisse die auslösenden Faktoren sind, während bei Psychosen schwere Versagungen in Frage kommen. Es ist also nicht so, dass generell die Psychosen eine frühere Traumatisierung erfahren haben als die Neurosen; Freud hat dies übrigens auch im Briefwechsel mit Fließ dargestellt.¹⁷ Der Hysterie ordnet er die früheste Fixierung zu, der Psychose die späteste.

Die relative Nähe von Neurose und Psychose ist in Freuds Argumentation gestützt durch das Vorkommen von Wahnformen, die zur Normalität gehören (Formen von Religionen); durch den Vergleich des Traums mit einem Wahn (Traum und Wahn sind eng miteinander verwandt. Der Traum lässt sich als kurzer Wahn auffassen. Gelegentlich weist er auf eine beginnende Psychose hin. Umgekehrt erleidet er selber Veränderungen durch den Wahn);¹⁸ sowie durch die prinzipielle Deutbarkeit des Verworfenen, das in Symptomen und Wahnbildungen wiederkehrt.

17 „Die Klinik lehrt nun drei Gruppen von sexuellen Psychoneurosen kennen, Hysterie, Zwangsneurose und Paranoia, und lehrt, daß die verdrängten Erinnerungen bei der ersten dem Alter von 1 1/2–4 Jahren, bei Zwangsneurose dem Alter von 4–8 Jahren, bei Paranoia dem Alter von 8–14 Jahren als aktuell angehören.“ Brief 112 vom 6. Dez. 1896; in: S. Freud, *Briefe an Wilhelm Fließ*, hg. von J.M. Masson; Frankfurt a.M.: S. Fischer 1986, S. 220.

18 S. dazu die Äußerungen Freuds in „Die Traumdeutung“; *STA II*, S. 62, 109–113, 236, 251, 407 (Anm.), 506, 520, 541, 546.

Freud räumt die Möglichkeit ein, dass ein Stück des Ichs unversehrt bleibt und den Wahnbildungen zuschauen kann; auch daraus folgt, dass die Psychosen keine irreparablen Störungen sind, da ja ein Teil des psychischen Apparates intakt bleibt.

Was das Ich anbetrifft, so ist es durchwegs der Ort der Verken-
nung, der Abwehr und des „bon sens“. Es ist aber nicht zu verwech-
seln mit der Instanz, die spricht, die ja ebenfalls als „ich“ bezeichnet
wird. In Freuds Beiträgen ist dieser Unterschied nicht immer deutlich
erkennbar, was, wie sich auch in Bezug auf die Psychosen noch er-
weisen wird, zu beträchtlichen Konsequenzen im Sinne von aufwen-
digen Umwegen und Verzögerungen geführt hat.¹⁹

III.2. Zweite Phase

In der zweiten Phase steht die Auseinandersetzung mit dem 1903 er-
schienenen Buch des Senatspräsidenten Daniel Paul Schreber *Denk-
würdigkeiten eines Nervenkranken* im Zentrum. Freud hat darin die
Kühnheit, Schrebers Paranoia auf den Ödipuskomplex zu beziehen,²⁰
er bleibt also seiner schon zuvor geäußerten Überzeugung treu, dass es
keine Proportionalität zwischen der Schwere einer psychischen Stö-
rung und dem Zeitpunkt der Auslösung gibt. Freud fasst Schrebers
Psychose als Ausdruck der Abwehr von homosexuellen Regungen
auf, die entstellt im Wahn wiederkehren, in dem Gott ihn, Schreber,
als sein Weib sieht, was die reale Kastration Schrebers impliziert. Den

19 S. dazu z.B. „Die Abwehr-Neuropsychosen“; op. cit.: „Man ist also be-
rechtigt zu sagen, daß das Ich durch die Flucht in die Psychose die uner-
trägliche Vorstellung abgewehrt hat; der Vorgang, durch den dies er-
reicht worden ist, entzieht sich wiederum der Selbstwahrnehmung wie
der psychologisch-klinischen Analyse. Er ist als der Ausdruck einer pa-
thologischen Disposition höheren Grades anzusehen und läßt sich etwa
wie folgt umschreiben: Das Ich reißt sich von der unerträglichen Vor-
stellung los, diese hängt aber untrennbar mit einem Stück der Realität
zusammen, und indem das Ich diese Leistung vollbringt, hat es sich
auch von der Realität ganz oder teilweise losgelöst.“ S. 73; oder, in der
Arbeit „Weitere Bemerkungen ...“; op. cit.: „Die Stimmen verdanken
also ihre Entstehung der Verdrängung von Gedanken, die in letzter Auf-
lösung eigentlich Vorwürfe anlässlich eines dem Kindertrauma analogen
Erlebnisses bedeuteten; sie waren demnach Symptome der Wiederkehr
des Verdrängten, aber gleichzeitig Folgen eines Kompromisses zwi-
schen Widerstand des Ichs und Macht des Wiederkehrenden, der in die-
sem Falle eine Entstellung bis zur Unkenntlichkeit herbeigeführt hatte.“
S. 400.

20 S. dazu insbes. „Psychoanalytische Bemerkungen ...“; op. cit.,
S. 286 ff.

Wahn sieht Freud als Restitutionsversuch, in dem sich das wiederholt, was als psychische Verarbeitung misslungen ist. Freud versucht in der Folge auch, das komplexe Wahngelbilde des Kranken zu deuten; einerseits geht er inhaltlich vor, fasst z.B. die „gewunderten Vögel“ als Mädchen auf;²¹ andererseits bedient er sich seiner Einsichten in die Abwehrlehre, so dass er Projektionen, Umkehrungen, Verkehrungen usf. ausfindig macht, um dem bizarren Material der schreiberschen Gedanken einen nachvollziehbaren Sinn zu geben.²² Grundlage dieses Wahns ist Freud zufolge die ungelöste Vater-Problematik des Patienten, die sich in der Ambivalenz zu Gott widerspiegelt, gegen den Schreber einerseits rebelliert, ihm elementare Qualitäten abspricht, und den er andererseits verehrt.

Was für uns hier besonders in Betracht fällt, ist Freuds erstmaliges Vorstellen eines noch vagen Konzepts der Paraphrenie:

„Ich hielte es für das zweckmäßigste, wenn man die Dementia praecox mit dem Namen Paraphrenie belegen wollte, welcher, an sich unbestimmten Inhalts, ihre Beziehungen zu der unabänderlich benannten Paranoia zum Ausdruck bringt und überdies an die in ihr aufgegangene Hebephrenie erinnert. Es käme dabei nicht in Betracht, daß dieser Name bereits früher für anderes vorgeschlagen wurde, da sich diese anderen Verwendungen nicht durchgesetzt haben.“²³

Er stellt sie der Paranoia zur Seite und sieht, grob gesagt, das unterscheidende Merkmal darin, dass bei der Paranoia die Libidobesetzung gestört wird und von den Objekten auf das Ich zurückfließt, während bei der Paraphrenie das Ich gestört ist, was wiederum zu Rückwirkungen auf die Libidobesetzungen führt. Schon jetzt wird deutlich, dass die auf diese Weise vorgenommene begriffliche Abgrenzung weder leicht fällt noch überzeugt, ganz zu schweigen von der Schwierigkeit, die beiden Krankheitsformen aufgrund von sich auf Beobachtungen stützenden Erfahrungen auseinanderzuhalten.

III.3. Dritte Phase

In der dritten Phase gerät das Konzept der Paraphrenie in den Strudel der Auseinandersetzung mit Jungs Theorie, die das Ich – entgegen Freuds früherer Überzeugung – als libidinöse Instanz auffasst und die

21 Ebd., S. 289.

22 Ebd., S. 295 ff.

23 Ebd., S. 313.

damit den Dualismus des libidinösen Sexualtriebs und des nicht-libidinösen Ichtriebs (Selbsterhaltung, Hunger) in Frage stellt.²⁴ Den Psychosen kommt dabei darum eine sehr große Bedeutung zu, weil gerade sie zeigen, dass das Ich selber mit Libido besetzt, ja, überschwemmt wird – die Formen des Größenwahns, aber auch der Hypochondrie weisen unübersehbar darauf hin.²⁵ Freud muss einerseits den Beobachtungen und Erfahrungen Jungs recht geben, andererseits ist es ihm wichtig, einen Dualismus aufrechtzuerhalten, denn wie hätte er sonst Psychosen von Neurosen unterscheiden sollen? Freuds Bemühungen um eine Differenzierung tendieren also dahin, dass er zwar die Möglichkeit einer Libidinisierung des Ichs zugibt, gleichwohl aber eine Ichinstanz behauptet, die ihrem Wesen nach nicht-libidinöser Art ist, jedoch sekundär von ihr in Beschlag genommen werden kann.²⁶ Diese Schwierigkeit lässt sich an den Konzepten ablesen, die Freud in der Narzissmus-Arbeit einführt oder verwendet, etwa an der Unterscheidung von primärem und sekundärem Narzissmus oder an derjenigen von Ich und Ich-Ideal. Da sowohl der sekundäre Narzissmus wie auch das Ich-Ideal libidinisierte Instanzen sind, bleibt die Behaup-

24 S. dazu „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit.

25 „Ein dringendes Motiv, sich mit der Vorstellung eines primären und normalen Narzißmus zu beschäftigen, ergab sich, als der Versuch unternommen wurde, das Verständnis der Dementia praecox (Kraepelin) oder Schizophrenie (Bleuler) unter die Voraussetzung der Libidotheorie zu bringen. Zwei fundamentale Charakterzüge zeigen solche Kranke, die ich vorgeschlagen habe als Paraphreniker zu bezeichnen: den Größenwahn und die Abwendung ihres Interesses von der Außenwelt (Personen und Dingen). Infolge der letzteren Veränderung entziehen sie sich der Beeinflussung durch die Psychoanalyse, werden sie für unsere Bemühungen unheilbar. Die Abwendung des Paraphrenikers von der Außenwelt bedarf aber einer genaueren Kennzeichnung. Auch der Hysteriker und Zwangsneurotiker hat, soweit seine Krankheit reicht, die Beziehung zur Realität aufgegeben. Die Analyse zeigt aber, daß er die erotische Beziehung zu Personen und Dingen keineswegs aufgehoben hat. Er hält sie noch in der Phantasie fest, das heißt er hat einerseits die realen Objekte durch imaginäre seiner Erinnerung ersetzt oder sie mit ihnen vermengt, andererseits darauf verzichtet, die motorischen Aktionen zur Erreichung seiner Ziele an diesen Objekten einzuleiten. Für den Zustand der Libido sollte man allein den von Jung ohne Unterscheidung gebrauchten Ausdruck: Introversion der Libido gelten lassen. Anders der Paraphreniker. Dieser scheint seine Libido von den Personen und Dingen der Außenwelt wirklich zurückgezogen zu haben, ohne diese durch andere in seiner Phantasie zu ersetzen. Wo dies dann geschieht, scheint es sekundär zu sein und einem Heilungswunsch anzugehören, welcher die Libido zum Objekt zurückführen will.“ Ebd., S. 139.

26 S. dazu ebd., S. 143 ff.

tung einer nicht-libidinösen Instanz an den Phänomenen unausgewiesen. Am ehesten entspricht Freuds Behauptung, dass Neurotiker unbewusst an den Objektvorstellungen festhalten, während die Psychotiker diese aufgeben und die Libido auf das Ich zurückziehen, das dadurch größenwahnsinnig wird, dem primären Narzissmus verfällt, seinem postulierten Dualismus. Jedoch fehlt auch in dieser Unterscheidung von unbewussten Objektvorstellungen und dem Ich die entsprechende Aufteilung in eine libidinöse und eine nicht-libidinöse Instanz. Ja, schlimmer noch, Freud muss sogar zugestehen, dass das Ich selber die primäre Quelle der Libido ist und dass die Objektbesetzungen vom Ich ausgehen.²⁷

So muss man sagen, dass es Freud nicht gelungen ist, den von ihm behaupteten Dualismus überzeugend aufrechtzuerhalten, und darin liegt wohl der Grund dafür, dass er wenig später, in der vierten Phase, auf eine Unterscheidung zurückgreift, die, anknüpfend an seine frühe Arbeit über Aphasie, mit einem Male Licht in die dunklen und verworrenen Zusammenhänge bringt: nämlich die Unterscheidung von Wort- und Sachvorstellungen.²⁸

Angesichts dieses Begründungsnotstandes tritt die Postulierung der Paraphrenie als nicht-paranoide Psychose in den Hintergrund. Freud spricht zwar noch kurz davon, aber der Schatten des zu diesem Zeitpunkt unzureichend ausgearbeiteten Dualismus fällt insofern auf das zarte Pflänzchen der Paraphrenie, als Freud es in der Nähe des Beetes der Paranoia lokalisiert²⁹ und offenbar nichts mehr von einem Gegenkonzept zur Paranoia wissen will.

27 S. dazu ebd., S. 153 ff., oder auch die spätere Arbeit „Psychoanalyse‘ und ‚Libidotheorie‘“; in: *G.W. XIII*, S. 212–233, bes. S. 230 f.

28 S. dazu „Das Unbewußte“; op. cit., S. 294 f.

29 „Da die Paraphrenie häufig – wenn nicht zumeist – eine bloß partielle Ablösung der Libido von den Objekten mit sich bringt, so ließen sich in ihrem Bilde drei Gruppen von Erscheinungen sondern: 1) Die der erhaltenen Normalität oder Neurose (Resterscheinungen), 2) die des Krankheitsprozesses (der Ablösung der Libido von den Objekten, dazu der Größenwahn, die Hypochondrie, die Affektstörung, alle Regressionen), 3) die der Restitution, welche nach Art einer Hysterie (*Dementia praecox*, eigentliche Paraphrenie) oder einer Zwangneurose (Paranoia) die Libido wieder an die Objekte heftet.“ „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 153.

III.4. Vierte Phase

Obwohl Freud in der vierten Phase seiner Auseinandersetzung mit den Psychosen nur noch zu Beginn, d.h. in den „Vorlesungen“, von Paraphrenie spricht³⁰ und wieder die Begriffe Kraepelins und Bleulers, *Dementia praecox* bzw. Schizophrenie verwendet, sind es gerade die in diese Zeit fallenden Arbeiten, die für das Verständnis der Paraphrenie von entscheidender Bedeutung sind. Da diese Phase zeitlich kaum unterschieden ist von der vorhergehenden, muss man eher von einem logischen denn von einem chronologischen Fortschreiten sprechen. Freud hat allerdings die in sie fallende Arbeit „Das Unbewußte“, die für das Verständnis der Psychosen hochbedeutsam ist, hinsichtlich ihrer Fruchtbarkeit für diese Thematik nicht annähernd ausgeschöpft. Denn mit der Unterscheidung von Wort- und Sachvorstellung steht er plötzlich vor der Möglichkeit, das Ich anders als eine letztlich biologisch gestützte Instanz zu fassen und zudem eine Unterscheidung zu treffen zwischen dem sprechenden Ich und dem Ich als Sachvorstellung, als Bild. Diese Möglichkeit bleibt in Freuds Werk unabgegolten.³¹

III.5. Fünfte Phase

Die fünfte Phase, wenn man denn von ihr sprechen will, ist reich an Differenzierungen hinsichtlich der Topik der Psyche.³² Freud vermag in dieser Zeit intrapsychische Konflikte, also solche zwischen Ich und Es, zwischen Ich und Über-Ich, von solchen zwischen Es, Ich und Über-Ich einerseits, der Außenwelt andererseits zu unterscheiden. Zudem wendet sich sein Interesse vermehrt der Melancholie und in geringerem Maße der Manie zu, was sich als Folge der dritten Topik

30 „Die Krankheitsform der Paranoia, der chronischen systematischen Verücktheit, nimmt in den Klassifikationsversuchen der heutigen Psychiatrie eine schwankende Stellung ein. An ihrer nahen Verwandtschaft mit der *Dementia praecox* ist indes kein Zweifel. Ich habe mir einmal den Vorschlag erlaubt, Paranoia und *Dementia praecox* unter der gemeinsamen Bezeichnung der Paraphrenie zusammenzufassen.“ „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“; op. cit., S. 439.

31 S. dazu Anm. 28.

32 S. dazu vor allem „Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität“; in: *G.W. XIII*, S. 195–207; „Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose“; op. cit.; „Neurose und Psychose“; op. cit. Aber auch in „Aus der Geschichte einer infantilen Neurose“; op. cit. und in „Das Ich und das Es“; in: *G.W. XIII*, S. 237–289 finden sich bedeutende Aussagen zu den Psychosen.

auffassen lässt. Dieser Aspekt der Melancholie und der Manie bleibt hier gänzlich unerörtert; ihre Darstellung erforderte eine gesonderte Arbeit.

IV. Freuds Ausführungen über Paraphrenie

IV.1. Textbezüge

Kommen wir nun zum eigentlichen Thema, der Paraphrenie, und sehen wir uns die Passagen an, in denen Freud von ihr spricht.

Eingeführt wird die Paraphrenie in der Arbeit über Schreber („Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia“):

„Es ist aber im ganzen nicht sehr wichtig, wie man Krankheitsbilder benennt. Wesentlicher erschiene es mir, die Paranoia als selbständigen klinischen Typus aufrecht zu halten, auch wenn ihr Bild noch so häufig durch schizophrene Züge kompliziert wird, denn vom Standpunkte der Libidotheorie ließe sie sich durch eine andere Lokalisation der disponierenden Fixierung und einen anderen Mechanismus der Wiederkehr (Symptombildung) von der Dementia praecox sondern, mit welcher sie den Hauptcharakter der eigentlichen Verdrängung, die Libidoablösung mit Regression zum Ich, gemeinsam hätte. Ich hielte es für das zweckmäßigste, wenn man die Dementia praecox mit dem Namen Paraphrenie belegen wollte, welcher, an sich unbestimmten Inhalts, ihre Beziehungen zu der unabänderlich benannten Paranoia zum Ausdruck bringt und überdies an die in ihr aufgegangene Hebephrenie erinnert.“³³

Diese Unterscheidung von Paranoia und Paraphrenie hält Freud auch in „Das Interesse an der Psychoanalyse“ aufrecht;³⁴ er setzt die Paraphrenie der kraepelinschen Dementia praecox wie auch der bleulerschen Schizophrenie gleich. Freud beschreibt, wie diese Krankheit „in ihren schlimmsten Ausgängen die Kranken völlig teilnahmslos er-

33 „Psychoanalytische Bemerkungen...“; op. cit., S. 313. Ein Teil des Zitats ist bereits erwähnt worden (s. Anm. 23).

34 „Bei einer anderen neurotischen Affektion, der eigentlich unheilbaren Dementia praecox (Paraphrenie, Schizophrenie), welche in ihren schlimmsten Ausgängen die Kranken völlig teilnahmslos erscheinen läßt, erübrigen oft als einzige Aktionen gewisse gleichförmig wiederholte Bewegungen und Gesten, die als Stereotypen bezeichnet worden sind.“ „Das Interesse an der Psychoanalyse“; *G.W. VIII*, S. 400.

scheinen läßt“ – eine Beschreibung, die er später noch einmal wiederholen wird und die ihn vor ein Problem stellt, auf das ich gleich zu sprechen kommen werde: dasjenige der Libido, die Freud als Quantum denkt, was zur Frage führt, wie es denn denkbar ist, dass Kranke teilnahmslos werden.

In „Zur Einleitung der Behandlung“ situiert er die Paraphrenie ebenfalls als Synonym zu *Dementia praecox* bzw. Schizophrenie.³⁵ Freud macht hier klar, dass es für den Analytiker wichtig ist, den Unterschied zwischen Paraphrenie und Hysterie oder Zwangsneurose zu kennen; auch wenn es keine Garantie geben könne für eine sichere Unterscheidung, so sei es doch wahrscheinlich, dass das entsprechende Wissen den Analytiker davor verwahre, dass in der begonnenen Kur plötzlich eine Psychose ausbreche, denn Freud hält sie nicht für heilbar.

In „Zur Einführung des Narzißmus“ bezieht Freud in seinem Bemühen, einen primären von einem normalen (sekundären) Narzissmus zu unterscheiden, die Libidotheorie mit ein. Bei den Paraphrenikern sieht er „zwei fundamentale Charakterzüge“: die Abwendung ihres Interesses von der Außenwelt (Personen und Dingen) und den Größenwahn.³⁶ Von der Teilnahmslosigkeit der Paraphrenen ist nun nicht mehr die Rede. Dementsprechend rücken Paraphrenie und Paranoia wieder näher zusammen.³⁷ Bei beiden ist, anders als bei den Neurosen, die Position des normalen Narzissmus aufgegeben worden, es erfolgt ein Rückzug.

Ein letztes Mal taucht das Konzept der Paraphrenie in den „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ auf; darin zieht Freud nun die Scheidelinie zwischen „Hypochondrie und den später als Paraphrenie (*Dementia praecox* und Paranoia) zu erwähnenden Formen“

35 „Die Einleitung der Behandlung mit einer solchen für einige Wochen angesetzten Probezeit hat übrigens auch eine diagnostische Motivierung. Oft genug, wenn man eine Neurose mit hysterischen oder Zwangssymptomen vor sich hat, von nicht exzessiver Ausprägung und von kürzerem Bestande, also gerade solche Formen, die man als günstig für die Behandlung ansehen wollte, muß man dem Zweifel Raum geben, ob der Fall nicht einem Vorstadium einer sogenannten *Dementia praecox* (Schizophrenie nach Bleuler, Paraphrenie nach meinem Vorschlage) entspricht und nach kürzerer oder längerer Zeit ein ausgesprochenes Bild dieser Affektion zeigen wird.“ „Zur Einleitung der Behandlung“; *G.W. VIII*, S. 455–456.

36 S. Zitat Anm. 25.

37 S. dazu Anm. 29.

– Paraphrenie gerät nun zum Überbegriff über Paranoia und Dementia praecox bzw. Schizophrenie.³⁸

IV.2. Terminologisches

Das erste Auftreten des Terms „Paraphrenie“ zeigt deutlich, dass Freud ihn als Kampfbegriff gegen die herrschende Psychiatrie verwendet. Sowohl das kraepelinsche Konzept der Dementia praecox wie auch das bleulersche der Schizophrenie werden ihrer Unbrauchbarkeit überführt, wobei auffällt, dass die Kritik an Bleulers Terminologie, jedenfalls in der Schreber-Arbeit, ausführlicher und entschiedener ausfällt.³⁹ Von der Dementia praecox sagt Freud lediglich, der Term sei besonders ungeschickt gewählt, ohne eine Begründung dazu zu liefern, während er gegen die Benennung Schizophrenie schon fast auf eine sarkastische Art einwendet, „daß der Name nur dann gut brauchbar erscheint, wenn man sich an seine Wortbedeutung nicht erinnert.“ Freud begründet seine Ablehnung damit, dass dieser Name „einen theoretisch postulierten Charakter zur Benennung verwendet, überdies einen solchen, welcher der Affektion nicht ausschließlich zukommt und im Lichte anderer Anschauungen nicht für den wesentlichen erklärt werden kann.“ Anders gesagt, Freud bestreitet die Berechtigung des Namens Schizophrenie, weil dieser aus einer Theorie hervorgeht, die Freud zufolge nicht auf das dieser Krankheit wesentliche Merkmal hinweist.

An anderer Stelle hat sich Freud übrigens nicht minder entschieden über die psychiatrische Terminologie geäußert:

„Ich bestreite es, daß es immer so leicht möglich ist, die Unterscheidung zu treffen. Ich weiß, daß es Psychiater gibt, die in der Differentialdiagnose sel-

38 S. dazu Anm. 30.

39 Hier das vollständige Zitat: „Ich halte es für einen wohlberechtigten Schritt Kraepelins, vieles, was man vorher Paranoia geheißen hat, mit der Katatonie und anderen Formen zu einer neuen klinischen Einheit zu verschmelzen, für welche der Name Dementia praecox allerdings besonders ungeschickt gewählt ist. Auch gegen die Bleulersche Bezeichnung des gleichen Formenkreises als Schizophrenie wäre einzuwenden, daß der Name nur dann gut brauchbar erscheint, wenn man sich an seine Wortbedeutung nicht erinnert. Er ist sonst allzu präjudizierlich, indem er einen theoretisch postulierten Charakter zur Benennung verwendet, überdies einen solchen, welcher der Affektion nicht ausschließlich zukommt und im Lichte anderer Anschauungen nicht für den wesentlichen erklärt werden kann.“ „Psychoanalytische Bemerkungen ...“; op. cit., S. 312 f.

tener schwanken, aber ich habe mich überzeugt, daß sie ebenso häufig irren. Der Irrtum ist nur für den Psychoanalytiker verhängnisvoller als für den sogenannten klinischen Psychiater. Denn der letztere unternimmt in dem einen Falle so wenig wie in dem anderen etwas Ersprößliches; er läuft nur die Gefahr eines theoretischen Irrtums und seine Diagnose hat nur akademisches Interesse. Der Psychoanalytiker hat aber im ungünstigen Falle einen praktischen Mißgriff begangen, er hat einen vergeblichen Aufwand verschuldet und sein Heilverfahren diskreditiert. Er kann sein Heilungsversprechen nicht halten, wenn der Kranke nicht an Hysterie oder Zwangsneurose, sondern an Paraphrenie leidet, und hat darum besonders starke Motive, den diagnostischen Irrtum zu vermeiden.“⁴⁰

Fügen wir diesem Abschnitt zur Terminologie noch bei, dass die Wahl des Namens „Paraphrenie“ sowohl von der griechischen Herkunft her wie auch von der gemeinsamen Vorsilbe „para“ auf den engen Bezug zur Paranoia hinweist. „Noia“, „nous“ bzw. „phren“ verweisen zudem auf Instanzen des Erkennens, deren Ausarbeitung sich in der Philosophie etwa da zeigt, wo eine begriffliche Unterscheidung von Vernunft (nous) und Verstand (phren) gemacht wird, die sowohl bei Kant als auch bei Hegel von grundlegender Bedeutung ist.

IV.3. Die begriffliche Unterscheidung von Paranoia und Paraphrenie und die daraus resultierenden Schwierigkeiten

Wie lassen sich nun Paranoia und Paraphrenie unterscheiden? Zunächst fällt eine Gemeinsamkeit auf: Beide weisen eine Störung der Libidobesetzungen auf – diese Einsicht ist das, was die Unterscheidung schwieriger macht, als sie es ohnehin, von den auslösenden Faktoren her gedacht, schon ist. Was die unterscheidenden Merkmale betrifft, so lassen sich drei herausarbeiten, wenn man Freuds Argumentation folgt: Er bezeichnet die Paranoia als Störung der Objektbesetzungen, die Paraphrenie dagegen als Störung des Ichs. Freud spricht im Falle der Paranoia davon, dass das Ich die ihm anstößigen Objektbesetzungen – sie sind ihm wegen ihrer homosexuellen Ausrichtung verwerflich – zurückzieht, so dass es selber mit Libido überflutet wird und daraus ein Narzissmus resultiert, der in schweren Fällen in einen objektlosen, narzisstischen Zustand regrediert. Den auslösenden Faktor der Paraphrenie sieht Freud dagegen in einer Störung des Ichs, die wiederum die Libidobesetzung beeinträchtigt.

40 „Zur Einleitung der Behandlung“; op. cit., S. 456.

Als zweites Unterscheidungsmerkmal gibt Freud ein genetisches an; er denkt an „eine andere Lokalisation der disponierenden Fixierung“.⁴¹ Das heißt, er nimmt an, dass die Fixierung bei der Paranoia eine späte, bei der Paraphrenie dagegen eine sehr frühe, archaische ist. Die Paranoia erscheint somit als Resultat eines moralischen Konflikts zwischen Ansprüchen des Ichs und nicht-akzeptierten homosexuellen Triebwünschen, was impliziert, dass das Ich bereits konstituiert ist. Eben diese Konstitution sieht Freud bei der Paraphrenie als nicht gegeben an; er spricht von einer Regression bis zum Autoerotismus:

„Die Regression geht nicht nur bis zum Narzißmus, der sich in Größenwahn äußert, sondern bis zur vollen Auflassung der Objektliebe und Rückkehr zum infantilen Autoerotismus. Die disponierende Fixierung muß also weiter zurückliegen als die der Paranoia, im Beginn der Entwicklung, die vom Autoerotismus zur Objektliebe strebt, enthalten sein. Es ist auch keineswegs wahrscheinlich, daß die homosexuellen Anstöße, die wir bei der Paranoia so häufig, vielleicht regelmäßig finden, in der Ätiologie der weit uneingeschränkteren Dementia praecox eine ähnlich bedeutsame Rolle spielen.“⁴²

Schließlich macht Freud ein drittes Unterscheidungsmerkmal geltend, das die Symptombildung betrifft: Er ordnet die Paranoia der Projektion, die Paraphrenie der Halluzination zu.⁴³

Es erstaunt daher nicht, dass die Paraphrenie als das gravierendere Krankheitsbild erscheint mit entsprechend geringeren Heilungschancen. Diese Ansicht verwirft er jedoch später wieder,⁴⁴ so dass der Eindruck einer fehlenden Klärung bleibt, was sich darin zeigt, dass er das Nebeneinander von Paranoia und Paraphrenie aufgibt und die Paraphrenie als Überbegriff über Paranoia und Schizophrenie verstehen will.

Auf den Fall Schreber angewendet sieht Freud in ihm sowohl einen Paranoiker als auch einen Paraphrenen; einen Paranoiker, weil die Züge der Verfolgung, durch den homosexuellen Konflikt bedingt, offensichtlich sind, einen Paraphreniker dagegen darum, weil das Ich Schrebers selber am Zerfallen ist, wie Freud diagnostiziert.

41 „Psychoanalytische Bemerkungen ...“; op. cit., S. 313.

42 Ebd., S. 314.

43 Ebd.

44 S. dazu „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 153.

„Unsere Annahmen über die disponierenden Fixierungen bei Paranoia und Paraphrenie machen es ohne weiteres verständlich, daß ein Fall mit paranoischen Symptomen beginnen und sich doch zur Demenz entwickeln kann, daß paranoide und schizophrene Erscheinungen sich in jedem Ausmaße kombinieren, daß ein Krankheitsbild wie das Schrebers zustande kommen kann, welches den Namen einer paranoischen Demenz verdient, durch das Hervortreten der Wunschphantasie und der Halluzinationen dem paraphrenen, durch den Anlaß, den Projektionsmechanismus und den Ausgang dem paranoiden Charakter Rechnung trägt.“⁴⁵

Freud sieht in Schreber also nicht nur einen Paranoiker, sondern auch einen Paraphreniker, und er erfindet eine Verdichtung, indem er von einer „paranoischen Demenz“ spricht.

Die Probleme in Freuds Darstellung liegen einerseits in der Sache begründet, die eine klare begriffliche Unterscheidung schwierig, aber, wie sich zeigen wird, nicht unmöglich macht. In beiden Krankheitsbildern muss man eine Libido-Störung annehmen, und in beiden eine restitutive Tendenz, das Verlorene wieder zurückzugewinnen. Zum andern hat Freud es versäumt, dieser Schwierigkeit der Sache nach mit klaren begrifflichen Konzepten entgegenzutreten, vor allem was das Ich betrifft, das der Theorie nach als einheitliche Instanz beschrieben wird, während seine klinischen Kommentare zeigen, dass eine solche Annahme nicht haltbar ist. Das zeigt sich, wenn Freud die Libidoschicksale bei Paranoia und Paraphrenie beschreiben will: Bei jener veranlasst Freud zufolge das Ich den Rückzug der objektalen Libido ihrer homosexuellen Tendenz wegen; da aber bei dieser auch das Ich die Instanz ist, die etwas bewirkt, gerät Freud in große Schwierigkeiten, die Eigenständigkeit der Paraphrenie zu begründen. Sind es wirklich genetische Unterschiede, die hier wirksam sind, während es sich um dasselbe Ich handelt? Jeder aufmerksame Leser spürt jedenfalls Freuds Zweifel und Nöte, wie und wo er die Paraphrenie verorten und begründen kann. Und doch hält er an der Überzeugung fest, dass es Psychosen gibt, bei denen das Paranoische fehlt, etwa bei der Hebephrenie, die er konsequenterweise der Paraphrenie zuschlägt. Wie jedoch das entscheidende Merkmal, das sie von der Paranoia unterscheidet, finden?

45 Ebd., S. 314.

IV.4. Gründe für die Ungereimtheiten im Konzept der Paraphrenie und ihre Folgen

Ich sehe zwei Gründe für das Auftreten dieser Widersprüche und Unzulänglichkeiten. Den ersten führe ich auf Freuds Auffassung der Libido als eine Quantität zurück. Dieses Denken in Quantitäten führt dazu, dass die Libido entweder bei den Objekten oder beim Ich sein muss, wobei Freud unterschiedliche Anteile bei den Objekten bzw. beim Ich zugesteht, jedoch unter der Prämisse, dass die Libido eine Instanz ist, deren Energetik einer konstanten Größe entspricht. So etwas wie eine Libidooverarmung kann es jedoch gar nicht geben, höchstens eine larvierte, in der die Dynamik der Libido verdeckt bliebe, jedoch nicht beseitigt wäre. Freuds Schilderung eines Falles von völligem Rückzug von der Welt bei Ausbleiben von hypochondrischen Reaktionen und Größenvorstellungen hätte eigentlich seiner Theorie zufolge gar nicht vorkommen dürfen.

Das Denken der Libido als Quantität begünstigt die Schwierigkeit der Unterscheidung von Paraphrenie und Paranoia dadurch, dass in beiden Fällen das Ich als die Instanz erscheint, die von der Libido überbesetzt wird, sei es, weil Objektbesetzungen aufgegeben werden, sei es, weil das Ich selbst eine Störung erfährt, so dass es ebenfalls beeinträchtigt wird durch die Einflüsse der Libido. Ein Denken in Qualitäten hat an dieser Stelle keinen Platz, obwohl Freud in anderen Arbeiten, z.B. im Buch über den Witz, den Boden vorbereitet hat für eine Libidoauffassung, die man als qualitative bezeichnen könnte und die sich nicht an einer konstanten Größe orientiert.

Den zweiten, bedeutsameren Grund sehe ich in der mangelnden Unterscheidung des Ichs als sprechender Instanz vom Ich als imaginärer, bildhafter Instanz. In vielen Beispielen ist diese Unterscheidung zwar unübersehbar, jedoch gerät Freud oft an Stellen, wo sie fehlt, aber wichtig wäre, in Schwierigkeiten. Bei seinen Ausführungen über die Paranoia – und teilweise sogar, wie gezeigt, über die Paraphrenie – geht er davon aus, dass es die Objektlibido ist, die das Ich befällt. An dieser Stelle wäre eine explizite Differenzierung nötig: Ist das Ich des Narzissmus gemeint, jenes, das Freud später („Das Ich und das Es“) als Projektion einer Körperoberfläche bezeichnet hat? Oder ist das Ich gemeint, das spricht, das das erste Personalpronomen verwendet, wenn es sich vernehmbar macht?

Einerseits sind die zwei Ichs, das sprachliche und das bildhaft-narzisstische, in Freuds Text unterscheidbar, andererseits hat er selber diese Differenzierung, zumindest zu diesem Zeitpunkt der Nieder-

schrift der Schreber-Arbeit, nicht auf den Begriff gebracht, obwohl er ganz klar gesehen hat, dass Schrebers Krankheit nicht einfach aus paranoischen Projektionen einer imaginären Instanz bestand, sondern eine Störung des sprachlichen Ichs, das die artikulatorischen Fähigkeiten Schrebers in Mitleidenschaft zog, mit umfasste.

Die Folgen dieser Nicht-Unterscheidung lassen sich an vier Punkten ablesen:

Erstens: Anstelle der expliziten Herausarbeitung des sprachlichen Ichs und seiner Unterscheidung vom imaginären Ich argumentiert Freud genetisch. Er meint mit der frühesten Störung, von der die Paraphreniker betroffen sind, eine basale Störung; da er jedoch die Sprache nicht als Struktur fasst, in der das sprachliche Ich repräsentiert wird, muss er zu einer personalen Instanz greifen und deren Störung als eine möglichst archaische auffassen. Beide Ichs erscheinen als letztlich biologisch gegebene Instanzen.

Zweitens: Libidotheoretisch muss Freud, wenn er von Paraphrenie spricht, von einer Überbesetzung des Ichs, vom Größenwahn sprechen; dies deshalb, weil er zu diesem Zeitpunkt das Konzept der Wortvorstellung nicht zur Verfügung hatte, das ihm dann erlaubte, das Phänomen der libidinösen Besetzung, ja Überbesetzung der Worte angemessen zu beschreiben.

Drittens vermag Freud den homosexuellen Konflikt Schrebers nicht angemessen zu verorten; er sieht darin den Ursprung von Schrebers Krankheit und denkt sich dann archaischere Konflikte dazu, die eben zu den paraphrenen Zügen führen, jedoch mit dem homosexuellen Konflikt nichts zu tun haben. Die Unterscheidung des sprachlichen Ichs von einem bildhaften, narzisstischen, hätte ihm die Möglichkeit gegeben, den homosexuellen Konflikt als Folge des Zerfalls der Sprache Schrebers zu sehen, als Regression Schrebers auf eine personale Ebene, in der Gott und er selber die Hauptfiguren wurden, wobei Gott ein imaginäres Gesetz einführte, das anstelle des fehlenden Gesetzes der Sprache trat und die reale Kastration anordnete.

Viertens liegt in der unausgearbeiteten Differenzierung des Ichs in ein sprachliches und ein bildhaft-imaginär-narzisstisches der Grund dafür, dass sich das eine Zeitlang behauptete theoretische Nebeneinander von Paranoia und Paraphrenie wieder in ein hierarchisches Verhältnis verwandelte, in dem Freud die Paraphrenie als Überbegriff vorschlug.⁴⁶

46 Vgl. dazu Anm. 30.

V. Noch ein Schritt mit Freud: zu den Wort- und Sachvorstellungen

Die hier angedeutete Kritik an Freud, vor allem seine nicht-explizite Unterscheidung eines sprachlichen von einem bildhaft-narzisstischen Ich könnte nun als ihm äußerlich aufgefasst werden. Die fortgesetzte Beschäftigung Freuds mit Psychosen zeigt jedoch mit aller Deutlichkeit, dass dem nicht so ist, dass die hier dargelegten Schwierigkeiten und Ungereimtheiten Freud selber beschäftigt haben und ihn schließlich veranlassten, ein Konzept auszuarbeiten, das in Aussicht stellte, mit einem Male die angedeuteten Probleme zu überwinden. Ausgerechnet die Arbeiten, die derjenigen über den Narzissmus folgen und in denen Freud nicht mehr von Paraphrenie spricht, schreiten in der zuvor angedeuteten Richtung voran, vor allem was die Klärung der Widersprüche rund um das Konzept des Ichs betrifft. Mit dem Dualismus von Wort- und Sachvorstellungen hat Freud nämlich eine Möglichkeit gewonnen, klarer als zuvor die Strukturen von Paranoia und Paraphrenie zu unterscheiden.⁴⁷

Die Unterscheidung von Wort- und Sachvorstellungen ist übrigens gar nicht neu in Freuds Denken. Er hat diese Unterscheidung schon in der Aphasie-Schrift von 1891 nicht nur beiläufig, sondern ausführlich erörtert.⁴⁸ Freud entwickelte dort ein „Psychologisches Schema der Wortvorstellung“ und schreibt dazu:

„Die Wortvorstellung erscheint als ein abgeschlossener Vorstellungskomplex, die Objektvorstellung dagegen als ein offener. Die Wortvorstellung ist nicht von allen ihren Bestandteilen, sondern bloß vom Klangbild her mit der Objektvorstellung verknüpft.“⁴⁹

In dieser Aussage: „Die Wortvorstellung ist bloß vom Klangbild her mit der Objektvorstellung verknüpft.“, wohnen Schätze, die in der psychoanalytischen Literatur noch kaum ausgegraben worden sind.

Wenn also Freud mehr als ein Vierteljahrhundert später wieder von Wort- und Sachvorstellung spricht, so erfindet er nichts Neues. Die Perspektive hat sich inzwischen allerdings geändert. Ging es in der Aphasie-Arbeit um das Verhältnis der Wort- zur Objektvorstel-

47 S. dazu vor allem „Das Unbewußte“; op. cit., insbes. S. 294 ff.

48 S. dazu S. Freud, Zur Auffassung der Aphasien. Eine kritische Studie; hg. von P. Vogel, bearb. v. I. Meyer-Palmedo, Einleitung von W. Leuschner; Frankfurt a.M.: Fischer TB 1992.

49 Ebd., S. 121.

lung hinsichtlich der beteiligten Sinnesorgane und Erkenntnisinstrumente, so untersucht Freud in „Das Unbewußte“ insbesondere die Beziehung zwischen dem Bewussten und dem Unbewussten. Auch muss man sagen, dass der frühere Dualismus von Wort- und Sachvorstellung nun dadurch etwas anders dargestellt wird, dass Freud die Objektvorstellung als Überbegriff zur Wort- und Sachvorstellung auffasst. Das heißt, dass er das Wort demnach ebenfalls zur Objektvorstellung zählt, was er in der Aphasie-Arbeit nicht getan hatte; dort erscheint die Wortvorstellung gerade nicht als Objektvorstellung. Aber auch unter Berücksichtigung dieser Unterschiede ändert das nichts an diesem Dualismus von Wortvorstellung und der Vorstellung dessen, was das Wort meint, heiße dies nun Objektvorstellung oder Sachvorstellung.

Die Unterteilung von Wort- und Sachvorstellung steht nun neben derjenigen der psychischen Topik in Ich und Objekt, oder in Selbsterhaltung und Sexualität. Sie ist nicht nur geeignet, die Bedeutung der Sprache angemessener zu denken, als dies bei der Unterteilung des Ichs in psychische Instanzen möglich ist, der Einbezug der Kategorie der Wortvorstellungen hat zudem die Wirkung, dass das Ich nicht einfach als eine biologisch fundierte Instanz aufgefasst wird, sondern als Ort der Wortvorstellungen, vom dem sich das Ich als bildhafte Instanz unterscheidet.

Freud geht es aber zunächst nicht um solche Überlegungen. Vielmehr ist seine Absicht, die Wort- und Sachvorstellung dem Bewussten und Unbewussten zuzuordnen. Dazu schreibt er:

„[...] die bewußte Vorstellung umfaßt die Sachvorstellung plus der zugehörigen Wortvorstellung, die unbewußte ist die Sachvorstellung allein. Das System *Ubw* enthält die Sachbesetzungen der Objekte, die ersten und eigentlichen Objektbesetzungen; das System *Vbw* entsteht, indem diese Sachvorstellung durch die Verknüpfung mit den ihr entsprechenden Wortvorstellungen überbesetzt wird. Solche Überbesetzungen, können wir vermuten, sind es, welche eine höhere psychische Organisation herbeiführen und die Ablösung des Primärvorganges durch den im *Vbw* herrschenden Sekundärvorgang ermöglichen.“⁵⁰

Wie man sieht, geht es Freud nicht nur um die Zuordnung der Sachvorstellung zum System *Ubw*. und der Sach- und Wortvorstellung zum Vorbewussten und Bewussten, er zieht auch den Schluss, dass das *Ubw*. – und damit die Sachvorstellung – anderen Gesetzen ge-

50 „Das Unbewußte“; op. cit., S. 300.

horcht als das *Vbw.* und das *Bw.* Es sind die Merkmale, die man kennt, wenn Freud über das Unbewusste schreibt: Zeitlosigkeit, Widerspruchlosigkeit, das Fehlen der Verneinung, Verschiebung und Verdichtung, Herrschaft des Lustprinzips und des Primärprozesses.

Die Wortvorstellung gehört andererseits zunächst in die Sphäre des Sekundärprozesses. Freud erkennt aber, dass hier Komplikationen auftreten können, die in Äußerungen von Schizophrenen, auch im Witz, vernehmbar sind: Die Worte geraten dort selber unter den Einfluss des Primärprozesses, ja, sie werden wie Dinge behandelt.⁵¹ Das ist dann der Fall, wenn Objektbesetzungen auf eine Weise aufgegeben werden, dass bloß noch die Worte bleiben, die nun in den Strudel des Primärprozesses geraten und ihre Eigenschaft, Objekte vorzustellen, verlieren.

„Bei der Schizophrenie werden die Worte demselben Prozeß unterworfen, der aus den latenten Traumgedanken die Traumbilder macht, den wir den psychischen Primärvorgang geheißen haben. Sie werden verdichtet und übertragen einander ihre Besetzungen restlos durch Verschiebung; der Prozeß kann so weit gehen, daß ein einziges, durch mehrfache Beziehungen dazu geeignetes Wort die Vertretung einer ganzen Gedankenkette übernimmt. Die Arbeiten von Bleuler, Jung und ihren Schülern haben gerade für diese Behauptung reichliches Material ergeben. (Anm: Gelegentlich behandelt die Traumarbeit die Worte wie die Dinge und schafft dann sehr ähnliche ‚schizophrene‘ Reden oder Wortbildungen.)“⁵²

An die Möglichkeit, dass Wortvorstellungen auch ohne Sachvorstellungen nicht zwangsläufig in den Primärprozess geraten, denkt Freud indirekt, etwa in der Äußerung über die Gefahr, in der sich die Philosophie befindet, wenn sie sich zu sehr von den Objekten ablöst und sich in abstrakten Zusammenhängen verliert. Da stellt Freud explizit einen Bezug zur Schizophrenie her.⁵³

V.1. Paranoia und Paraphrenie vom Dualismus der Wort- und Sachvorstellungen her gedacht

Wie lassen sich nun Paranoia und Paraphrenie gemäß den eben gewonnenen Einsichten auffassen? Ohne dass Freud dazu explizit etwas geschrieben hat, lassen sich auf der Linie seiner Argumentation – un-

51 Ebd., S. 294 ff.

52 Ebd., S. 297 f.

53 Ebd., S. 303.

ter Einbezug der Kritik an der Interpretation seiner Schreber-Arbeit – Folgerungen ziehen:

V.1.1. Paraphrenie

Erinnern wir uns, dass Freud die Paraphrenie als eine Störung des Ichs bezeichnete, des sprachlichen Ichs, wie man präzisieren muss, das auf einer sehr frühen Stufe gestört ist. Das Denken in Wort- und Sachvorstellungen sowie die Beispiele, die Freud liefert, und die vor allem Fallgeschichten betreffen, die ihm Viktor Tausk zukommen ließ, zeigen jedoch, dass hier eine Differenzierung nötig ist, die scheinbar das Konzept der Paraphrenie als eine Ich-Störung auf den Kopf stellt. Freuds Behauptung, dass das Ich eine Störung erleidet, wird zwar nicht dementiert, es ist aber so, dass diese Störung nicht als primär aufgefasst werden muss, sondern sich als Folge eines Verlustes von Objektvorstellungen denken lässt, was wiederum eine Überbesetzung der Wortvorstellungen induziert, die gleichsam an die Stelle der aufgelassenen Objektvorstellungen treten. Und der Zerfallsprozess geht noch weiter: Das Subjekt verliert die Fähigkeit, ganze Sätze zu bilden, die Sprache in einem konsistenten Sinne zu verwenden.

Die Einführung der Wort- und Sachvorstellung hat es also möglich gemacht, dass die *Lokalisierung* der Störung im sprachlichen Ich unterschieden werden kann von der *Ursache* der Störung. Das sprachliche Ich ist nicht die Ursache der Störung, die zur Paraphrenie führt, sondern es erleidet einen Verlust an Kohärenz durch die Preisgabe der Objektvorstellungen. Um ein Bild dazu zu geben: Das sprachliche Ich benimmt sich wie jemand, der auf einem Baum sitzt und den Ast absägt, auf dem er sitzt. Die Abwendung von den Objektvorstellungen, der Rückzug oder wie man auch immer den Verlust der Objektvorstellungen benennt, hat Rückwirkungen auf das sprachliche Ich; dieser Rückzug beraubt es seiner Orientierungsmöglichkeiten, wirft es zurück auf die leere Struktur der Sprache, die zur bloßen Hülle wird. Eine Zeitlang versucht das Subjekt sich gegen die Konsequenzen dieses Verlustes in dem Sinne zu schützen, dass es die Wörter selber wie Objekte besetzt, es greift auch zu Verdichtungen und Verschiebungen. Da jedoch der Bezug der und zur Sinnlichkeit verloren gegangen ist, beginnt es sich im Kreise zu drehen, ohne noch auf den Widerstand der Realität zu stoßen.

Betrachten wir dazu ein von Freud vorgebrachtes Beispiel:

„Herr Dr. V. Tausk (Wien) hat mir einige seiner Beobachtungen bei beginnender Schizophrenie zur Verfügung gestellt, die durch den Vorzug ausge-

zeichnet sind, daß die Kranke selbst noch die Aufklärung ihrer Reden geben wollte. Ich will nun an zweien seiner Beispiele zeigen, welche Auffassung ich zu vertreten beabsichtige, zweifle übrigens nicht daran, daß es jedem Beobachter leicht sein würde, solches Material in Fülle vorzubringen.

Eine der Kranken Tausks, ein Mädchen, das nach einem Zwist mit ihrem Geliebten auf die Klinik gebracht wurde, klagt:

Die Augen sind nicht richtig, sie sind verdreht. Das erläutert sie selbst, indem sie in geordneter Sprache eine Reihe von Vorwürfen gegen den Geliebten vorbringt. „Sie kann ihn gar nicht verstehen, er sieht jedesmal anders aus, er ist ein Heuchler, ein Augenverdrehler, er hat ihr die Augen verdreht, jetzt hat sie verdrehte Augen, es sind nicht mehr ihre Augen, sie sieht die Welt jetzt mit anderen Augen.“

Die Äußerungen der Kranken zu ihrer unverständlichen Rede haben den Wert einer Analyse, da sie deren Äquivalenz in allgemein verständlicher Ausdrucksweise enthalten; sie geben gleichzeitig Aufschluß über Bedeutung und über Genese der schizophrenen Wortbildung.⁵⁴

Dieses kostbare Beispiel zeigt, was geschieht, wenn Sachvorstellungen verloren gehen. Zugleich nötigt es, das Wesen der Sachvorstellung zu überdenken. Es beschränkt sich nicht auf das Visuelle, und schon gar nicht auf das Nicht-Sprachliche. Dieser Mann in Tausks Beispiel war ja für die Patientin benennbar, keineswegs nur ein Bild. Dennoch ist es eben der visuelle Aspekt, der zunächst verloren geht, eine Abwendung im Realen, und in der Folge die Beziehung zu diesem Mann überhaupt. Was jedoch nicht verloren geht, ist der Primärprozess, die Mechanismen der Verdichtung und Verschiebung. Er manifestiert sich mittels Worten, die, bei fortschreitendem Rückzug von der Sachvorstellung, in eine delirierende Rhetorik geraten. Man muss annehmen, dass eben dieses Zerreißen des Zusammenhangs von Wort und Sachvorstellung das Wesen der Paraphrenie ausmacht. Im genannten Beispiel wird die Redensart „aus den Augen aus dem Sinn“ derart strikt befolgt, dass die Spuren des Zusammenhangs getilgt werden und im Unbewussten nicht mehr auffindbar sind.

Diese Lösung vom Bild des andern und von der Verselbständigung der Wortvorstellung müsste sich schon in Bezug auf die Wahrnehmung des eigenen Körperbildes feststellen lassen – dies ließe sich zumindest hypothetisch formulieren.

Wegen dieses Verlusts der Vorstellung, der Sachvorstellung, kann Freud den vielleicht etwas missverständlichen Term der Organsprache

54 Ebd., S. 296.

verwenden;⁵⁵ gemeint ist nicht, dass das Organ spricht (im Sinne einer Körpersprache), sondern dass der Bereich der Sachvorstellung, die zwischen Wortvorstellung und dem Realen angesiedelt ist, ausfällt und infolgedessen die Sprache, d.h. die Wortvorstellung selber überbesetzt wird, ohne Abstand zum Körper.

Um das Tüpfelchen auf das I zu setzen, hat Freud den paraphrenen Gebrauch der Worte vom hysterischen unterschieden: „Eine Hysterika hätte übrigens im ersten Falle krampfhaft die Augen verdreht [...] und sie [hätte] keinen bewußten Gedanken dabei gehabt und wäre auch nachträglich nicht im stande gewesen, solche zu äußern.“⁵⁶

Anders gesagt: Die Hysterie hätte die metaphorische Bedeutung des Ausdrucks „die Augen verdrehen“ inszeniert, konvertiert, jedoch sie nicht verloren, sondern im Unbewussten erhalten. Der Schizophrenen ist dagegen der Zugang zum Körper, zur Konversion, zur leibgewordenen Metapher verbaut. Der sprachliche Sinn selber ist bedroht, wobei die Körpernähe und der Bezug zu den Sachvorstellungen noch dadurch gewahrt bleibt, dass von den Augen die Rede ist.

Die Paraphrenie lässt sich also dann als Störung des sprachlichen Ichs bezeichnen, wenn man erkennt, dass diese Störung induziert wird von dem Verlust der Objektvorstellungen. Damit wirft die Paraphrenie eine Menge von Fragen auf, die die Beschäftigung mit diesem Gebiet wohl auf lange Zeit sehr lohnend machen: Inwiefern sind die Sachvorstellungen für die Wortvorstellungen unabdingbar? Zeigen nicht theoretische Konstruktionen – Freud selber gibt einen Hinweis in Bezug auf die Philosophie –, dass zumindest in einem hohen Ausmaß Wortvorstellungen und Satzbildungen möglich sind ohne Rückhalt bei den Sachvorstellungen? Was sind die Kriterien dafür, dass das sprachliche Ich seine Konsistenz behält, bzw. verliert? Sodann stellt sich die Frage nach dem Körperbild bei den Paraphrenikern bzw. nach der Störung des Körperbildes. Zu vermuten ist, dass der Bezug des Paraphrenikers zum Körperbild gestört ist. Das würde weiter auch veranlassen, die Rolle des Geschlechts, bzw. dessen Ablehnung zu studieren. Es könnte sehr wohl sein, dass der Körper oder auch das Geschlecht der Paraphreniker ihm unannehmbar erscheint.

V.1.2. Paranoia

Auch bei der Paranoia ergibt sich durch den Einbezug von Wort- und Sachvorstellung diese eigentümliche scheinbare Vertauschung, die

55 Ebd., S. 297.

56 Ebd.

schon bei der Paraphrenie zu beobachten war. Erschien in Freuds Darstellung die Paraphrenie als Störung im Ich, so die Paranoia als Störung der Objektbeziehungen. Wie gezeigt, ist letztere aber eine Folge der Störung im sprachlichen Ich, das seines Zerfalls wegen zum Bildhaften, Narzisstischen regrediert und einen homosexuellen Konflikt austrägt, der nur dem Anschein nach der primäre Konflikt ist. In Wirklichkeit ist die Paranoia eine Störung der sprachlichen Struktur, eine Störung der grundlegenden Identifizierung mit der Instanz, die das primäre Gesetz, dasjenige der Sprache, repräsentiert.

Dieser grundlegenden Störung wegen, die man eine der Identifizierung nennen könnte, erscheint die Paranoia als Zerfall der Wortvorstellungen und infolgedessen als Überwertigkeit der Sachvorstellungen. Daraus ergibt sich ein der schrankenlosen Lust ausgelieferter Körper, der im Wahn nach seiner Begrenzung sucht. Die Paranoia ist der Versuch, den seiner sprachlichen Grenze verlustig gewordenen Körper wieder einem Gesetz zu unterstellen, wozu ein Repräsentant des Gesetzes und Anordnungen, was zu tun ist, in wahnhafter Form erfolgen.

V.2. Die Libido

Was den Aspekt der Libido betrifft, so ist ihr Schicksal bei der Paranoia leichter zu erkennen als bei der Paraphrenie. Bei der Paranoia ist es die gesetzlose, unstrukturiert gewordene Libido, die Anlass gibt zum restitutiven Versuch, sie wieder an Objekte zu binden.

Bei der Paraphrenie wird sie dagegen mit dem Auflösen der Objektvorstellungen zurückgezogen, und man kann von daher verstehen, wie es zu Phänomenen der Libidoverarmung, des Rückzugs von der Welt kommen kann. Allein dieser Rückzug stellt ein theoretisches Problem, nämlich wie es denn möglich ist, dass ein Energiequantum einfach verschwindet. Dass Worte überbesetzt werden und oft einen eigentümlichen Klang annehmen, wie Freud schreibt, wäre noch als Zeichen dafür zu werten, dass die Libido auch Wege gehen kann, sich in der Sprache einzunisten, aber was, wenn diese Überbesetzung der Worte fehlt und auch der Körper keine Zeichen von Überbesetzung, wie dies z.B. bei der Hypochondrie der Fall ist, aufweist? Alle die Formen, die tatsächlich auf eine Libidoverarmung hinweisen, stellen der Theorie das Problem, wie die Libido zu denken ist, ob sie tatsächlich ein Quantum ist oder nicht vielmehr eine Qualität, die sehr variabel sein kann, wie sich z.B. im Witz oder im Traum zeigt, in Äußerungen also, die selber Energien im Körper wecken können, von

denen man nicht anzunehmen braucht, dass sie einer konstanten Größe entsprechen.

V.3. Gegenüberstellung

Müsste ich Paranoia und Paraphrenie mit einem Wort zusammenfassen, so würde ich sagen, dass bei der Paranoia der unkastrierte Körper ein Gesetz sucht, während bei der Paraphrenie die Wortvorstellungen Objekte bzw. Objektvorstellungen suchen.

Interessant ist der Aspekt der Restitution bei Paranoia und Paraphrenie. Bei dieser geschieht das Wiederanklammern an Objekte, um dem Zerfall des sprachlichen Ichs zu entgehen. Bei der Paranoia geschieht das Wiederanklammern dagegen an ein Gesetz.

Es mag so scheinen, als wären Paranoia und Paraphrenie bloß phasenspezifisch zu unterscheiden; jedoch sind die Unterschiede grundlegender Art: Die Preisgabe von Objektbeziehungen setzt nicht notwendigerweise ein fehlendes Gesetz, ein beschädigtes sprachliches Ich voraus; es kann sein, dass die Paraphrenie mit einem intakten sprachlichen Ich beginnt. Es erleidet erst Schaden durch den Verlust der Objektvorstellungen, was ihm seine Stütze und Orientierung raubt und es in einen Zerfall führt. Dieser ist jedoch zu unterscheiden vom Zerfall, der zur Paranoia führt.

Zu fragen ist, ob die Paraphrenie mit der Abwehrform der Halluzination genügend gekennzeichnet ist, oder ob hier nicht Abwehrformen wirksam sind, die noch zu eruieren wären. Zweifellos kann man sich eine Reihe von Abwehrformen denken, angefangen beim Rückzug von den Sachvorstellungen über die Abkehr, die Verleugnung, die Entsinnlichung und Entsexualisierung bis zum Rückzug auf Wortvorstellungen oder gar bis zur Katatonie.

V.4. Bezug zu Hysterie und Zwangsneurose

Wie vorhin gezeigt, gibt Freud selber einen Hinweis auf die Nähe der Paraphrenie zur Hysterie. Diese hat im Unbewussten die Wortvorstellung der anstößigen Sachvorstellung erhalten, artikuliert sie aber nicht. Die Wortvorstellung bleibt verdrängt. Es sieht dann so aus, als wäre die Sachvorstellung nicht sprachlicher, sondern z.B. gestischer Art.

Die Paraphreniker haben dagegen die Sachvorstellungen aufgegeben. Die Wortvorstellungen beziehen sich demzufolge nicht mehr auf Vorstellungen, sondern auf das Reale, oder besser: Sie sind Teil des Realen, sie sind real.

Die Vorstellungen sind das Libidinöse. Der Rückzug von den Sachvorstellungen kommt auch einem Rückzug der Libido gleich. Sie besetzt die Wörter, die nun zu Wortvorstellungen werden, als Ersatz der Sachvorstellungen. Das Auge in Tausks Beispiel hat sich zurückgezogen. Vielleicht gibt es deshalb eine intime Beziehung der Paraphreniker zur Musik.

Die Zwangsneurose ist dagegen mit der Paranoia verwandt, wie Freud schreibt. Es geht um die sprachliche Struktur, die bei der Paranoia zerstört ist, bei der Zwangsneurose im Unbewussten erhalten bleibt.

Legen diese Zuordnungen nicht den Schluss nahe, dass die Paraphrenie im Ansatz eine Krankheit der Weiblichkeit ist, die Paranoia eine der Männlichkeit?

VI. Schluss und Ausblick

Es ist evident, dass mit dieser Arbeit erst ein Zugang zur Paraphrenie wieder erschlossen wird; ihre eigentliche Theoretisierung, ihre Überprüfung an klinischen Bildern, bleibt noch unausgearbeitet. Entscheidende Fragen stellen sich zudem hinsichtlich der Autonomie der Wortvorstellungen – inwiefern können sich Wortvorstellungen dem Sturz ins Delirium entziehen, wenn sie sich von den Objektbezügen losgekoppelt haben? –, hinsichtlich der spezifischen Abwehrform(en) – kann man von Verwerfung der Objektvorstellungen sprechen, oder wie muss man sich die Loslösung von ihnen vorstellen? – und schließlich wären die Beziehungen der Paraphrenie zur Hysterie und zur Zwangsneurose, vielleicht sogar hinsichtlich der Geschlechtszugehörigkeit, näher zu untersuchen.

Es muss also genügen, den verschütteten Zugang zur Paraphrenie wieder freigelegt zu haben, was Freud selber in diese Arbeit abschließenden Zitat schon getan hat:

„Unsere seelische Tätigkeit bewegt sich ja ganz allgemein in zwei entgegengesetzten Verlaufsrichtungen, entweder von den Trieben her durch das System *Ubw* zur bewußten Denkarbeit, oder auf Anregung von außen durch das System des *Bw* und *Vbw* bis zu den *ubw* Besetzungen des Ichs und der Objekte.“⁵⁷

57 Ebd., S. 302 f.

ZUR ÜBERTRAGUNG IN DER PSYCHOSE

CRISTINA C. BURCKAS

„Die Fragen, welche die Psychose aufwirft, sind Fragen, die den Menschen in seinem Kern betreffen, denn sie konfrontieren ihn mit dem Unbegreiflichen.“

Mit diesen Worten begann ich einmal die Ankündigung eines meiner Seminare, welches den Titel: „Zur Einführung in das Thema der Psychose“ trug. Ich erhielt daraufhin einen wütenden Brief von einem psychiatrischen Kollegen, der sich über meine Unwissenheit empörte und mir versicherte, seinerseits keine Fragen in Bezug auf die Psychose zu haben. Er verfüge da über eine langjährige Erfahrung und wisse sehr genau, was eine Psychose sei.

Sicher, dieser Kollege schien den theoretischen Hintergrund, der unseren therapeutischen Interventionen zugrunde liegt, mit der Erfahrung zu verwechseln, die einem nicht erspart bleibt, wenn es um die Praxis geht. Die Wut, die meine Worte bei ihm auslösten, könnte aber darüber hinaus noch einen anderen Auslöser gehabt haben. Scheint es doch so zu sein, dass die Psychose nicht nur Fragen in uns aufwirft, sondern dass die analytische Arbeit mit Psychotikern auch den Analytiker als solchen in Frage stellt, indem sie ihn mit den Rändern seiner eigenen Struktur konfrontiert, jenseits derer nur noch Schweigen herrscht. Gleichzeitig aber scheint es gerade dieser Aspekt zu sein, der eine wichtige Rolle in der Übertragung von Psychosen spielt.

Anders als Freud angenommen hatte, geht man heute eher davon aus, dass auch bei Psychosen Übertragung entstehen kann. Die Frage ist nur, ob sie auf dem gleichen Wege zustande kommt wie bei den Neurosen. Je nachdem, wie die Antwort auf diese Frage ausfällt, wird auch die Übertragung in der Kur im Fall einer Psychose gehandhabt werden. Dem soll im Folgenden nachgegangen werden.

Dass die Übertragung zu den Grundbegriffen der Psychoanalyse gehört, ist heute wohl nichts Neues mehr. Aber was ist es eigentlich, was

die Übertragung so wichtig für die Psychoanalyse macht? Um dieser scheinbar so einfachen Frage nachzugehen, müssen wir weiter ausholen, hat es letztendlich doch damit zu tun, dass der Mensch ein Sprachwesen ist. So ist die Welt des Menschen nicht die der Natur, sondern eine Sprachwelt. Wenn wir auf die Welt kommen, werden wir in diese Sprachwelt hineingeboren. Das heißt jedoch nicht, dass ein Kind schon von Anfang an spricht. Damit es zu seinen eigenen Worten finden kann, muss es erst noch einige Erfahrungen machen. Die Sprache ist zunächst auf der Seite des anderen. Schon vor der Geburt wird das Kind von anderen gesprochen. Es ist in den Worten derer, die ihm vorausgehen, vor allem in denen der Eltern. Stellen wir uns z.B. eine Mutter vor, die sich über die Wiege ihres Kindes beugt. Das Kind wird ihre Worte erst einmal wie die Musik einer fremden Sprache wahrnehmen. Da ist die Stimme, da ist der Mund, der die Worte moduliert, die aus ihm kommen, da sind die Augen, die es in Erwartung einer Antwort anblicken. Aus dem, was hier als Ganzes wahrgenommen wird, werden sich bestimmte Phoneme lösen, die das Kind in sich aufnehmen wird im Sinne einer Bejahung, die eine erste Symbolisierung einführt und die, wie Lacan sagt, „[...] nichts anderes ist als eine Vorbedingung dafür, daß sich vom Realen etwas der Enthüllung des Seins darbiete [...]“.¹ Das Kind wird diese Phoneme wiederholen, mit ihnen spielen und versuchen, sie sich zu eigen zu machen, es wird sie verwandeln oder neu erfinden. Ob diese Worte vom Kind aufgenommen werden oder nicht, hängt jedoch ganz vom Ton der Stimme ab, die sie vermittelt. Serge Leclaire² weist z.B. darauf hin, dass nur, wenn die Worte von der Polyphonie des Sinns getragen werden, die ihnen das Begehren der Mutter verleiht, diese vom Kind aufgenommen werden können. Im Begehren der Mutter wird das Kind die Merkmale ausfindig machen, die es als ein Wesen der Sprache kennzeichnen und die seinen Eintritt in die Sprache vorbereiten.

Der Prozess, der dahin führt, beginnt mit einer Spaltung. Das ist der Preis, den der Mensch dafür zahlt, dass er ein sprechendes Wesen ist. Andererseits ist die Spaltung gerade das, was das Sprechen in Gang setzt. Das Subjekt, das in der Theorie Lacans nur auf der Ebene der

-
- 1 J. Lacan, „Réponse au commentaire de Jean Hyppolite sur la ‚Verneinung‘ de Freud“; in: *Écrits*; Paris: Éd. du Seuil 1966, S. 387 ff.; deutsch: „Antwort auf den Kommentar von Jean Hyppolite über die ‚Verneinung‘ von Freud“; in: *Schriften III*; Weinheim, Berlin: Quadriga Verlag, 3. korrigierte Auflage 1994, S. 207.
 - 2 S. Leclaire, „La psychose serait-elle une maladie auto-immune?“; in: *Apertura. Collection de recherche psychanalytique, vol. 10: L'amour du transfert*, S. 155–162.

Sprache verortbar ist, ist ein Effekt dieser Spaltung. Es entsteht, indem im Feld des Anderen³ ein erster Signifikant aufkommt, der für das Subjekt steht. Das ist sozusagen der Beginn des Unbewussten. Mit diesem Signifikanten identifiziert, verschwindet das Subjekt hier erst einmal im Nicht-Sinn. Denn ein Signifikant allein macht keinen Sinn; er sagt nichts und bezieht sich auf niemanden, er ist stumm. Sinn entsteht nur dadurch, dass ein Signifikant sich auf einen anderen bezieht. Indem dieser Signifikant nach einem zweiten Signifikanten ruft, fließt er in die gesprochene Sprache ein, wo er zerstreut in dem Sinn wiederkehrt, der vom Signifikanten produziert wird. Auch hier schwindet das Subjekt wieder, wenn auch auf eine andere Art, denn „[...] wenn das Subjekt irgendwo als Sinn auftaucht, manifestiert es sich anders-wo als *fading*, als ein Schwinden.“⁴

Insofern bewirkt die Entstehung des Subjekts über einen Signifikanten eine Entfremdung. Egal welchen Teil es auch wählt, es verliert immer etwas: sei es, dass es ganz unter dem Signifikanten verschwindet, sei es, dass es den Teil verliert, durch den es entstanden ist. Es ist dazu „verdammte, ausschließlich in jener Teilung aufzutreten“, die sich dadurch auszeichnet, „daß das Subjekt einerseits als durch den Signifikanten produzierter Sinn, andererseits als *Aphanisis* auftritt.“⁵

Lacan zieht hier eine Parallele zum Begriff der (Vorstellungs-) Repräsentanz⁶ bei Freud. So sah sich Freud bei der Ausarbeitung seines Konzepts der Verdrängung gezwungen, eine erste Phase der Verdrängung zu postulieren, die darin besteht, dass der psychischen (Vorstellungs-)Repräsentanz des Triebes die Übernahme ins Bewusste versagt wird. Die (Vorstellungs-)Repräsentanz betrifft das, was niemals bewusst war und auch nicht bewusst werden kann und was sich jeglicher Vorstellung entzieht. Wir befinden uns hier auf der Ebene der Urverdrängung. Auf ihr gründet das, was Freud das Unbewusste genannt hat. Indem Lacan die Theorie der Signifikanten hinzuzieht, präzisiert er, worum es geht: um die Einschreibung eines ersten Signifikantenpaares, welches das Aufkommen von Sinn ermöglicht, und zwar, indem ein Signifikant das Subjekt für einen anderen Signifikan-

3 Gemeint ist der Andere als Ort der Signifikanten – nicht als Person –, der aber von einer Person verkörpert werden kann.

4 J. Lacan, *Le Séminaire XI. Les quatre concepts fondamentaux de la psychanalyse* [1964]; Paris: Éd. du Seuil 1973, S. 199; deutsch: *Das Seminar XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* [1964]; Weinheim, Berlin: Quadriga Verlag, 4. Auflage 1996, S. 229.

5 Ebd., S. 221.

6 S. Freud, „Die Verdrängung“, in: *G.W. X*, S. 250.

ten – der unaussprechbar ist – repräsentiert. Denn der erste Signifikant, durch den das Subjekt in der Sprache aufkommt, ist, wie wir sagten, stumm. Er steht für die Wahrheit des Subjekts: Was ihm auf Grund der Struktur des Signifikanten auf immer entzogen bleibt, ist die Antwort auf sein Sein.

Andererseits ist es gerade das, was dazu führt, dass das Subjekt spricht. Und zwar spricht es, ohne zu wissen, was es sagt. Wir werden davon überrascht, wie von einer fremden Botschaft, die von außen kommt. Das Subjekt meldet sich dort, wo unsere Rede bricht, in einem Versprecher, einem Vergessen, einer Fehlleistung, einem Traum oder im Symptom, das heißt in dem, was Freud die Bildungen des Unbewussten genannt hat. Plötzlich kommt etwas auf, dessen Sinn sich uns entzieht: ein Nicht-Sinn. Und doch ist er signifikant, denn er betrifft das Subjekt in seinem innersten Kern.

Weil das Subjekt, um das es hier geht, der Struktur der Sprache untersteht, muss eine Stelle leer bleiben. Auf der Suche nach einer Antwort können aber Signifikanten an diese Stelle kommen, die das Subjekt für einen anderen Signifikanten repräsentieren. Sie bilden das, was Lacan die Kette der Signifikanten genannt hat. Diese steht für ein nicht gewusstes Wissen, welches das Eigenste in uns betrifft, das uns aber als etwas völlig Fremdes überrascht, in dem wir uns nicht erkennen. Das ist das freudsche Unbewusste.

So kommt die Vorstellung auf, dass das, was uns auf diese Weise begegnet, die Form eines in sich geschlossenen Wissens habe, welches bei einem anderen vermutet wird, z.B. beim Analytiker. Der Analytiker befindet sich dadurch in der Position eines Subjekts, dem ein Wissen unterstellt wird: das *sujet supposé savoir*.⁷ In der Hoffnung, eine Antwort auf sein Leid oder sein Symptom zu finden, wird der Patient sein Sprechen an den Analytiker wenden, bei dem er ein Wissen über sein Sein vermutet.

Es gibt wohl kaum etwas, was das Band zwischen Analytiker und Analysanten stärker knüpft, als diese Vermutung, die den Analytiker praktisch dem Unbewussten gleichsetzt. Es ist die Grundlage, auf der die Übertragung aufbaut. Sie stellt die imaginäre Dimension der Übertragung dar, die Ebene, auf der Liebe und Hass ihre Leidenschaften ausspielen. Ohne die imaginäre Dimension kann die Übertragung in ihrer symbolischen Dimension – über die Bildungen des Unbewussten – nicht ins Spiel kommen. Anders gesagt, ohne Übertragungsliebe oder Hass gibt es keine symbolische Realisierung des Unbewussten.

7 J. Lacan, *Das Seminar XI. Die vier Grundbegriffe ...*; op. cit., S. 244.

Indem der Patient in der Analyse seinen Anspruch an den Analytiker richtet, bei dem er ein Wissen in Bezug auf sein Sein vermutet, können in der Übertragung nach und nach Signifikanten aufkommen, die das Subjekt für einen anderen Signifikanten repräsentieren. Auf diese Weise umranden sie die Leerstelle, die auf das Objekt verweist, das das Subjekt ist, während sie es gleichzeitig in eine Geschichte einschreiben.

Es sei noch kurz gesagt, dass das, was sich da als Nicht-Sinn manifestiert, in der Übertragung sowohl auf der Seite des Analysanten als auch auf der Seite des Analytikers aufkommen kann. Das Unbewusste, um das es hier geht, ist nicht als etwas Individuelles zu verstehen. Es geht vielmehr um einen einzigen Raum, der sich durch ein Sprechen öffnet, das überrascht (weil unerwartet), während es gleichzeitig das Band besiegelt, das beide Teilnehmer verbindet.

Soweit zum Übertragungsraum, so wie er sich in der analytischen Praxis entfaltet, wenn es um eine Neurose geht. Im Fall einer Psychose stehen die Dinge allerdings etwas anders. Nicht, dass es keine Übertragung gäbe. Was sich in der Psychose aber nicht einstellt, ist die Übertragung in ihrer imaginären Dimension, weil der Glaube an ein Subjekt fehlt, das weiß. Das hat damit zu tun, dass in der Psychose die Urverdrängung nicht stattgefunden hat; die Einschreibung dieses ersten mythischen Signifikantenpaares, durch die das Subjekt als ein gespaltenes in der Sprache aufkommt, ist nicht erfolgt. Die Spaltung hat so nicht stattgefunden. Die Psychose impliziert demnach eine Störung auf der Ebene einer ersten Symbolisierung, welche die Konstituierung des linguistischen Zeichens selber betrifft.

Wenn nun dieser Übergang von einem ersten zu einem zweiten Signifikanten nicht gelingt, kann auch keine metaphorische Bewegung aufkommen, die dazu führt, dass der Nicht-Sinn, aus dem das Subjekt entstanden ist, als Nicht-Wissen auf der Ebene der Sprache zirkuliert. Dabei ist das, was die metaphorische Bewegung ermöglicht, der Name-des-Vaters, und dieser fehlt in der Psychose. Wenn der Name-des-Vaters fehlt, kann auch keine Benennung stattfinden.

Wenden wir uns noch einmal dem ersten Signifikanten zu, durch den das Subjekt im Feld des Anderen auftaucht. Er verknüpft das Subjekt in einer ersten Beziehung mit dem Anderen. Insofern steht dieser Signifikant für den Platz, den das Kind beim ersten Anderen hat, den in der Regel die Eltern verkörpern. Auf dieser Ebene spricht das Subjekt noch nicht. Damit die Worte, die vom Anderen kommen, empfangen und aufgenommen werden können, ist es wichtig, so sagten

wir, dass diese von einem Begehren getragen werden. Im Sinne einer Bejahung wird das Kind z.B. bestimmte Worte und Phoneme in sich aufnehmen, während es andere von sich weisen wird. Letztere fallen einer tiefen Verdrängung anheim, den ewigen Grund bildend, aus dem immer wieder neuer Sinn geschöpft werden kann.

Wenn nun die Worte von keinem Begehren getragen werden, wenn die Stimme, die sie vermittelt, flach und hohl klingt, wenn keine Seele sie bewohnt, wird das Kind nicht anders können, als sie von sich zu stoßen. Ohne die Stütze einer ersten Bejahung, die das Tor zur Sprache öffnet, kann es sie nur verwerfen. Die Worte bleiben Fremdkörper, die ohne Bezug zum Subjekt im Leeren kreisen, so dass weder eine Einschreibung des Signifikanten erfolgen noch dieser das Subjekt für einen anderen Signifikanten repräsentieren kann. Auf diese Weise kann auch die metaphorische Bewegung der Substitution nicht aufkommen, die den Prozess der Benennung initiiert⁸ und die Lacans Konzept der Vatermetapher zugrunde liegt.

Indem der Signifikant ausfällt, der den Eintritt in die Sprache ermöglicht, wird sich in der Rede dieser Menschen auch nichts manifestieren, was die Präsenz des Subjekts verrät. Dadurch, dass der Nicht-Sinn, durch den das Subjekt entstanden, nicht auf der Ebene der Sprache zirkulieren kann, wo er Sinn produziert, bleibt auch das Subjekt stumm, von der Sprache ausgeschlossen.

Das „Wissen“ ist hier auf der Seite des Subjekts, doch es weiß nichts davon. Es spricht in ihm, aber der Psychotiker kann sich nicht in dem erkennen, was er sagt.

Während in der Neurose die freie Assoziation dazu führt, dass ein nicht gewusstes Wissen in der Übertragung auftaucht, das sich im Nachhinein als ein immer schon gewusstes herausstellen wird, geht es in der Psychose darum, erst etwas zu produzieren, was noch gar nicht in der Sprache aufgekommen ist. So zeigt der Psychotiker z.B. in seinem Wahn oder mit seinem Verhalten, was nicht auf der Ebene des Sprechens gesagt werden kann. Das Zeigen kann hier als ein Ruf verstanden werden; ein Appell nach Symbolisierung, wo etwas außerhalb der Sprache geblieben ist.

Insofern kann man sagen, dass die Übertragung in der Psychose weniger auf der Ebene des Anspruchs als auf der des Appells aufkommt, wie es bei der Analyse mit ganz kleinen Kindern der Fall ist. Wenn hier eine Frage aufkommt, dann auf der Seite des Analytikers, den die Psychose vor ein Enigma stellt. In der Neurose war es der Pa-

8 Die Vatermetapher führt die Möglichkeit einer Benennung ein, indem der Name (des Vaters) das Begehren (der Mutter) substituiert.

tient, der dem Analytiker ein Subjekt unterstellte „das über ihn weiß“; hier ist es eher der Analytiker, der dem Patienten ein Subjekt unterstellt. Wobei schon der Glaube, dass da ein Subjekt ist, manchmal dazu führen kann, dass ein Subjekt geschaffen wird.

Was damit gemeint ist, soll an einem Beispiel aus der Klinik erläutert werden:

Sie kommt, weil ihr Hausarzt ihr empfohlen hat, eine Psychoanalyse zu machen. Was das ist, weiß sie nicht, es spielt auch keine Rolle. Ihr bleibt sowieso keine Wahl, es sind doch immer nur die anderen, die entscheiden. So auch hier. Ob ich sie nun in Analyse nehme oder nicht, das hängt nicht von ihr ab.

Tatsächlich sind auf meiner Seite große Zweifel vorhanden, ob hier eine psychoanalytische Arbeit möglich ist, und wenn, wie. Sie hat schon mehrmals einen Therapieversuch gemacht. Kaum begonnen, kam es immer wieder zu einem Abbruch. Das Problem war jedes Mal das Sprechen. Sie weiß nie, was sie sagen soll; erst recht nicht, wenn es von ihr erwartet wird. Das macht doch keinen Sinn.

Auch hier geht es ihr so, wobei ihr der Anfang am schwersten zu fallen scheint. Wenn ich sie anspreche, kommt zwar ein Sprechen in Gang, doch bald darauf verstummt sie wieder und schaut stur vor sich hin. Da auch das Schweigen sehr bedrohlich für sie werden kann, beende ich dann die Sitzung.

Trotz dieser scheinbar so frustrierenden Dynamik ruft sie immer wieder an, um einen neuen Termin für ein Gespräch mit mir zu vereinbaren. Vielleicht ist es diese Beständigkeit, mit der sie immer wieder anruft, die mich dazu bringt, ihr doch einen Platz zu geben. So schlage ich ihr schließlich vor, einmal wöchentlich zu mir zu kommen.

Als sie dann regelmäßig kommt, wird die negativistische Haltung, die mir von Anfang an aufgefallen war, nicht weniger, im Gegenteil. Das Sprechen erweist sich weiterhin als das Problem. Sollte sie kurz vorher an etwas gedacht haben, das sie in der Sitzung ansprechen wollte, genügt es manchmal schon, dass sie das Wartezimmer betritt, damit alles wie ausgelöscht ist. Ihr fällt nichts mehr ein, nur noch Leere.

Von freier Assoziation kann unter diesen Umständen keine Rede sein. Da ist auch nichts, was erlauben würde, einen Appell ausfindig zu machen, der auf das Subjekt verweist. Der Appell kommt eher auf der Seite des anderen auf. So frage ich mich: „Wo ist sie?“

Wenn es eine Spur gibt, dann in den Bruchstücken einer Geschichte, die sich auf der Seite des Analytikers (am Ort des Anderen) erst nachträglich zu einer solchen verknüpft, von der das Subjekt jedoch ausgeschlossen bleibt. Es ist eine Geschichte von Abbrüchen. Sowohl in der Ausbildung wie im Beruf, in den Beziehungen wie in der Familie, immer wieder kam es zu einem Abbruch, der nicht die Folge eines subjektiven Akts war, im Sinne eines Schnittes, der Neues aufkommen lässt, sondern der als Äußerung einer willkürlichen Macht erlebt wurde, der die Patientin ohnmächtig ausgeliefert ist. Die Folge war und ist eine zunehmende Reduzierung des beruflichen und sozialen Umfelds. Die Tage der Patientin verlaufen eintönig und belanglos, während ihr Lebensraum immer enger wird. Wünsche, wo vorhanden, können nicht verwirklicht werden, nicht zuletzt, weil auch die finanzielle Ebene von der allgemeinen Reduzierung betroffen ist. Alles erscheint mit dem Zeichen einer unüberwindbaren Unmöglichkeit gekennzeichnet.

Sie ist mit ihrem Leben nicht zufrieden, so ein Leben will sie nicht. Und doch kann sie sich nicht vorstellen, wie sich etwas verändern sollte.

Zu den Sitzungen kommt sie regelmäßig und pünktlich. So ist es auch diesmal. Wie so oft, begrüße ich sie, während ich ein paar Worte im Sinne einer Bestätigung sage. Sie geht kurz darauf ein, um anschließend in Schweigen zu verharren. Ganze fünfzehn Minuten sitzt sie diesmal stumm da, den Blick auf den Boden gerichtet, bis sie schließlich mit der Bemerkung aufsteht: „Ich gehe lieber, das bringt heute nichts.“ Als sie an der Tür ankommt und mir die Hand reicht, sagt sie plötzlich: „Ihre Pflanzen stehen total im Dunkeln.“ (Gemeint sind die Pflanzen im Wartezimmer.) Etwas ungehalten über das, was ein Vorwurf an mich sein könnte, schießt es daraufhin aus mir heraus: „Es sind Schattenpflanzen!“

Völlig überrascht über meine eigenen Worte mache ich die Tür hinter ihr zu. Was habe ich da gesagt? Schattenpflanze, ist sie das nicht selber? Sie, die immer im Schatten der Zwillingsschwester stand, sie, die Zweite, die nach der Schwester auf die Welt kam, als die Eltern niemand mehr erwarteten? Der Blick der Mutter galt dann auch nur der Schwester, diese war das Licht ihrer Augen gewesen. Für sie, die Patientin, war kein Blick übrig.

Ein Name kommt auf: Schattenpflanze. Geht es um eine Benennung?

Erst dadurch, dass ein zweiter Signifikant hinzukommt, der den ersten ersetzt, entsteht die Möglichkeit einer Benennung. Das ist die

Funktion des Signifikanten des Namen-des-Vaters. Er steht für das, was sich jenseits der Mutter befindet und auf das ihr Begehren gerichtet ist. Aus diesem Grunde spricht Lacan vom Namen-des-Vaters. Nicht, dass der Name-des-Vaters selber etwas benennen würde; er ist das, was kraft einer Vokabel – z.B. Schattenpflanze – all die Namen vereint, die, in der Sprache zerstreut, das repräsentieren, was das Subjekt im Verhältnis zum Begehren der Mutter ist.

Im Fall dieser Patientin fehlt dieser Signifikant. Dadurch kann auch die metaphorische Bewegung nicht stattfinden, die durch diesen Signifikanten eingeführt wird. Nun ist die Bedingung für das Gelingen der Metapher die Urverdrängung. Das scheint bei dieser Patientin nicht stattgefunden zu haben.

Es ist, als wenn die Realität offen vor ihr läge: „Das sieht man doch.“, ist eine ebenso häufige wie auch ungeduldige Bemerkung von ihr. Wenn man alles sieht, wenn nichts verdrängt ist, macht das Benennen keinen Sinn.

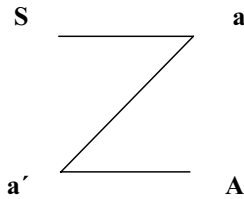
Schattenpflanze – der Name, der hier fällt, kommt dann auch bei einem anderen auf: Es ist die Person des Analytikers, die ihn ausspricht. Das Subjekt bleibt davon ausgeschlossen. Um der Dynamik zu folgen, die hier stattfindet und als deren Effekt dieser Name aufkommt, wollen wir uns wieder einem Stück Theorie zuwenden:

Im Sprechen, so Lacan, empfängt das Subjekt seine eigene Botschaft in umgekehrter Form.

Wenn ich z.B. zu jemandem sage: „Du bist mein Mann.“, dann sage ich damit implizit: „Ich bin deine Frau.“ Ich setze damit den anderen in eine Position, von der aus er mich anerkennen kann. Doch im Grunde richte ich mich, jenseits des anderen, der vor mir ist, an den Anderen der Sprache. Vor ihm lasse ich mich anerkennen, wenn ich zum anderen im Sinne des Nebenmenschen spreche.

Weil wir sprachliche Wesen sind, können wir nicht anders, als in indirekter Form von uns zu sprechen. Das ist es, was Lacan versucht hat, mittels eines Schemas darzustellen, dem Schema λ .⁹

9 J. Lacan, „D’une question préliminaire à tout traitement possible de la psychose“; in: *Écrits*; Paris: Éd. du Seuil 1966, S. 548; deutsch: „Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht“; in: *Schriften II*; Weinheim, Berlin: Quadriga Verlag 1991, S. 81.



Links oben befindet sich S, das Subjekt, als solches nicht aussprechbar, doch über Signifikanten artikulierbar. Links unten a', das Ich, dessen Form sich im kleinen anderen spiegelt, welcher hier mit a gekennzeichnet ist, und schließlich rechts unten A, der Andere der Signifikanten sowie der Ort, von dem aus sich die Frage nach seiner Existenz an das Subjekt richten kann. Dieses ist nur über einen Umweg möglich, der über das Ich geht, und zwar indem das Ich (a') zu einem anderen (a) vom Subjekt (S) spricht, und zwar in dritter Person.

Dieser Kreislauf ist in der Psychose gestört, weil hier die zwei Achsen der Kommunikation, die imaginäre Achse a – a' und die symbolischen Achse S – A, nicht miteinander verknüpft sind. Die Folge ist, dass auch die Kommunikation zwischen S und a', das heißt zwischen Subjekt und Ich, unterbrochen ist. So empfängt das Subjekt seine eigene Botschaft nicht in umgekehrter Form, indem es mit seinem Ich zu einem anderen spricht, sondern es empfängt sie im anderen, der es selbst ist, im Widerschein des Spiegels. Da die beiden Achsen nicht miteinander verknüpft sind, ist der Andere nicht, wie in der Neurose, jenseits des Partners, sondern jenseits des Subjekts. Der Andere der Signifikanten, der Andere, der für das Unbewusste steht, ist in der Psychose so nicht vorhanden. Das Subjekt kann hier seine eigene Botschaft nicht in umgekehrter Form vom Anderen empfangen, aber es kann seine Existenz indirekt über eine Anspielung andeuten. Weil auch die Patientin der Struktur der Sprache unterstellt ist, kann sie nur auf indirekte Weise vom Subjekt sprechen. In diesem Sinne könnten *Pflanzen, die im Dunkeln stehen*, eine Anspielung auf *Schattenpflanze* sein.

Wenn die Patientin sagt: „Ihre Pflanzen stehen total im Dunkeln.“, hallt es „Schattenpflanze!“ vom Platz des kleinen anderen zurück. Das heißt, dass der Analytiker hier vom Platz des Spiegelanderen aus interveniert. Aber dadurch, dass hier etwas ausgesprochen wird, kann es auch am Ort des Anderen gehört werden. Was davon zeugt, ist meine Überraschung. Doch auch wenn etwas in Bezug auf die Wahrheit des Subjekts am Ort des Anderen gehört werden kann, auf der

Seite der Patientin bleibt das Subjekt weiterhin davon ausgeschlossen. Sie kann sich nicht darin erkennen, sie hat keinen Zugang zum Subjekt. Nur über den Spiegel ist der Zugang zum Subjekt möglich. Wenn keine Verknüpfung über den Spiegelerenen stattfindet, der ich bin, bleibt das Subjekt abgetrennt vom Ich. Bis in diesem Fall eine Verknüpfung stattfinden kann, so dass sich etwas vom Subjekt einschreibt, ist es noch ein langer Weg.

Was zunächst folgt, ist ein Vergessen. Die Patientin erscheint nicht zu ihrem nächsten Termin; es ist das erste Mal, dass sie ihren Termin völlig vergisst. Dann ein An-Ruf: „Kann ich zu ihnen kommen?“ Diesmal bittet sie um einen zusätzlichen Termin. Zum ersten Mal wendet die Patientin sich in ihrer Not an den Ort, der ihrem Sprechen gilt. Am Vortag war es zu einer heftigen Auseinandersetzung mit dem Nachbarn gekommen, bei der man auf beiden Seiten handgreiflich geworden war. (Wie sich im Nachhinein erweisen sollte, war diese Situation der Anfang einer vorübergehenden paranoiden Episode, die nach einiger Zeit wieder ganz abklang.)

Ein Vergessen, ein Appell. Eine Spur, die auf das Subjekt verweist, die, kaum aufgekommen, sich bald wieder im Sande zu verlaufen scheint. So folgen Stunden endlosen Schweigens, durch kurze Bemerkungen unterbrochen wie: „Es ist zu dunkel.“, oder „zu hell“, „zu warm“, „es riecht komisch“, oder „es stinkt.“ Und am Ende der Sitzungen immer wieder die gleichen Bemerkungen: „Sprechen bringt nichts.“ – „Es bleibt doch alles nur an der Oberfläche, ohne mich zu berühren.“ – „Ich kann ja doch nichts ändern.“

Die Tatsache, dass sie während all dieser Zeit trotzdem weiterhin regelmäßig zu ihren Sitzungen kommt, ist die einzige Spur, die darauf verweist, dass da ein Appell ist. Als das Sprechen schließlich gar nicht mehr zu gehen scheint und der Negativismus einen immer größeren Raum in der Kur einzunehmen droht, mache ich ihr eines Tages den Vorschlag, Ton als Ausdrucksmittel hinzunehmen. In diesem Zusammenhang entstand eine Sequenz von drei Figuren, welche der Reihe nach ein eingerolltes Blütenblatt, ein Gesicht und eine schöne Blüte in Form einer Hibiskusblume darstellten. Auf dem Gesicht waren weder Augen noch Mund zu sehen.

Ich habe mir die Frage gestellt, ob das Gesicht hier nicht etwas zeigt, für das es keine Worte gibt, im Sinne von: Wenn Augen und Mund fehlen, kann auch keine Beziehung zum Anderen geknüpft werden, durch die das Subjekt in die Sprache eintritt. Die Worte blei-

ben leere Worte, die auf der Oberfläche treiben: „Sprechen bringt nichts.“

Als ich der Patientin das Material reichte, während ich: „das ist Ton.“, hinzufügte, fiel mir die Vieldeutigkeit dieses Wortes in der deutschen Sprache ein. Ist doch der Ton auch das Element der Sprache, welches die Ebene der reinen Klanghaftigkeit impliziert. Jenseits jeglicher Bedeutung, steht er für den materiellen Aspekt des Signifikanten. So bezeichnet der Laut „Ton“ beide Male etwas, das dem Schöpfungsakt zugrunde liegt: sei es der Schöpfung von Bedeutung, sei es der Schöpfung eines Objekts. In diesem Fall bestand der Schöpfungsakt im Hervorbringen einer Serie, die in einer schönen Blüte mündete. Auf der Innenseite der Blüte waren übrigens ganz feine Striche eingeritzt, die die Staubgefäße darstellen sollten. Sie erinnerten an eine Geheimschrift. Geht es um einen Versuch, etwas vom Subjekt einzuschreiben? Das wäre eine Einschreibung in der Art eines Mythos. Könnte man also sagen, dass es hier um die Geburt eines Subjekts geht, die auf der Ebene des Mythos stattfindet?

Der Mythos ermöglicht, dass etwas von der Wahrheit des Subjekts über einen bildhaften Ausdruck symbolisch artikuliert werden kann. Das betrifft eine spezifische Aktivität an der Grenze zwischen Imaginärem und Symbolischem, wie sie der Dynamik des Traums zugrunde liegt.

Die Hibiskusblüte geht übrigens nur bei Tageslicht auf. Könnte man auch sagen, es sei der Mythos einer schönen Blüte, die sich nur öffnen kann, wenn das Licht der Sonne auf sie scheint? Nun sagt Lacan, „daß der Blick das Instrument darstellt, mit dessen Hilfe das Licht sich verkörpert [...]“. ¹⁰ Das heißt, dass das, was mich im Sichtbaren bestimmt, der Blick ist, denn durch ihn „trete ich ins Licht [...]“. ¹¹ Und genau das ist es, was an der Wiege der Patientin, so die Legende, gefehlt haben soll: der Blick der Mutter.

Im Spiegelbild verknüpft sich das Symbolische mit dem Realen des Körpers über ein imaginäres Bild. Diese Begegnung kann in der Psychose nicht stattfinden, weil auf der Ebene des Symbolischen der Name des Vaters fehlt, der diese Verknüpfung möglich macht. Damit eine Begegnung stattfinden kann, müssen hier andere Wege gefunden werden. In diesem Fall war es ein Weg, der, ausgehend von einer Benennung – *Schattenpflanze* –, über das Material Ton zu einer Hibiskusblüte führte.

10 J. Lacan, *Das Seminar XI. Die vier Grundbegriffe* ...; op. cit., S. 113.

11 Ebd.

Doch die Benennung kam auf der Seite des Analytikers auf.

Indem dieser antwortet, mit seinem Ich antwortet, ist die imaginäre Ebene betroffen, die Achse der Kommunikation, die von a' zu a geht. Es ist die Ebene, auf der die Gegenübertragung stattfindet, die dem Analytiker nur unter der Bedingung dienlich sein kann, dass er sich nicht in ihr verfängt, d.h. dass er das imaginäre Spiel nicht realisiert.¹²

Und genau das ist es, was hier passiert: Für einen Moment lasse ich mich in das Spiel hineinziehen. Gleichzeitig ist es aber auch das, wodurch ein Prozess in Gang kommt, der dazu führt, dass eine Verknüpfung stattfinden kann. Das, was den Prozess hier initiiert hat, scheint dabei ein Fauxpas, eine Fehlleistung auf der Seite des Analytikers gewesen zu sein. Es ist die Frage, ob der Prozess durch diesen Fauxpas initiiert wurde, oder ob er nicht vielleicht schon Teil eines Übertragungsgeflechts ist. Könnte es z.B. sein, dass die Patientin die Person des Analytikers in Anspruch genommen hat, um etwas zu benennen, was von der Sprache ausgegrenzt ist? In diesem Sinne kann man sich auch fragen, ob der Benennung nicht die Funktion eines Übergangsobjekts¹³ zukommen könnte, wie ihn z.B. ein Bettzipfel haben kann, der den Substitutionsprozess der Objekte beim kleinen Kind einleitet.

In ihrem Buch *La folie Wittgenstein*¹⁴ zeigt die Analytikerin Françoise Davoine, dass ein Fauxpas manchmal die einzige Möglichkeit sein kann, etwas von dem zu zeigen, was außerhalb der Symbolisierung geblieben ist. So ist es z.B. im Fall jenes Patienten, der eine ganze Sitzung damit verbrachte, seine Analytikerin davon zu überzeugen, dass es sein größter Wunsch sei, schwanger zu werden. Zu der Zeit wünschte sich die Analytikerin selber ein Kind. Als sie dann eine Woche später erfuhr, dass sie tatsächlich schwanger war, teilte sie in einem Moment, in dem sie sich allein in ihrer Praxis wähnte, einer Freundin die gute Nachricht am Telefon mit, wobei sie nicht an Einzelheiten in Bezug auf die anatomischen Veränderungen, die sich in der Schwangerschaft ergeben, sparte. Plötzlich vernahm sie im Wartezimmer nebenan ein Hüsteln, welches ihr die Präsenz des Patienten verriet. Ausgerechnet an diesem Tage war dieser eine Stunde früher

12 J. Lacan, *Le Séminaire IV. La relation d'objet* [1956/57]; Paris: Éd. du Seuil 1994, S. 108; deutsch: *Das Seminar IV. Die Objektbeziehung* [1956/67]; Wien: Turia + Kant 2003, S. 124.

13 Diesen Gedanken verdanke ich Michael Meyer zum Wischen.

14 F. Davoine, *La folie Wittgenstein* (1991); Paris: E.P.E.L. 1992.

eingetroffen, und da die Tür zum Praxiszimmer nur leicht angelehnt war, hatte er das ganze telefonische Striptease, so die Worte der Autorin,¹⁵ mitgehört. Als sie es bemerkte, war ihre Verblüffung groß; sie vermochte kein Wort mehr herauszubringen. Der Patient war seinerseits empört über den Dilettantismus seiner Analytikerin. Wütend verließ er den Raum, während er ausrief: „Und das nennt sich Analytiker!“

Wenn es auch den Eindruck macht, als befände man sich in einer Sackgasse, so wird sich im Nachhinein herausstellen, dass es sich hier um einen wesentlichen Moment der Übertragung in der Kur mit psychotischen Patienten handelt. Die Autorin spricht in diesem Zusammenhang von einer *psychotischen Übertragung*, die sich dadurch auszeichnet, dass die Plätze in Bezug auf Analytiker und Analysant hier nicht feststehen, sondern abwechselnd vom einen oder vom anderen der beiden Teilnehmer in einer Dynamik besetzt werden, die äußerst schnell wechseln kann. Letztendlich geht es bei dieser Art von Übertragung weder um den einen noch um den anderen, sondern um das Subjekt in seiner archaischsten Version: ein Wesen ohne Eigenschaften, das auf eine Erfahrung wie diese wartet, um zum Sprechen zu kommen.

Was bei diesem Patienten zum Sprechen kam, bezog sich auf einen Aspekt seiner Familiengeschichte, der ab einem bestimmten Zeitpunkt aus dem Sprechen der Familienmitglieder völlig ausgestrichen worden war. So brachte der Patient kurz nach dieser Episode mit dem Telefongespräch ein Blatt Papier in die Sitzung, auf das er etwas gezeichnet hatte. Die Zeichnung stellte das Objekt seiner angeblichen Schaulust dar: das Gebäude von gegenüber (der Patient konnte stundenlang hinter geschlossenen Jalousien wie gebannt am Fenster sitzen, um im Gebäude gegenüber Frauen beim Entkleiden zu erspähen). Das Ganze sah aus wie ein Schachbrett, auf dem in einzelne Felder etwas hineingekritzelt worden war, das die Frauen beim Auskleiden darstellen sollte, was bei der Analytikerin jedoch eher den Eindruck von gefolterten Gestalten erweckte. Dabei fällt ihr auf, dass die Zahl der auf diese Weise bekritzelten Felder neun ist. Als sie es dem Patienten sagt, fällt diesem dazu „*Neunfeld*“ ein, der Name des Dorfes, aus dem seine Großmutter kam. Es wurde während des Krieges zerstört; die Großmutter hat dort ihren ersten Mann und ihre kleine Tochter verloren. Das alles passierte lange, bevor der Patient auf die

15 Ebd., S. 62.

Welt kam. Obwohl das Dorf auf der anderen Seite der Grenze liegt, ist die Großmutter nie wieder dorthin gegangen. Sie hat in Frankreich wieder geheiratet, wo die Mutter des Patienten zur Welt gekommen ist. Die Großmutter hat nie von diesen Dingen gesprochen.

In der Kur kommt ein Name auf, der aus dem Sprechen der Großmutter ausgegrenzt worden war: *Neunfeld*. Die Erwähnung dieses Namens ist seitdem in der Familie unmöglich geworden. Nicht nur, dass hier der Name als Werkzeug der Benennung zerstört wurde; der Benennungsprozess als solcher wurde dadurch blockiert, mit verheerenden Wirkungen auf die nachkommenden Generationen. Verworfen, *for-clos*,¹⁶ vom Kreislauf des Sprechens ausgeschlossen, kann er nur in der Art eines Phantoms im Realen zurückkehren. Auf der Suche nach einer Benennung trifft das Subjekt auf unverständliche Zeichen. Im Fall des Patienten kommen sie vom Gebäude gegenüber, in der Gestalt von Frauen, die sich entkleiden. Diese scheinen darauf hinzuweisen, dass es da etwas gibt, was nach einer Benennung sucht, z.B. *Neunfeld*. Aus dem Gedächtnis ausgegrenzt, ist dieser Name unaussprechbar geworden.

„Es sind Namen von Ländern, die eines Tages von der Landkarte gestrichen wurden, oder von verwaisten Häusern, von nicht eingehaltenen Verpflichtungen; Katastrophen, die durch dieses Schweigen irren, welches die Kinder aufnehmen (speichern).“,¹⁷ sagt F. Davoine in diesem Zusammenhang. Was bleibt, sind „*abgezogene Eindrücke* [...] und sie produzieren sich dort, wo das Werkzeug des Namens zerbricht, und es zerbricht jedes Mal wieder an der gleichen Stelle, an diesen unausdrückbaren Eindrücken.“¹⁸

Genau diese Stelle scheint die Analytikerin nun beim Patienten geweckt zu haben, als sie ihn, ohne es zu wissen, an einem Telefongespräch teilnehmen lässt, bei dem sie eine schwangere Frau in Szene setzt. Worauf sich der Zustand des Patienten erst einmal verschlech-

16 In Anlehnung an das Konzept der *forclusion*, mit dem Lacan einen spezifischen Mechanismus in der Psychose bezeichnet, der darin besteht, dass ein wesentlicher Signifikant aus dem symbolischen Universum des Subjekts verworfen ist.

17 F. Davoine, *La folie Wittgenstein*; op. cit., S. 68: „Ce sont des noms de pays un jour rayés de la carte, ou de maisons déçouées, d’engagements trahis, de catastrophes qui errent à travers ces silences que les enfants enregistrent [...]“. [Übersetzung C.B.].

18 Ebd.: „[...] *impressions rétranchées* [...] et qui se produisent là où l’outil de mots casse, où il recasse toujours au même endroit, sur ces impressions inexprimables.“ [Übersetzung C.B.].

tert. In seiner Verzweiflung versucht er, das Motiv seines Leidens in einer flüchtig hingekritzelten Zeichnung darzustellen. Dadurch, dass er diese in seine Analyse bringt, öffnen sich die Tore, die *Neunfeld* aus der Verbannung holen, so dass der Name wieder in den Kreislauf der Sprache kommen kann.

Welche Verknüpfung besteht nun zwischen der schwangeren Frau, die hier auf der Seite der Analytikerin zur Schau gestellt wird, und den „Frauen“ auf der Zeichnung, die an gefoltete Gestalten erinnern? Und welche Verbindung könnte es zwischen dem, was beim Analytiker über einen Fauxpas aufkommt, und dem verlorenen Teil der Geschichte einer früheren Generation geben? Indem die Autorin diesen Fragen nachgeht, wird sich herausstellen, dass das, was die Verbindung hergestellt hat, wiederum eine traumatische Stelle ist. Diesmal jedoch betrifft sie die Geschichte des Subjekts auf der Seite des Analytikers.

Ein anderer Analytiker, Serge Leclaire, hat meiner Meinung nach die Worte gefunden, die beschreiben, worum es in solchen Momenten unserer analytischen Arbeit mit Psychosen geht:

„Dem, der sich im Durcheinander der Ruine des Symbolischen verirrt, in der jede signifikante Verankerung zerstört ist, können wir nur antworten, indem wir die Erinnerung von dem auftauchen lassen, was unser Durcheinander war, und in unserem Gedächtnis jene Lücke zum Vorschein kommen lassen, die Garant von Hoffnung und Quelle unseres Begehrens ist.

Nur von den Rändern unseres verdamnten (versagten) Teils können wir versuchen, Worte zu spannen, damit wenigstens die Musik der Worte gehört wird, die sie beseelt, und vor allem, damit ihr körperliches Gewicht empfinden wird.

Scheinbar weit fort von dem, was den Übertragungsraum innerhalb des psychoanalytischen Rahmens regiert, ist es ein willentliches Ins-Spiel-Bringen unserer Worte, eines Teils unseres individuellen Mythos, den wir in diesem Fall aufrechtzuerhalten haben, damit sich wieder ein Wortband knüpfen und ein Wortgeflecht weben kann.

Und dennoch, wenn man beide Situationen mit Achtsamkeit bedenkt, ist es der gleiche radikale Anspruch, den wir am Werk finden, derjenige, der einen wahren Raum des Sprechens ermöglicht.“¹⁹

19 S. Leclaire, „La psychose serait-elle ...?“, op.cit., S. 161: „À celui qui se perd dans le désarroi de la ruine du symbolique, dans le désastre de tout ancrage signifiant, nous ne pouvons répondre qu'en laissant surgir le souvenir de ce que fut notre désarroi et affleurer ce trou de notre mémoire garant de l'espoir et source de désir.

Was die Übertragung betrifft, geht es also um das gleiche Phänomen, sowohl in der Neurose als auch in der Psychose. Die Frage ist nur, wie es zur Übertragung kommt. Darin besteht meines Erachtens der Unterschied.

In der Neurose ist es die Übertragungsliebe, die auf imaginärer Ebene die eigentliche Übertragung einleitet, nämlich diejenige, die das Symbolische anvisiert: Indem der Patient in einer Analyse seinen Anspruch an den Analytiker richtet, bei dem er das *sujet supposé savoir* vermutet, können in der freien Assoziation Signifikanten aufkommen, die das Subjekt repräsentieren (für einen anderen Signifikanten).

Das funktioniert auch, wenn der Analytiker mal nicht ganz bei der Sache ist, wie in dem Beispiel von Leclaire,²⁰ wo der Patient wie üblich redet, während der Analytiker schweigt. An dem Punkt angekommen, an dem der Analytiker die Sitzung zu beenden pflegt, beendet der Patient dieses Mal selber die Sitzung und verabschiedet sich mit denselben Worten, die der Analytiker immer zu sagen pflegte, ohne dass der Analytiker sein Schweigen unterbricht. Wie sich im Nachhinein herausstellt, ist dieser während der Sitzung gestorben. Das Imaginäre war hier offensichtlich beim Patienten hinreichend verankert, um die Übertragung zu leisten, d.h., um das Reale zu überbrücken.

Anders in der Psychose. Der psychotische Patient braucht die Präsenz des Analytikers in einem ganz anderen Maße, damit Übertragung aufkommen kann. Indem bei ihm die symbolische Achse der Kommunikation nicht mit der imaginären verknüpft ist, ist er auf die Hilfe eines anderen angewiesen, um eine imaginäre Brücke zum Symbolischen herzustellen. Denn, wie wir schon sagten, nur über die imaginäre Dimension der Übertragung kann etwas vom Symbolischen ins Spiel kommen, d.h. übertragen werden; nur über das Imaginäre ist ein

Ce n'est que des bords de notre part maudite que nous pouvons tenter de tendre des mots afin qu'au moins soit entendue la musique du désir qui les anime, et surtout, perçu leur poids de corps.

Bien loin apparemment de ce qui régit l'espace transférentiel dans le cadre psychanalytique, c'est une mise en jeu délibérée de nos mots, d'une part de notre mythe individuel que nous avons, en l'occurrence, à soutenir pour que puisse se renouer un lien de mots et se tramer un tissu de paroles.

Et pourtant, à considérer les deux espaces avec attention, c'est la même exigence radicale que nous trouvons à l'œuvre, celle de donner lieu à une véritable espace de parole.“ [Übersetzung C.B].

- 20 S. Leclaire, *Démasquer le réel. Un essai sur l'objet en psychanalyse*; Paris: Éd. du Seuil, 1971; deutsch: *Das Reale entlarven. Das Objekt in der Psychoanalyse*; Olten: Walter-Verlag 1976.

Zugang zum Symbolischen möglich. In der Analyse mit psychotischen Patienten ist es oft der Analytiker, der die Funktion des Imaginären herstellt, indem er sich mit seinem Ich einbringt, wie es die oben aufgeführten klinischen Beispiele zeigen.

Wenn wir nun versuchen, diese Dynamik über das Schema λ darzustellen, erhalten wir eine Ahnung von der Verflechtung, die sich auf der Ebene des Imaginären dadurch ergibt, dass der Analytiker in einem Moment der Kur praktisch einem Teil der Struktur ersetzt, der beim Psychotiker nicht in Funktion ist. Um es noch einmal mit Leclaire zu sagen: „Nur von den Rändern unseres verdammten Teils können wir versuchen, Worte zu spannen, damit wenigstens die Musik der Worte gehört wird, die sie beseelt, und vor allem, damit ihr körperliches Gewicht empfunden wird.“²¹

Vor allem im Fall der Schizophrenie, wo es um eine Subjektivität geht, die sich jeglicher imaginären Identifizierung zu entziehen scheint, kann es in einem Moment der Kur z.B. wichtig sein, dass der Analytiker etwas von der Dimension seines Ichs einbringt. Das heißt jedoch keinesfalls, dass er sich mit dem Patienten identifizieren soll; denn dann liefe er Gefahr, in dessen Wahn hineingezogen zu werden, womit jegliche Arbeit am Subjekt unmöglich würde. Geht es bei der Übertragung in der Psychose doch gerade darum, den Zugang zur Subjektivität wiederherzustellen.

21 S. Leclaire, „La psychose serait-elle...?“; op. cit., S. 161.

ZUR ERFINDUNG EINES NAMENS - GEDANKEN ZU ÜBERTRAGUNG UND WORT IN DER PSYCHOSE

MICHAEL MEYER ZUM WISCHEN

Böhmen liegt am Meer

Sind hierorts Häuser grün, tret ich noch in ein Haus.
Sind hier die Brücken heil, geh ich auf gutem Grund.
Ist Liebesmüh auf alle Zeit verloren, verlier ich sie hier gern.

Bin ich's nicht, ist es einer, der ist so gut wie ich.

Grenzt hier ein Wort an mich, so laß ich's grenzen.
Liegt Böhmen noch am Meer, glaub ich den Meeren wieder.
Und glaub ich noch ans Meer, so hoffe ich auf Land.

Bin ich's so ist's ein jeder, der ist soviel wie ich.
Ich will nichts mehr für mich. Ich will zugrunde gehn.

Zugrund – das heißt zum Meer, dort find ich Böhmen wieder.
Zugrund gerichtet, wach ich ruhig auf.
Von Grund auf weiß ich jetzt, und ich bin unverloren.

Kommt her, ihr Böhmen alle, Seefahrer, Hafenhuren und Schiffe
unverankert. Wollt ihr nicht böhmisch sein, Illyrer, Veroneser,
und Venezianer alle. Spielt die Komödien, die lachen machen.

Und die zum Weinen sind. Und irrt euch hundertmal,
wie ich mich irrte und Proben nie bestand,
doch hab ich sie bestanden, ein um das andre Mal.
Wie Böhmen sie bestand und eines schönen Tags
ans Meer begnadigt wurde und jetzt am Wasser liegt.

Ich grenz noch an ein Wort und an ein andres Land,
ich grenz, wie wenig auch, an alles immer mehr,

ein Böhme, ein Vagant, der nichts hat, den nichts hält,
begabt nur noch, vom Meer das strittig ist, Land meiner Wahl zu sehen.

Ingeborg Bachmann¹

I.

Dass Böhmen am Meer liege: Welche unglaubliche Behauptung geht diesem Gedicht voran. Folgt der Leser jedoch trotz aller Verwirrung der poetischen Sprache, wird er möglicherweise erfahren, wie aus Worten etwas erschrieben, erfunden werden kann, das einem „ich“ ein „Land meiner Wahl“ eröffnet. Was es mit diesem „ich“ auf sich hat, bleibt dabei in der Schwebe. Ihm geht jedoch in den ersten Zeilen zweimal ein „hier“ voraus, ein „hier“, das diesem „ich“ vielleicht einen Grund gibt, einen Ort, an dem es auftauchen kann. So könnte das „zugrunde gehn“, das „zugrund“, wo Böhmen wieder gefunden werden kann, als ein aus Worten gewobener Grund aufgenommen werden, der sagen lässt: „Von Grund auf weiß ich jetzt, und ich bin unverloren.“

Dieses Erdichten eines „Land[es] meiner Wahl“, eines Grundes für das „ich“, begegnet dem Leser als ein sprachliches Geschehen: Das „ich“ ist insofern sprechendes Ich, sprachliches Ich – eines, das sich reflexiv hin an ein „mich“ wendet und umgekehrt von einem „mich“ her kommt – allerdings in Form einer Negation: „Ich will nichts mehr für mich.“ Hier spricht ein gespanntes Ich, das zwischen einem „nur dies und nichts andres will ich“² einerseits und einem Versagen eines Willens am Punkt einer Wunschlosigkeit andererseits schwankt. Umso mehr wird auf diese Weise der drängende, dichterische Wunsch hörbar.

Nimmt der Leser an den Bewegungen dieses sprechenden „ich“ teil, wird auch er durch die im Text enthaltene Adressierung in beson-

1 I. Bachmann, *Werke. Erster Band. Gedichte, Hörspiele, Libretti, Übersetzungen*, hg. von C. Koschel, I. von Weidenbaum und C. Münster; München, Zürich: Piper 4. Aufl. 1993, S. 167–168.

2 Der politische Grundgedanke, der in dem Vers vorher formuliert wird, ist als Forderung nach einer grundlegenden Anerkennung eines jeden Subjekts mit einem Recht auf Leben, auf Sein, auf einen Ort mit seinen (Sprach-)Grenzen und Überschreitungen übersetzbar.

derer Weise einbezogen, keineswegs kommt er nur außen vor: „Kommt her ...“, heißt es. Das Sprechen, die Sprache, wird als etwas erfahrbar, das sich an jemanden richtet, an mich als Leser des Gedichtes. Die Ansprache schafft den Ort, das „hier“, an dem das „ich“ sich konstituieren kann, und ermöglicht die Begegnung mit dem Wort.

Das Aneinandergrenzen der Wörter, ihre Berührung, lässt etwas geschehen, was unmöglich zu sein scheint: „Böhmen liegt am Meer.“ Böhmen wird hier Name eines möglichen Ortes, an dem ein gestrandetes Subjekt landen kann. Die Häuser des Gedichtes lassen eintreten, die heilen Brücken lassen „auf gutem Grund“ gehen und solange Böhmen am Meer liegt, lässt sich an Meere wieder glauben und auf Land hoffen.

Das „hier“ des Gedichtes scheint mir also nicht der Ort eines unabhängigen, autonomen Ichs zu sein, eines Ichs, dem ein klarer Ort zugeordnet werden könnte. „Ich will zugrunde gehen“, lesen wir und: „Bin ich's nicht, ist es einer, der ist so gut wie ich.“ Das „ich“, das noch an ein Wort grenzt und an ein anderes Land, ist ein „ich“, das seinen Grund in der Sprache und im Sprechen findet. In nichts jedoch, was es hätte oder besäße, könnte dieses „ich“, sprachliches Subjekt des Gedichtes, Halt und Verankerung finden. Dieses „ich“ ereignet sich dort, wo ein anderes, ein poetisches Sprechen Ort und Adressierung finden kann, einen Grenzort, zwischen Land und Meer. An ihm ist Irren und Begnadigung – angesichts des Todes? – möglich. Doch nichts ist gegeben. „Noch“ und „jetzt“, „immer mehr“ lassen etwas von einer oszillierenden Zeitlichkeit hören, die keiner fassbaren Linearität folgt. Und so treffen wir im Gedicht auch auf die Landschaften der Komödien und Tragödien Shakespeares als historische Orte und Zeiten transzendierende Raum- und Zeitlichkeit.

II.

Was lässt nun ein solches Gedicht am Anfang meiner Überlegungen zur analytischen Arbeit mit Psychotikern stehen?

Die Frage nach der mangelnden oder fehlenden Verankerung des Subjekts in der Sprache ist grundlegend für eine psychoanalytisch begründete Arbeit mit Psychotikern. Wie steht es um das „Hier“ des Schauplatzes der Übertragung mit ihrer ganz besonderen Zeitlichkeit? Können Psychotiker an einem solchen Ort ankommen, Worte verlieren und finden, die ihnen ein Land ihrer Wahl eröffnen könnten? Oder sollte es diese Chance für Psychotiker nicht geben, wie bestimmte

Traditionen in der Psychoanalyse es nahezulegen scheinen? Es geht dabei um die Unterstellung, Psychotiker entwickelten grundsätzlich keine Übertragung.

Lässt sich in der psychoanalytischen Arbeit mit Psychotikern ein Weg entdecken, der ihnen zu einer besseren Verankerung im Sprechen und in der Sprache verhelfen würde? Braucht es dazu, wie im Gedicht, die Möglichkeit, dass sich der Psychotiker mit seinem Sprechen an einen anderen richten kann, der vom Platz eines Anderen, der Sprache her, hört? Dabei wäre es für den, der hört, gut, sich nicht all zu sehr von böhmischen Dörfern erschrecken zu lassen.

Diese Überlegungen berühren die Problematik, ob es in der analytischen Arbeit mit Psychotikern vor allem um Ich-Stärkung gehen sollte – im Sinne der Stützung eines einheitlichen Bildes vom Ich – oder könnte es demgegenüber auch um eine Veränderung des Bezuges des Psychotikers zur Sprache gehen?

Die Psychoanalyse mit Psychotikern steht seit den ersten Versuchen, sich auf dieses Feld zu wagen, unter dem zur Vorsicht mahnenden Vorzeichen, psychotische Subjekte entwickelten keine Übertragung. Verschiedentlich wurde auch diskutiert, inwieweit überhaupt von einem psychotischen Subjekt gesprochen werden könne. Ferner wurde darauf hingewiesen, die dem Psychotiker eigene Störung der Beziehung zur Sprache verunmögliche oder beschränke wenigstens sehr wesentlich eine analytische Kur.

So äußert Sigmund Freud gleich zu Beginn seiner Arbeit „Zur Einführung des Narzißmus“ (1914) seine Skepsis, was eine Beeinflussung der Paraphreniker durch die Psychoanalyse angeht:

„Ein dringendes Motiv, sich mit der Vorstellung eines primären und normalen Narzißmus zu beschäftigen, ergab sich, als der Versuch unternommen wurde, das Verständnis der *Dementia praecox* (Kraepelin) oder Schizophrenie (Bleuler) unter die Vorraussetzung der Libidotheorie zu bringen. Zwei fundamentale Charakterzüge zeigen solche Kranke, die ich vorgeschlagen habe als Paraphreniker zu bezeichnen: den Größenwahn und die Abwendung ihres Interesses von der Außenwelt (Personen und Dingen). Infolge der letzteren Veränderung entziehen sie sich der Beeinflussung durch die Psychoanalyse, werden sie für unsere Bemühungen unheilbar.“³

Einige Zeilen später nimmt Freud dann eine Unterscheidung zwischen Neurose und Psychose vor. Der Neurotiker ersetze reale Objekte durch imaginäre oder vermenge sie mit ihnen, während der Paraphre-

3 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; in: *G.W. X*, S. 139.

niker seine Libido von den realen Objekten der Außenwelt ganz abziehe und, wie er später verdeutlicht, in sein Ich investiere. Er ersetze dabei die realen nicht durch phantasmatische Objekte, womit „imaginär“ und „phantasmatisch“ für Freud zusammenzufallen scheinen. Es findet sich bei ihm also noch nicht die mit dem Werk Jacques Lacans verbundene Möglichkeit, ein imaginäres Ich (*moi*) vom sprachlichen Subjekt des Unbewussten (*je*, ich) unterscheiden zu können, auch wenn sich Ansätze hierzu in seinem Werk bereits entdecken lassen. Ebenfalls finden die Bezüge des Phantasmas zum Symbolischen, Imaginären und Realen bei Freud noch keine Ausarbeitung, sodass er die neurotischen Phantasien an manchen Stellen seines Werkes vor allem imaginär auffasst. Dieser Aspekt erschwert eine vertiefte Differenzierung zwischen dem Rückzug des Psychotikers auf ein imaginäres Ich und dem phantasmatischen Bezug des Neurotikers zum Objekt. Freud fügt an: „Wo dies dann geschieht, scheint es sekundär zu sein und einem Heilungsversuch anzugehören, welcher die Libido zum Objekt zurückführen will.“⁴ In einer Fußnote weist er darauf hin, dass der „Weltuntergang“ des Paraphrenen mit diesem Besetzungsverlust der Objekte zu tun haben dürfte.⁵ Untergang, Vernichtung, Auslöschung, diese Erfahrungen versuchen unsere psychotischen Patienten an uns heranzutragen, an uns grenzen zu lassen, warum nicht zu übertragen?

Bei Freud bleibt zumindest an der zitierten Stelle unklar, um was es bei einem Objekt eigentlich geht und was es heißen mag, „die Libido auf Objekte [zu] setzen“⁶ – eine Formulierung, auf die wir im Verlauf dieser Arbeit treffen. Geht es vielleicht darum, einen Einsatz auf das Objekt zu wagen? Ein Risiko einzugehen, auf das Objekt zu set-

4 Ebd.

5 Es kann in diesem Rahmen auf einige wichtige Fragestellungen nicht weitergehend eingegangen werden: Inwieweit sind die Konzepte Bleulers von der Schizophrenie und Kraepelins von der *Dementia praecox* deckungsgleich oder gibt es wichtige Differenzen? Wie differenziert Freud „Paraphrenie“, „Paranoia“ und im neurotischen Spektrum liegende paranoide Entwicklungen? Lacan betont, Paraphrenie und Paranoia ebenfalls differenzierend: „[...] für Freud teilt sich das Feld der Psychoosen in zwei.“ J. Lacan: *Das Seminar III. Die Psychosen [1955/56]*; Weinheim, Berlin: Quadriga 1997, übersetzt von M. Turnheim, S. 10; franz.: *Le séminaire III. Les psychoses [1955/56]*; Paris: Éd. du Seuil 1981. Freud hat in seiner Arbeit „Der Wahn und die Träume in W. Jensens ‚Gradiva‘“ auch auf die Möglichkeit einer strukturell nicht psychotischen Wahnentwicklung hingewiesen. Vgl. S. Freud, „Gradiva“; in: *G.W. VII*, S. 29–125. Verwiesen sei hierzu auf Peter Widmers Beitrag in diesem Band.

6 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 151.

zen – wie bei einer Wette?⁷ Das Objekt ist für Freud aber kein gegebenes, etwas, das schon einfach da wäre.

Die französische Übersetzung von „besetzen“ mit „investir“ lässt an ein Bekleiden denken, das auf etwas Verborgenes verweist, etwas Unsichtbares, das aber vermutet, unterstellt werden kann. Die „Investitur“ gibt zudem einen Hinweis auf die Übertragung einer Macht. Jemandem wird etwas zugetraut und zugestanden, unterstellt.

Freud weist auf etwas Rätselhaftes hin: „Welches ist das Schicksal der den Objekten entzogenen Libido [...]“⁸ Das führt zu weiteren Überlegungen: Wie kann es zu einer Rückführung der Libido zu den Objekten kommen? Und was könnte unter Libido überhaupt verstanden werden? Ich möchte diese Fragen weiter so übersetzen: Auf was setzt der Psychotiker? Darauf, dass es nichts zu verlieren gibt? Entweder: dass kein Objekt für ihn getrennt wäre, er es also sozusagen in der Tasche hätte?⁹ Oder aber: dass vielleicht auch nie ein Objekt erreichbar gewesen wäre, von dem er sich hätte trennen können? Wie könnte der Psychotiker doch auf etwas ihm Fremdes zu setzen beginnen, dessen er sich nicht sicher sein könnte? Wie wäre es möglich, dass er es ertrüge, dass die „erotische Beziehung zu Personen und Dingen“¹⁰ wohl mit einem Entzug verknüpft ist, den man als Ursache für die Entstehung der Libido, die zum verlorenen Objekt unbewusst hinstrebt, verstehen kann?

An dieser Stelle wird auch deutlicher, dass Freuds Objektbegriff sich zwar einerseits auf „Personen und Dinge“ bezieht, andererseits aber durch seine Unterscheidung von „imaginären“ und „realen“ Objekten sowie den Begriff der „Besetzung“ etwas einführt, das sich einer Positivierung entzieht. Sowohl die Idee einer „Besetzung“ wie auch der Unterschied von „realem“ und „imaginärem“ Objekt führt eine Differenzierung ein. Diese Differenzierung beinhaltet ein Moment der Spannung, das sich auch beim Konzept der Libido findet, wenn man sie als Resultat eines Objektentzuges versteht.

Auch wenn Freuds Skepsis den Beginn seiner Narzissmusarbeit bestimmt, unterwandert sein Text doch bald eine eindeutige Positionsbe-

7 Lacans Gedanken zu Pascals Wette können hier nicht ausgeführt werden. Lacan betont, dass bei dieser Wette nicht so sehr die Existenz Gottes auf dem Spiel stünde wie die des *Je*. Vgl. J. Lacan, *D'un Autre à l'autre* [1968/69]; Paris: Éd. du Seuil 2006, S. 107–183.

8 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 140.

9 C. Fellahian, *La psychose selon Lacan, évolution d'un concept*; Paris: L'Harmattan 2005, S. 48.

10 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 139.

stimmung, eben dort, wo er eine „Rückführung der Libido“ in Erwägung zieht. Wenn die Psychose auch als psychotische Struktur nicht beeinflussbar sein sollte, kann die Psychoanalyse vielleicht doch dort zur Wirkung kommen, wo es um diesen Heilungsversuch geht, den Freud als sekundäre Besetzung der Objekte auffasst? Was kann „sekundäre Besetzung“ heißen? Könnte es einen Bezug zur Sprache geben, der an dieser Stelle bei Freud nicht auftaucht? Diesen Bezug finden wir in „Das Unbewußte“ (1915), worauf im Verlauf des Textes noch eingegangen werden soll.

Man kann sich fragen, ob Freud in „Zur Einführung des Narzissmus“ mit seiner These von der fehlenden Besetzung des äußeren und damit vielleicht auch verlorenen, getrennten, fremden Objekts bereits indirekt nach den Bedingungen fragte, die gegeben sein müssen, damit sich ein solches Objekt überhaupt konstituieren kann. Seine Hinweise bezüglich der „Zauberkraft der Worte“ und der „Magie“ gehen dabei für die Psychose bereits in Richtung einer fehlenden Differenzierung von Worten und Gedanken auf der einen, der Außenwelt auf der anderen Seite. Es fehlt jedoch eine weiter gehende Ausarbeitung dieses sprachlichen Moments, seine Bedeutung bleibt unklar. Freud hat allerdings in dieser Arbeit deutlich gemacht, dass für Psychose und Neurose ein unterschiedliches Schicksal der Libido zu vermuten ist: Die Hinwendung zum Objekt in der Neurose ist mit Aufschub und Trennung verbunden, es findet sich eine wenigstens relative Möglichkeit eines Umgangs mit dem Mangel – oft mit Hilfe des Phantasmas, worauf er verweist. Die totale Rückführung der Libido auf ein einheitliches Ich dagegen wäre ein Versuch, diesen Mangel nicht zu realisieren, dem Realen dieses Mangels auszuweichen. Hier spricht Freud dann vom Stau der Libido. Sie wird als ein Streben eingeführt, dessen gänzliche Erfüllung es auslöschen würde. Vom Stau der Libido zu sprechen ist dann eine Möglichkeit, etwas vom Scheitern des Versuchs sagen zu können, dem Fluss der Libido ein Ende zu setzen. Die relative Beweglichkeit, die Verschieblichkeit der Libido als eines durch den Mangel bedingten „intensiven Strebens“ sowie die Aufrechterhaltung einer „Entfernung“¹¹ vom so genannten primären Narzissmus scheint für Freud ein wichtiges Moment, einen solchen pathogenen „Stau“ zu verhindern. So scheint es für ihn gerade der mit Libido verbundene Entzug zu sein, der ihre Triebkraft ausmacht. Die Hinwendung zu einem verlorenen und deshalb nie einholbaren Objekt entspricht einer Entfernung vom primären Narzissmus, die Besetzung

11 Ebd., S. 166.

eines einheitlichen Ichs hingegen einem Streben, den Bezug auf ein Objekt aufzugeben, das sich immer wieder entzieht und stattdessen auf das Ich (im Sinne des *Moi*) zu setzen, bis hin zum Größenwahn.

Ein weiterer wichtiger Aspekt der narzisstischen Besetzung des Ichs ist für Freud die Hypochondrie, die er als Pendant zur Angst bei den Neurosen auffasst. Damit imponiert die hypochondrische Angst als pathogener Kern der Psychose, genauso wie die aktualneurotische Angst den Kern der Neurose zu bilden scheint. Geht es bei letzterer um eine Stauung der auf das Objekt bezogenen Libido, so bei der Psychose um eine Stauung der auf das Ich gerichteten Libido. Die Hypochondrie erscheint damit als Signal einer Angst, die mit dem Fehlen einer Lücke im Körper selbst zu tun hat, einer Überbesetzung des Körper-Ichs. Auf die wichtige klinische Unterscheidung neurotischer und psychotischer Formen der Hypochondrie kann hier nicht eingegangen werden.

Kann man die hydraulisch-mechanische Formulierung Freuds in eine andere Sprache übersetzen? Mit der Möglichkeit, Freuds quantitative Konzepte struktural aufzufassen, lässt sich die psychische Ökonomie als Frage nach dem *Nomos*, dem Gesetz, der Strukturierung des seelischen „Hauses“ hören: seinen Türen und Fenstern, den Öffnungen, die den Körper als einen erogenen ins Leben rufen, seinen Landschaften, Spuren und deren verkörperter Geschichte.

Ich möchte dort anknüpfen, wo Freud von einem „Zuviel“ ausgeht, das offensichtlich für die Entstehung der Angst, auch der hypochondrischen, wichtig ist. Demzufolge lassen sich die Hypochondrie genauso wie der psychische Rückzug auf das Ich beim organisch Erkrankten auf ein reales Moment beziehen. Ist dies bei der somatischen Krankheit das pathologisch betroffene Organ, so bei der Hypochondrie eine gesteigerte Erogenität des Körpers, eine grenzüberschreitende Erregung, wobei „gewisse andere Körperstellen [...] die Genitalien vertreten und sich ihnen analog verhalten.“¹² Freud legt also nahe, dass bei der für die Psychose entscheidenden hypochondrischen Angst eine Eingrenzung dieses „Zuviel“ nicht stattgefunden hat, ein Moment nicht eingeführt werden konnte, das eine Strukturierung des Körpers erlauben und die Angst moderieren könnte. Wenn wir die Äußerungen Freuds über den Größenwahn des Psychotikers im Sinn behalten, liegt es nicht allzu fern, dieses strukturierende Moment als ein sprachliches zu vermuten.

12 Ebd., S. 150.

Dieses sprachliche Moment wird in „Das Unbewußte“ genauer eingeführt. Wenn in „Zur Einführung des Narzißmus“ bei der Hypochondrie von „Steigerung der Ichlibido“¹³ gesprochen wird, findet sich ein Jahr später ein anderer Ausgangspunkt: die Veränderungen der Sprache des Schizophrenen, eine „gewählte“ und „gezierte“ Ausdrucksweise, „eine besondere Desorganisation des Aufbaues“¹⁴ der Sätze. Freud fällt auf: „Im Inhalt dieser Äußerungen wird oft eine Beziehung zu Körperorganen oder Körperinnervationen in den Vordergrund gerückt.“¹⁵ Er schreibt weiter, „daß die Beziehung zum Organ [...] sich zur Vertretung des ganzen Inhalts aufgeworfen hat. Die schizophrene Rede hat hier einen hypochondrischen Zug, ist Organsprache geworden.“¹⁶ Ferner bemerkt er: „Die Gleichheit des sprachlichen Ausdruckes, nicht die Ähnlichkeit der bezeichneten Dinge, hat den Ersatz vorgeschrieben.“¹⁷ Hier lesen wir also, dass in der Schizophrenie eine Überbesetzung der Wortvorstellungen besteht. Mit der „Gleichheit des sprachlichen Ausdrucks“ kommt der Klang des Wortes ins Spiel; die „Ähnlichkeit der bezeichneten Dinge“, ein sinnhaftes und operatives Moment derart, dass die Ähnlichkeit erst einmal hergestellt und erkannt werden muss, tritt in der Schizophrenie zurück. Wortvorstellungen beziehen sich hier auf Laute und Lautbilder.¹⁸

Was wird beim Psychotiker aufgegeben? Es sind die Sachvorstellungen, die für Freud nicht unbedingt in „direkten Sacherinnerungsbilder[n]“ bestehen müssen, jedoch von „entfernere[n] und von ihnen abgeleitete[n] Erinnerungsspuren“¹⁹ herkommen. Mit der „Spur“ klingt für mich der Verlust an, die Anwesenheit von etwas Abwesendem – markiert durch die Verdrängung.

Bei den Wortvorstellungen finden wir nun das „Zuviel“, dem wir bereits in „Zur Einführung des Narzißmus“ begegnet sind. Dem Spurenhaften, Unvollständigen, das den Sachvorstellungen zugehört, wird vom Psychotiker die Besetzung entzogen, während die Wortvorstellungen nun unzweideutig und konkret die psychotische Realität garantieren: Wie Monolithen, die nicht mehr von den Strömungen der Verschiebungen und Verdichtungen zu bewegen sind. So ergibt sich für

13 Ebd., S. 151.

14 S. Freud, „Das Unbewußte“, in: *G.W. X*, S. 296.

15 Ebd.

16 Ebd., S. 296 f.

17 Ebd., S. 299.

18 Vgl. hierzu: P. Widmer, *Metamorphosen des Signifikanten. Zur Bedeutung des Körperbilds für die Realität des Subjekts*; Bielefeld: transcript Verlag 2006, vor allem S. 145.

19 S. Freud, „Das Unbewußte“, op. cit., S. 300.

Freud, dass Schizophrene konkrete Dinge behandeln, „als ob sie abstrakte wären.“²⁰ In diesen Überlegungen Freuds wird eine physikalische Ökonomie der Libido zu einer sprachlichen Ökonomie, die Hypochondrie des Psychotikers von der Sprache her gedacht, als „Organ-sprache“. Die Wörter verlieren ihren Sinn und gewinnen körperliche, magisch-konkrete Wirklichkeit. Ist dies die „Zauberkraft der Worte“, von der Freud in „Zur Einführung des Narzißmus“ schreibt? Vielleicht hat diese Zauberkraft aber die Potenz eines Anfangs: angesiedelt in einem Zwischenraum zwischen Körperlichem und Seelischem, in einer Vorzeit der Differenzierung, eines mythischen, prähistorischen Ursprungs, von dem aus erst die Geschichte des Subjekts an einer Grenzlinie von Somatischem und Psychischem geschrieben werden kann, nachträglich. Kehrt der Psychotiker an diesen Punkt zurück, um eine Schrift finden zu können, deren Zauber eine beginnende Zeichnung seines Körpers angesichts des Anderen ermöglichen könnte? Wäre dieser Ausgangspunkt eher im Klang des Wortes zu suchen, weniger in seinem Sinn? Wenn Freud in „Das Unbewußte“ von einer „Überbesetzung der Wortvorstellungen“²¹ spricht, kann man dies als eine Formulierung für den Versuch des Psychotikers lesen, in der Sprache mittels der Wortvorstellungen selbst einen Halt zu finden, auch wenn die Verdrängung und mit ihr die Metaphorisierung gescheitert ist.²²

20 Ebd., S. 303.

21 Ebd., S. 300.

22 Lacan hat in der *Ethik der Psychoanalyse* darauf hingewiesen, dass man Ding und Sache bei Freud nicht verwechseln sollte. So spricht Freud nicht von der „Dingvorstellung“, sondern von der „Sachvorstellung“. Freud hat nach Lacan „auf bewundernswerte Weise die Unterscheidung begriffen und formuliert, die zu machen ist zwischen der Operation der Sprache als Funktion, nämlich in dem Moment, in dem sie sich artikuliert und tatsächlich im Vorbewußten eine wesentliche Rolle spielt, und der Struktur der Sprache, gemäß welcher sich die Elemente anordnen, die im Unbewußten ins Spiel gebracht werden. Dazwischen artikulieren sich jene Koordinationen, jene Bahnungen, jene Verkettung, die deren Ökonomie beherrscht.“ J. Lacan, *Das Seminar VII. Die Ethik der Psychoanalyse [1959/60]*; Weinheim, Berlin: Quadriga 1996, übersetzt von N. Haas, S. 58; franz.: *Le séminaire VII. L'éthique de la psychanalyse [1959/60]*; Paris: Éd. du Seuil 1981. Zwischen Sache und Wort gibt es ein Verhältnis: „Sache und Wort sind also eng miteinander verknüpft, sie bilden ein Paar. Das Ding situiert sich anderswo.“ Ebd., S. 59. Man kann diskutieren, inwieweit die mangelnde Verknüpfung von Sache und Wort in der Psychose das Verhältnis des Subjekts zum Ding (zum Realen, zur „Not des Lebens“ bei Freud) bestimmt. Vgl. Freuds Äußerungen in den „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (1917):

Ausgangspunkt der Schwierigkeiten von Neurotiker und Psychotiker ist bei Freud das, was er die Versagung nennt. „[...] aber endlich muß man lieben und man muß erkranken, wenn man infolge von Versagung nicht lieben kann“²³, heißt es. Ein Jahr danach schreibt er:

„Man wußte zwar, daß die Versagung des Objekts den Ausbruch der Neurose herbeiführt, und daß die Neurose den Verzicht auf das reale Objekt involviert, auch daß die dem realen Objekt entzogene Libido auf ein phantasiertes Objekt und von da aus auf ein verdrängtes Objekt zurückgeht (Inversion). Aber die Objektbesetzung überhaupt wird bei ihnen mit großer Energie festgehalten, und die feinere Untersuchung des Verdrängungsvorganges hat uns anzunehmen genötigt, daß die Objektbesetzung im System *Ubw* trotz der Verdrängung – vielmehr infolge derselben – fortbesteht. Die Fähigkeit zur Übertragung, welche wir bei diesen Affektionen therapeutisch ausnützen, setzt ja die ungestörte Objektbeziehung voraus.“²⁴

Wir finden hier wieder als wichtiges Moment die Versagung des Objekts. Ich lese dies als *Genitivus objectivus* und *subjectivus*. Dabei geht es dann um die mit dem Objekt selbst verbundene Versagung, eine Versagung, die sich der Konstituierung des Objekts als verlorenes verdankt. Diese Konstituierung verbindet Freud im Verlauf der Arbeit mit der Urverdrängung: Die Objektbesetzung im Unbewussten hat damit zu tun, dass das Objekt als ein nie einholbarer Rest in der Sprache selbst, gerade vielleicht in einem Zwischenraum der Worte, verborgen ist. An dieser Stelle wird deutlich, dass sich auch schon bei Freud ein Konzept des Objekts findet, das über eine Beziehung zu Sachen oder Personen weit hinausgeht und damit dem Objekt den Charakter von etwas positiv Gegebenem nimmt. Die Objektbeziehung bezieht sich immer auch auf einen Verlust. Infolge der Verdrängung gibt es erst Objektbeziehungen. Ein weiteres Moment ist, dass Freud die Libido mit einem Minuszeichen, einem Entzug in Verbindung bringt, dem durch die Verdrängung bedingten Objektverlust. In der Neurose bleibt also die Libido auf das Objekt bezogen. Anders in der Psychose: Hier richtet sich die Libido auf das Ich, ein Verlust soll vermieden werden. Von wo aus könnte sich eine erneute Besetzung der Objekte ergeben? Dies wird uns noch beschäftigen.

„[...] die Versagung der Realität, oder wenn wir ihr ihren richtigen großen Namen geben, der Not des Lebens, der Ananke.“ (S. Freud, „Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“; *G.W. XI*, S. 368).

23 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 151 f.

24 S. Freud, „Das Unbewußte“; op. cit., S. 294 f.

1924 hat Freud in „Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose“ herausgearbeitet, dass bei der Loslösung des Psychotikers von der Realität immer schon von einer psychischen Realität ausgegangen werden muss; auch hier finden wir den Begriff der „Spur“:

„Die Umarbeitung der Realität geschieht bei der Psychose an den psychischen Niederschlägen der bisherigen Beziehungen zu ihr, also an den Erinnerungsspuren, Vorstellungen und Urteilen, die man bisher von ihr gewonnen hatte und durch welche sie im Seelenleben vertreten war. Aber diese Beziehung war nie eine abgeschlossene, sie wurde fortlaufend durch neue Wahrnehmungen bereichert und abgeändert. Somit stellt sich auch für die Psychose die Aufgabe her, sich solche Wahrnehmungen zu verschaffen, wie sie der neuen Realität entsprechen würden, was in gründlichster Weise auf dem Wege der Halluzination erreicht wird.“²⁵

Die Psychose: ein Versuch, das „Unabgeschlossene“ der psychischen Realität durch eine neue, „psychotische“ Realität zu ersetzen? Ohne Spuren, ohne Risse, abgeschlossen, abgedichtet? Die Psychose erscheint damit als ein verzweifelter Unterfangen, den Charakter der psychischen Realität als einer „Vertretung“ für ein verlorenes Objekt nicht realisieren zu müssen, der Leere des Realen zu entgehen. Liest man „Zur Einführung des Narzißmus“ mit Bezug auf diese Arbeit von 1924, wird vielleicht deutlicher, was das Wort „Versagung“ anspricht. Als Ver-Sagung gelesen kann man daran denken, dass es auch hier um die durch das Sagen bedingte Lücke geht, die auch durch die Liebe nicht auszufüllen ist (dann wäre es mit der Liebe aus), aber doch zu überbrücken. Überbrückbar mit Worten, die auch dem Nichtsagbaren einen Platz geben würden, auch den Körper benennbar werden lassen? Dann wäre die Liebe zwar stets durch Verlust gezeichnet, gleichzeitig aber Möglichkeit, etwas vom Realen sagen und schreiben zu können. Ein schönes literarisches Beispiel ist das Gedicht von Louis Aragon „*Il n'y a pas d'amour heureux*“, das Leid, Schmerz und Mangel der Liebe, wie die Zerrissenheit des Subjekts besingt, aber doch mit den Worten schließen kann: „*Mais c'est notre amour à tous deux*.“²⁶

Die Paradoxie der Liebe zwischen Einheitssehnsucht und schmerzhafter Erfahrung des Mangels kann hier vom Dichter metaphorisch aufgehoben werden. Die *mots d'amour* verbinden die Liebenden über den Abgrund des Realen hinweg. Anders als im Liebes-

25 S. Freud, „Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose“; in: *G.W. XIII*, S. 366.

26 L. Aragon, *La Diane française*; Paris: Seghers 2006, S. 31 ff.

wahn ist hier der der Liebe eigene Entzug zu hören, es kann etwas offen, unabgeschlossen bleiben, die Worte des Gedichts sind Spuren von Verletzungen, Glückserfahrungen, Lust und Schmerz, die jedoch nicht vereinheitlicht werden können. An dieser Stelle wird es möglich, von „*notre amour*“ zu sprechen, ein Band aus Worten entwickelt sich zwischen den Liebenden, deren Glück und Schmerz eng beieinander liegen.

III.

Wie können wir uns nach diesen Überlegungen nun nochmals dem Unterschied von Neurose und Psychose nähern? Hierzu gibt es eine wichtige Stelle in „Zur Einführung des Narzißmus“:

„Den Unterschied dieser Affektionen von den Übertragungsneurosen verlege ich in den Umstand, daß die durch Versagung frei gewordene Libido nicht bei den Objekten in der Phantasie bleibt, sondern sich aufs Ich zurückzieht; der Größenwahn entspricht dann der psychischen Bewältigung dieser Libidomenge, also der Introversion auf die Phantasiebildungen bei den Übertragungsneurosen; dem Versagen dieser psychischen Leistung entspringt die Hypochondrie der Paraphrenie, welche der Angst der Übertragungsneurosen homolog ist. Wir wissen, daß diese Angst durch weitere psychische Bearbeitung ablösbar ist, also durch Konversion, Reaktionsbildung, Schutzbildung (Phobie). Diese Stellung nimmt bei den Paraphrenien der Restitutionsversuch ein, dem wir die auffälligen Krankheitserscheinungen danken. Da die Paraphrenie häufig – wenn nicht zumeist – eine bloß partielle Ablösung der Libido von den Objekten mit sich bringt, so ließen sich in ihrem Bilde drei Gruppen von Erscheinungen sondern:

- 1) Die der erhaltenen Normalität oder Neurose (Resterscheinungen),
- 2) die des Krankheitsprozesses (der Ablösung der Libido von den Objekten, dazu der Größenwahn, die Hypochondrie, die Affektstörung, alle Regressionen),
- 3) die der Restitution, welche nach Art einer Hysterie (*Dementia praecox*, eigentliche Paraphrenie) oder einer Zwangsneurose (*Paranoia*) die Libido wieder an die Objekte heftet. Diese neuerliche Libidobesetzung geschieht von einem anderen Niveau her, unter anderen Bedingungen als die primäre.“²⁷

27 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 152–153 [Hervorhebungen von M.M.z.W.].

Diese Passage wirft wichtige Fragen auf:

1. Freud unterscheidet die psychische Bearbeitung bei den Übertragungsneurosen vom „Restitutionsversuch“ bei der Psychose. Von was kann die Restitution ausgehen? Von der Sprache, selbst dort, wo sie nicht metaphorisch ist? Die Metapher, das neurotische Symptom verstehe ich dabei als „Bildung“ des Unbewussten, wie Freud auch in dieser Textstelle neurotische Bildungen erwähnt. Bei der Psychose jedoch spricht er hier nicht vom Symptom²⁸ oder von „Bildung“, sondern von einem „Restitutionsversuch“. Könnte dieses restitutive Moment also eher ein „Versuch“ – ein weiteres Wort Freuds, das etwas von einer Erfindung anklingen lässt – von etwas sein, das sekundär, von einem anderen Niveau aus, eingeführt wird? In „Das Unbewußte“ spricht Freud davon, dass die „schizophrene Ersatzbildung“ ihren befremdlichen Charakter durch „das Überwiegen der Wortbeziehung über die Sachbeziehung“²⁹ erhält. Lässt sich vielleicht dennoch in einem von der Sachbeziehung losgelösten Wort etwas auffinden, das dem Psychotiker einen Ersatz bieten könnte für die fehlende Metaphorisierung, resp. für die Verdrängung, die für Freud in einer fehlenden, aber doch möglichen „Übersetzung in Worte“ besteht, „welche mit dem Objekt verknüpft bleiben sollen“?³⁰ Kann vom Klang eines Wortes, wenn es aufgenommen und gehört wird, für den Psychotiker etwas ausgehen, das ihm eine neue Gelegenheit böte, Halt im Wort zu finden? Dem Wort sollte also nicht vorschnell ein fixierbarer Sinn zugeschrieben werden. *Böhmische Dörfer* sind hier, bei den Psychotikern, besonders wichtig.

Bei der neurotischen Symptombildung finden wir nach Freud die grundsätzliche Möglichkeit der Übersetzung, da die Sachvorstellung ihre unbewusste Besetzung behalten hat. Bei der schizophrenen „Ersatzbildung“ liegt jedoch keine Verdrängung vor, Grundlage von Übersetzung der neurotischen Symptome. In „Das Unbewußte“ lesen wir, wie Freud den Begriff der Verdrängung, den er zeitweise auch bei Psychosen verwandte, klarer differenzierte:

28 S. Freud, „Über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia“; in: *G.W. VIII*, S. 313. Hier allerdings spricht Freud sowohl bei Paranoia wie Dementia praecox (Paraphrenie) doch von einem „Mechanismus der Wiederkehr (Symptombildung)“, den er allerdings für diese beiden Psychoseformen differenzieren möchte. Aus diesen uneinheitlichen Formulierungen Freuds wird deutlich, wie er in seinem Werk mit der Unterscheidung von Neurose und Psychose rang und dabei zu durchaus unterschiedlichen Zugangsweisen kam.

29 S. Freud, „Das Unbewußte“; op. cit., S. 299.

30 Ebd., S. 300.

„Bei der Schizophrenie [...] muß uns der Zweifel auftauchen, ob der hier Verdrängung genannte Vorgang überhaupt noch etwas mit der Verdrängung bei den Übertragungsneurosen gemein hat. [...] Aber der Fluchtversuch des Ichs, der sich in der Abziehung der bewußten Besetzung äußert, bleibt immerhin als das Gemeinsame bestehen. [...] Wenn diese Flucht bei der Schizophrenie in der Einziehung der Triebbesetzung von den Stellen besteht, welche die unbewußte Objektvorstellung repräsentieren, so mag es befremdlich erscheinen, daß der dem System *I/bw* angehörige Teil derselben Objektvorstellung – die ihr entsprechenden Wortvorstellungen – vielmehr eine intensivere Besetzung erfahren sollen. [...] Es ergibt sich die Auskunft, daß die Besetzung der Wortvorstellung nicht zum Verdrängungsakt gehört, sondern den ersten der Herstellungs- oder Heilungsversuche darstellt, welche das klinische Bild der Schizophrenie so auffällig beherrschen. Diese Bemühungen wollen die verlorenen Objekte wieder gewinnen, und es mag wohl sein, daß sie in dieser Absicht den Weg zum Objekt über den Wortanteil desselben einschlagen, wobei sie sich aber dann mit den Worten an Stelle der Dinge begnügen müssen.“³¹

Der psychotische Restitutionsversuch geht danach vom Wort selbst aus, der Psychotiker kann über das Wort wieder beginnen, auf das Objekt zu setzen. Auch dadurch, dass er Worte erfindet? Vielleicht noch besser: dass er Worte aufkommen lässt, von denen er sich treffen lassen kann? Um die verlorenen Objekte wiederzugewinnen, auch wieder zu lieben? Um über die Worte zur Liebe zu finden, einer Liebe, die auf Objekte setzt? Hierzu bedarf es wohl aber eines Hörens, der Möglichkeit einer Adressierung an den Anderen, sodass neuer Spielraum für die Worte entstehen kann.

2. Wenn die Ablösung der Libido auch für Freud meist nur eine partielle ist, kann man dann eine ganz strikte Abgrenzung von Neurose und Psychose aufrechterhalten? Freud spricht von den Resterscheinungen bei der Psychose. Kann man das auch so lesen, dass es auch in der Psychose einen Rest geben kann, so etwas wie ein Objekt, das Ergebnis einer Trennung wäre? Lässt sich hier in der Kur des Psychotikers anknüpfen? Also nicht durch eine Stärkung des Ichs, sondern indem auf einen Rest gesetzt wird, den ein Wort erreichen, berühren könnte – an den ein Wort grenzt und so zur Grenze wird: zwischen Somatischem und Psychischem?

3. Wieweit könnte die von Freud erwähnte sekundäre Libidobesetzung einen Bezug zur Bindung, zur Eingrenzung eines „Zuviel“ an Libido haben? Was könnte in der Kur des Psychotikers einen Prozess

31 Ebd., S. 301 f.

unterstützen, der eine solche sekundäre Eingrenzung, Bindung und Besetzung ermöglichen würde? Ist es also gerade die Besetzung der Wortvorstellung, die eine Bindung in Gang setzt? Hätte diese größere Bindung auch Auswirkungen auf das Ausmaß psychotischer Angst? Kann man sagen, dass die Besetzung des Objekts über das Wort dem Trieb die Grenze setzt, die er sucht, um Subjekt wie Objekt nicht zu zerstören? Anders formuliert: Worte an einen Anderen richten zu können, der sie als an den Anderen gerichtet aufnimmt – wäre dies nicht auch eine Möglichkeit für den Psychotiker, auf das Objekt setzen zu können und den damit verbundenen Verlust zu wagen? Gibt es wirklich keine Möglichkeit der Übertragung in der Psychose – ausgehend von Worten, die zu Brücken werden könnten, Brückenschlägen zum Anderen?

IV.

Diesen Fragen soll nun nachgegangen werden, indem ich einige Aspekte der Arbeit mit einem Psychotiker schildere. Mir scheint in diesem Verlauf das Aufkommen eines Namens, einer Möglichkeit von Benennung, eine wichtige Schnittstelle zu sein, gerade angesichts einer großen imaginären Kargheit des Patienten.³² Diagnostisch gehe ich von einer paranoiden Form der Schizophrenie aus. Peter Widmer folgend kann gesagt werden, dass die Paranoia vor allem durch die Verwerfung des Symbolischen gekennzeichnet ist, die Paraphrenie (oder Schizophrenie) in besonderer Weise durch eine Beeinträchtigung des imaginären Registers.³³ Für die paranoide Pathologie ist demnach gerade ein Überwiegen des Imaginären typisch, das symbolische Register hat zu wenig Gewicht. Anders dagegen die schizophrene Problematik: Eine imaginäre Verarmung führt zu einer Art Hypertrophie des Symbolischen, das sich direkt mit dem Realen verbindet (das Phänomen der Organsprache, von dem Freud spricht, kann hier situiert werden). Oft jedoch sind diese beiden Dimensionen in der klinischen Praxis miteinander verbunden. So kann man nicht selten,

32 Nach seinem Vortrag über das Symptom in Genf wurde Lacan von O. Flournoy gefragt, ob die Psychoanalyse die Psychotiker erreichen könnte oder nicht. Lacan antwortete mit einer Differenzierung von Namen-des-Vaters und Vater-des-Namens. Damit spricht er die Bedeutung der Benennung in der Kur des Psychotikers an. Vgl. J. Lacan, „Vortrag über das Symptom [1975]“, übersetzt von D. Sträuli, P. Widmer und E. Widmer; in: *RISS. Zeitschrift für Psychoanalyse*, Heft 1/1986, S. 40.

33 P. Widmer, *Metamorphosen des Signifikanten ...*; op. cit., S. 140–147.

wie auch in diesem Fall, feststellen, dass Psychotiker einerseits ihre mangelnde Verankerung im Symbolischen durch imaginäre Ersatzbildungen auszugleichen suchen, andererseits aber auch die Katastrophe bildloser Leere und Verwüstung, den Weltuntergang mit Hilfe von Klängen und Lauten, den Wortvorstellungen, wieder zu organisieren und zu beleben beginnen. Dies soll im Folgenden deutlicher werden. Es könnte auch noch überlegt werden, welche Konsequenzen das Auftauchen neuer Klangbilder für ein verfestigtes imaginäres System, so im Wahn, haben mag. Damit hätte das Aufkommen neuer, überraschender Worte in der analytischen Arbeit mit Psychotikern zwei Aspekte: Auflockerung imaginärer Verfestigungen durch neue, unerwartete und „polyvalente“ Sinnzusammenhänge in der paranoiden Pathologie, aber auch: vom Wortklang her einen neuen Weltbezug zu gewinnen und eine Wiederbesetzung der Objekte zu ermöglichen, sofern es um die paraphrene Problematik geht.

Herr B. kann seinen Namen, den Namen des Vaters, nicht ertragen. Er lehnt ihn wegen seiner oralen Anklänge ab. Als könne man ihn, Herrn B. essen: „Ich bin doch keine Speise“, sagt er. Gleichzeitig schwinde etwas Unmäßiges in seinem Namen mit, das ihm Angst mache. Herr B. kommt zu mir im Rahmen seines Scheidungsprozesses. Das Stammbuch sei von ihm verlangt worden, er kann es nicht finden. Zunehmend bekommt er Panik: „Wenn ich keinen beglaubigten Namen habe, kann ich mich von meiner Frau nicht trennen.“ Und er sagt: „Ich kann mich nicht mehr identifizieren.“ Ich frage Herrn B. nach dem Stammbaum und er erzählt einiges: Der Vater kam aus dem Osten, wollte Kunstmaler werden, wurde dann nach dem Krieg Maler und Anstreicher. Dann habe er in der Eifel eine Jugendherberge geleitet. „Er war der Herbergsvater und herrschte wie ein Patriarch, sein Wort war wie Gottes Wort.“ Neben der Leitung der Jugendherberge besuchte der Vater Zeichenkurse und konnte bei einem befreundeten Architekten, einem Kriegsfreund, im Büro etwas mithelfen. Dort habe er sich gegenüber Kunden schon mal als Architekt ausgegeben. „Als ich ein Kind war, galt das Wort meines Vaters alles für mich, in der Pubertät fragte ich mich dann, ob er ein Hochstapler ist.“ Der Vater habe gewollt, dass er Künstler werde oder Architekt. Er habe sich dem zu entziehen versucht. Aber bis heute sehe er sich als gescheitert an, da er die Wünsche des Vaters nicht erfüllt habe.

Die Mutter stammt von der Küste, aus Pommern, aus der Gegend, die „Korridor“ genannt worden sei. Sie war vor dem Krieg mit einem Polen verheiratet, der 1939 fiel. Herr B. fragt sich, ob die Mutter den Tod des Mannes je verwunden habe. Der ältere Bruder stamme aus

dieser Verbindung. Die Eltern hätten sich nach der Flucht 1945 in Norddeutschland kennen gelernt. Herr B. vermutet, die Mutter sei von der Bildung des Vaters beeindruckt gewesen. Er habe sich ihrer und des sechsjährigen Sohnes angenommen. Später erzählt er, der erste Mann der Mutter sei Bauarbeiter gewesen. Beide ältere Brüder des Vaters sind gefallen, sie waren zu dritt. Er hat auch zwei Brüder, den Halbbruder und einen Bruder, der kurz nach dem Krieg geboren wurde. Er selbst sei Nachzügler, erst 1963 geboren. Herr B. fragt sich: „Wünschte sich die Mutter ein Mädchen?“ Sie habe ihn oft mit Mädchenkleidern verkleidet („investiert“) und ihm einen weiblich klingenden Kosenamen gegeben. Diesen habe er gehasst, aber auch seinen wirklichen Vornamen nie gemocht. Dieser sei so kurz, dass man ihn verschlucken könne. Ich frage mich: Spricht er vielleicht auch davon, dass die Mutter ihn verschlucken könnte? Mehrfach verwendet er sie betreffend Formulierungen mit oralem Anklang: Er habe sich durch sie „angefressen“ gefühlt, ihre Probleme hätten an ihm „genagt“ oder: „Die Mutter hat mich aufgesaugt.“

Herr B. war immer sehr mager, ein schlecht zu ernährendes Kind und kränklich. In der Pubertät hatte er eine ernste Erkrankung. Er wäre fast gestorben und lag lange im Krankenhaus auf der Isolierstation. „Damals bin ich schon fast durchgedreht.“ Der eigene Körper sei ihm damals wie ein fremdes Land erschienen, von dem permanent eine tödliche Bedrohung ausging. Hier findet sich bei Herrn B. ein hypochondrisches Moment, das an eine reale körperliche Erkrankung angekoppelt ist.

Nach dem Krankenhausaufenthalt habe er leben wollen. Er sei ein „wilder Junge“ gewesen, bei den Mädchen sehr beliebt. Beim Sex habe er nicht viel empfunden, aber genossen, dass man ihn interessant und intellektuell gefunden habe. Er selbst sei sich aber „wie nicht ganz echt“ vorgekommen. Bald war er mit der Tochter eines bekannten Mannes aus Aachen befreundet, eines Künstlers, der zu viel Geld gekommen war. Er fuhr dessen schnelle Sportwagen und heiratete bald die attraktive junge Frau. Ein Sohn wurde geboren. Herr B. begann ein Studium, merkte aber bald, dass ihm alles nichts sagte. Er kam sich nun selber wie ein Hochstapler vor und hatte den Eindruck, sein tolles Auftreten und sein Bild von sich seien nicht gedeckt. Raptusartig verließ er eines Tages die Familie und reiste viele Monate durch Frankreich, Italien und Spanien. Er sagt, er habe die fremden Sprachen schnell gelernt und sich wohl gefühlt, deren Klang zu hören. In ihm schien er einen Halt gefunden zu haben. Auf Sizilien stellte ihn der

Besitzer eines Landgutes ein, als „Karl Faktor“, wie sich Herr B. nun nennt. Das klingt für mich nach jemandem, der etwas machen kann, aber auch danach, dass man mit ihm rechnen sollte, wie mit einem Faktor, mit dem multipliziert wird. Einige Zeit sei es ihm in dieser Position, mit diesem Namen, sehr gut gegangen, bis er eine junge Frau getroffen habe. Die galt dort auf dem Land als Hexe, und er habe die Vorstellung entwickelt, er sei von ihr verzaubert worden und müsse alles tun, was sie wolle. Wie ein willenloses Wesen, das ganz dieser Zauberin gehöre. Ich frage mich, um welchen Zauber es sich handelt. Einen Liebeszauber, den bedrohlichen Zauber einer *unio mystica*, eines noch unentschiedenen Ursprungs, für den die Worte fehlen? Gelegentlich spricht Herr B. noch heute von seiner Sehnsucht nach „mystischer Verschmelzung“, die er zum Beispiel in esoterischen „Selbsterfahrungen“ zu finden sucht. Vor der Katastrophe der Begegnung mit dieser Frau, die ihn erst be- und dann verzauberte, hätten ihn seine Ehefrau und die Eltern gerettet. Sie holten ihn aus Italien ab und brachten ihn fast mutistisch nach Deutschland in die Psychiatrie. Dieser Rahmen gab ihm einen gewissen Schutz, in dem er wieder zum Sprechen finden konnte.

Nach der Entlassung habe er nicht gewusst, was er tun solle. Ohne zu wissen, warum, habe er begonnen, auf dem Bau zu arbeiten, als Maurer, wie der erste Mann der Mutter. Das geht ihm in der analytischen Arbeit auf. Ohne Geselle zu sein, habe er sich dann mit einem Unternehmen selbstständig gemacht, das sich auf Reparaturen spezialisiert habe. Die Firma trägt jetzt seinen Nachnamen und er verdient ganz gut mit seiner Arbeit. Er heiratet zum zweiten Mal, eine Tschechin, die von der Nähe der polnischen Grenze kommt. Er bekommt mit ihr noch einen weiteren Sohn, schließlich eine Tochter. Nach ihrer Geburt fühlt er sich unbestimmt bedroht. Nach einiger Zeit bemerkt er die Idee, das dritte Kind solle spätestens ein Mädchen sein, er aber sei als drittes Kind Junge gewesen. Das kann nicht gut gehen! Welche Mutter will drei Söhne? Er denkt an die eigene Mutter. Das Glück seiner Frau mit der Tochter ist kaum erträglich. Er geht fremd, mit einer Polin. Zunehmend erlebt er sich wie aufgelöst. Sein Körper wird ihm fremd, er bemerkt eine eigentümliche Anspannung in sich, als werde er von innen zersetzt, und er befürchtet, dass Außerirdische ihn bestrahlen und diese Veränderungen bewirken. Sie würden ihn auch seines Namens berauben und dann sei er nur noch ein diffuses Stück Fleisch. Ich verstehe das, was mir Herr B. erzählt, als paranoide Formulierung einer hypochondrischen Angst, bei der sich der Weltuntergang auf dem Feld des Körpers abspielt. Die Geliebte bringt ihn in

dieser Situation in die Psychiatrie und verlässt ihn darauf, seine Frau will die Scheidung. Alles bricht zusammen.

Nach einer Beruhigung seiner Ängste wird er entlassen. Er beginnt eine Verhaltenstherapie, von der er sagt, sie habe ihn gestützt. Die Therapeutin habe ihm wieder die Bezeichnungen der Dinge und der Verrichtungen des alltäglichen Lebens vermittelt. Er kann wieder arbeiten, macht aber Schulden, um seine Kinder großzügig zu unterstützen. Er möchte ein guter Vater sein. Außerdem hat er die Vorstellung, er dürfe nur hochwertige Lebensmittel kaufen, sonst werde er vergiftet. Oft besucht er esoterische Kurse, um zu erfahren, wer er sei. Aber diese Veranstaltungen verunsichern ihn eher mehr. Er spricht von einer öden, fast unaushaltbaren Leere, einem Terror, der von einem Nichts ausgeht, einer inneren Landschaft ohne Markierung, ohne Bedeutungen: „Es gibt weder Hochs noch Tiefs.“ In der Arbeit mit Herrn B. wird diese Leere merkbar, in der Schwierigkeit Worte zu finden, die weiterführen könnten. Dort, wo sich keine Worte entdecken lassen, gibt es auch keine Welt, keine Sprach-Welt. Dies ist oft kaum zu ertragen, auch für mich als Analytiker.

Einige Zeit nach dem ersten Treffen mit mir in der Praxis gerät Herr B. in Panik. Die Welt sei schon längst von *Aliens* verwüstet, sagt er mir, die Menschen wüssten aber noch nichts davon und er warte jetzt auf den Auftrag Gottes, die Welt zu retten. Aber bisher habe er noch keinen Hinweis. Die Zeit dränge. Was Herr B. sagt, erinnert mich an den Ausbruch der letzten psychotischen Phase nach der Geburt der Tochter, das fehlende Stammbuch, die Fragen des Patienten nach seiner Herkunft, dem Geschlecht und der Generationenfolge. Ich sage, er sei doch auf der Suche nach dem Stammbuch. Er hält inne. Dann sagt er, er fürchte, der Name dort könnte längst ausgelöscht sein. Ich sage, vielleicht gehe es darum, zu suchen. Er wirkt etwas ruhiger, bleibt dann aber einige Sitzungen weg. Als er wieder kommt, erzählt er, er habe eine Psychiaterin aufgesucht, bei der er schon früher gewesen sei. Er nehme jetzt Neuroleptika. Herr B. macht mir Vorwürfe, dass ich ihn nicht aktiv zu einem Nervenarzt geschickt hätte. Er hätte schon früher Medikamente gebraucht. Ich sage ihm, vielleicht hätte ich seine Situation nicht richtig eingeschätzt, ich könne mich irren. Nun erzählt er mir, dass er das Stammbuch gefunden habe. Ich frage mich, was seine Krise ausgelöst haben mag. „Stamm“, „Name“ und „Buch“ sind mir besonders im Ohr. Er scheint nach seiner Abstammung zu fragen, in welchem Buch er eingeschrieben ist, zu welchem Stamm er gehört und welcher Name ihm einen Platz gibt. All das scheint ihm nicht nur

nicht sicher zu sein, es scheint keine Spur zu geben. Im Auftrag Gottes, die Welt retten zu sollen, dürfte er einen wahnhaften Halt gefunden zu haben. Er wird vom Anderen gerufen und ganz in Anspruch genommen. Heißt für ihn, vom Anderen gerufen zu werden, die Rettung seiner Welt? Und was ist mit den *Aliens*? *Aliens* haben keinen Namen ...

Erstmals erzählt er in den folgenden Sitzungen mehr von seinem Bruder, der erfolgreicher Unternehmer geworden sei. Er habe ihn kurz vor seiner Panik um einen Kredit gebeten. Der Bruder habe dieses Ersuchen abgelehnt, ihm vorgeworfen, er sei schon immer von der Mutter verhätschelt worden, jetzt solle er endlich wie ein Mann auf eigenen Füßen stehen. Der Bruder sagt: „Mir reicht es.“ Herr B. fragte sich, ob er dem Bruder nicht kreditwürdig sei. Hörte er die Verweigerung des Bruders so, dass dieser ihm keinen Namen zugestand, dem man Vertrauen, Kredit (Glauben) schenken könne? Hierfür sprechen einige Einfälle Herrn B.s: Der Bruder habe wohl sagen wollen, er sei nicht der Sohn des Vaters, nur der der Mutter. Es gebe gar keinen väterlichen Stammbaum. Herr B. fragt: „Wenn der Bruder recht hätte, trüge ich dann den Namen meines Vaters zu Unrecht, als das Mutter-söhnchen, das er in mir sieht?“ Und ich höre in seinen Worten auch die Frage, wieweit ich ihm Kredit gebe und auf die Arbeit mit ihm setze – vielleicht gerade angesichts des oft schwer Aushaltbaren in den Stunden mit ihm.

Im Verlauf der Arbeit mit Herrn B. werde ich dann von einer Psychoanalytikerin angerufen, die bei mir Auskünfte über Herrn B. erbittet. Ich verweise auf die Schweigepflicht und gebe um keinen Deut zu erkennen, dass Herr B. zu mir kommt. Ich erfahre, dass der Bruder von Herrn B. auf diesem Wege Erkundigungen einholen will, um einschätzen zu können, ob dieser ein Pflegefall werden könnte und er ihn dann finanziell unterstützen müsste. Ich registriere, dass ich angesichts dieser familiären Nachforschungen den Namen Herrn B.s nicht in den Mund nehme, ihn verschweige. Hier ist es unmöglich, einen Namen auszusprechen: um das Sprechen des Analysanten zu ermöglichen. Die Notwendigkeit (das Verschweigen des Namens zu wahren, damit das Sprechen weiterhin möglich wird, überschneidet sich für mich damit plötzlich in unerwartet konkreter Weise mit der Unaussprechlichkeit des väterlichen Eigennamens vonseiten des Analysanten. Die Episode gibt mir weiter zu denken: Soll durch die verlangte Nennung des Namens etwas „festgemacht“ werden, so als wenn ein Detektiv oder Polizist einen vermuteten Straftäter identifizieren will? Verliert

ein Name seine symbolische Funktion, wenn er zur „Bestimmung“ eines vermeintlichen Sachverhaltes verwandt wird: so als könnte der Name ein bestimmtes Moment am Subjekt definieren, ihm einen abschließenden Sinn geben? In dieser Weise geht Herr B. wohl mit dem Namen seines Vaters um: Der Name hat für ihn eine bestimmte und ihn eindeutig bestimmende Bedeutung. Der Name legt ihn auf etwas Orales fest. Diese Festlegung verunmöglicht jedoch, dass der Name fruchtbar werden könnte. Herr B. kann den Namen seines Vaters nicht verwenden. Ich kann mich fragen, ob dieser Name ihn sogar eher auf das orale Moment fixiert, das ihn mit der Mutter – vielleicht aber doch auch mit einem Saturn-Vater – verbindet und das zu metaphorisieren er nicht in der Lage ist. Herr B. sagt so auf verschiedene Weise, dass der „Name-des-Vaters“ für ihn nicht brauchbar ist. Kann etwas anderes gefunden, erfunden werden? Etwas, das aus seinem eigenen Sprechen auftauchen würde?

Noch etwas anderes fällt mir auf: Die Nachforschungen des Bruders verbinden die durch den Namen bezeugte gemeinsame Abstammung mit einer finanziellen Last, die dieser wohl nicht tragen will. Auch in dieser Weise wird der Name zum Index von etwas, einer Belastung, vielleicht einer Schuld. Das häufig von Herrn B. genannte Wort „Buch“ verbindet sich für mich erstmals mit der „Buchung“, der Einschrift von „Soll“ und „Haben“. Bezieht sich dies auch auf etwas Orales? Herr B. sagt häufiger, in den Jahren nach dem Krieg hätten die Eltern ja nichts „zum Beißen gehabt“. Oder er fragt: „Haben wir Kinder den Eltern nicht die Haare vom Kopf gefressen?“ So bekommt die Oralität bei Herrn B. einen starken Anklang von Schuld.

In der Arbeit mit Herrn B. ändert sich etwas. Er ist nun bedrückt, sehr verzweifelt. Er spricht davon, er habe von sich ein Bild entworfen, das er nicht halten könne: als guter Vater, erfolgreicher Handwerker, früher als treusorgender Ehemann. Er spricht von Bilanzfälschungen in seiner Firma, die er vorgenommen habe, um Geld für die Kinder zu haben. Ernährt er sie gut genug? Nun taucht das Wort „Buchung“ von seiner Seite auf. „Ich habe Fehlbuchungen vorgenommen“, sagt er. Und: „Die Bücher waren nicht korrekt.“ Er wirft sich vor, die Bücher gefälscht zu haben, um etwas vorzutäuschen. Herr B. quält sich mit Schuldgefühlen, dass er gegen Recht und Ordnung verstoßen hat, um gut dazustehen. Aber er habe auch Angst vor Vorwürfen seiner früheren Frau gehabt, sie könne mit dem wenigen Geld den Kindern kein gutes Essen kaufen, keine Bio-Kost. Nun sucht er einen Anwalt auf und klärt nach längeren Monaten die rechtlichen Probleme. Herr B. sagt: „Überall habe ich überzogen.“ Er spricht da-

von, dass er überall so hohe Ideale habe, die er aber nicht erfüllen könne: sexuelle Treue, unternehmerische Rechtschaffenheit, liebevolle Präsenz als Vater. Nichts solle fehlen. Er merke, dass er, wenn er diese Ideale nicht erfüllen könne, zu anderen hart und fordernd sei, nicht zuletzt aber auch sich selbst gegenüber. Er erzählt mir von Phasen der Askese, während derer er kaum esse. Für mich wird hörbar, dass er das Gesetz vor allem wie eine unerfüllbare, verfolgende Instanz auffasst, die ihm keinen Spielraum lässt und ihn geradezu aufzufressen scheint. Entweder unterwirft er sich einem unerbittlichen Gesetz, oder er macht, was er selber will, ohne sich um etwas zu scheren, auf das er hören könnte: Ein interpretierbares Gesetz aus „lebendigen“ Buchstaben mit Spielraum scheint ihm zu mangeln, scheint ihn zu ängstigen – stattdessen hat noch ein starres Gefängnis, ein Prokrustesbett, das ihm keine Bewegungsfreiheit lässt, die Vormacht inne. Vor dem grausamen, unersättlichen Gesetz kann er nur fliehen, oder er wird von ihm verschlungen. Ich frage mich, ob seine Askese einen Mangel einführen soll.

Herr B. wird nun immer bedrückter, er wirkt starr, manchmal gelähmt. Seine Firma läuft nicht mehr, er verlässt kaum noch das Haus. Mir fällt das Zuhören schwer, aber auch etwas zu sagen, was sein Reden unterstützen könnte. Ich habe den Eindruck, dass er kommt, weil er vermutet, dass dies von ihm verlangt wird, dass dies meine Erwartung sei. Er ruft mich schließlich an: „Ich komme nicht mehr, ich ertrage es nicht, zu merken, dass ich nichts sagen kann.“ Ich antworte, er sei willkommen, wieder zu kommen, wann immer er wolle. Mir ist es wichtig, keine inhaltliche Forderung an ihn zu richten, sondern einen Platz zu öffnen, der nicht gefüllt ist und an dem er nicht fürchten muss, gefressen zu werden. Ich hoffe, dass er aufnimmt, dass ich weiter hören will. Etwas lässt mich darauf setzen, dass er sich wieder meldet – wenn ich bereit bin, ihn gehen zu lassen, ihn aufzugeben und hinzunehmen, dass ich nicht weiß, wie es weiter geht. Und dabei weiter für ihn und sein Sprechen offen zu bleiben.

Nach einem halben Jahr ruft er mich an: „Ich darf doch wieder kommen? Ich möchte gerne.“ Wir vereinbaren einen Termin. In der ersten Begegnung nach der Pause erzählt er, er habe etwas gefunden, einen neuen Namen, den er seiner Firma gegeben habe: „Reparateur“, was aber aus seinem Munde oft wie „Reperateur“ klingt. Herr B. kann gut französisch und spricht den Namen manchmal mehr wie „Repère-ateur“, dann wieder wie „Re-père-ateur“, aber auch „Repère-auteur“ aus. Er scheint einen Markierungspunkt (*repère*) entdeckt zu haben,

wobei er den Vater (*père*) einführt und etwas sowohl orten wie ausfindig machen kann (*repérer*). Wird er zu einem *Auteur*? Aber ich höre auch die *réparation*, die Wiederherstellung oder Wiedergutmachung. Ein Verweis auf das Thema der Schuld? Manchmal klingt das „*ateur*“ auch wie „*amateur*“ in meinen Ohren. Im Aufnehmen dieses überraschend aufgetretenen, neuen Wortes wird deutlich hörbar, dass Herr B. es mir immer wieder mit einem anderen Klang zuträgt, dass in diesen verschiedenen Intonationen Differenzen hörbar werden, die bei mir zu sehr unterschiedlichen Bedeutungen führen, die sich miteinander verbinden, aber auch wieder auflösen und verschieben lassen. Ich kann hören, wie sich das Sprechen des Patienten verändert. Klang seine Stimme früher oft monoton und einschläfernd, gewinnt sie nun an Farbigkeit und Nuanciertheit. Dies ermöglicht mir als Zuhörendem, die verschiedenen Facetten des Wortes bei mir anklingen zu lassen.³⁴ Ich spreche die möglichen Bedeutungen der Worte nicht an, mit der Zeit äußert Herr B. selber Einfälle. So sagt er zum Beispiel: „Ich kann wohl auch als Amateur was machen, muss kein Profi sein.“ Und er erzählt, mit dem neuen Namen laufe auch die Firma wieder, er könne seine Schulden begleichen und erlebe sich wieder als besserer Vater für seine Kinder. Er habe Spaß an der Arbeit, gehe wieder aus und denke daran, mit seiner Freundin zusammenzuziehen. Die Gespräche mit ihr, seinen Kindern, aber auch seiner früheren Frau, die er mir schildert, klingen lebendiger – es gibt mehr Zwischentöne, Unsicherheiten und Fragen. Am Ende einer Stunde gibt er mir eine neu gedruckte Visitenkarte: „Reparateur“. Für mich stellt sich durch mein unterschiedlich-unterscheidendes Hören auch die Frage nach dem Buchstaben: a oder e, nach der Differenz. Auf dem Papier, das er mir konkret reicht, scheint dies entschieden, nicht jedoch im Hören. Die analytische Arbeit geht weiter.

Herr B. ermöglicht mir, manche Fragen bezüglich der Psychose neu zu formulieren. Wie mag es kommen, dass ein Kind nicht so in die Sprache finden kann, dass sie ihm ermöglichen würde, auf ein Objekt zu setzen, ein Wette auf den Anderen eingehen zu können? Worte finden zu können für den Körper, das Verfehlen in der sexuellen Begegnung, Worte der Lust und der Liebe, Worte des Schmerzes, des Verlustes, aber auch einer Verbindung zum Anderen, wie auch zum

34 Annemarie Hamad hat auf die Bedeutung der Klangfarbe hingewiesen, auch in dem Sinne, dass durch sie durch den Analysanten an den Analytiker herangetragen wird, welche Tonalitäten ihn durchziehen. Vgl. A. Hamad, „Versprechen und Vergessen“; in: *arbeitshefte kinderpsychoanalyse*, 36 (2006), besonders S. 61 f.

anderen: Wie kann dies glücken? Bei Herrn B. höre ich von einem Vater, der für ihn gottgleich herrschte und dann als Hochstapler erschien, und von einer Mutter, die den Verlust eines geliebten Mannes nie betrauert zu haben scheint. Wie vielleicht auch der Vater den Tod der Brüder nie betrauerte – eine „Überlebensschuld“? Unklar blieb mir bislang, warum sich wohl die Mutter ein Mädchen statt eines Jungen wünschte, Herrn B. einen Mädchennamen gab und mit dem Körper ihres Sohnes realiter wie mit dem eines Mädchens umging. Welche Worte, welche Klänge mögen diese Eltern für und zu ihrem Kind gefunden haben?³⁵ Worte und Töne der Liebe, die den Trieben eine Richtung gegeben hätten? Die Namen, die Herr B. vom Vater, aber auch von der Mutter erhielt, fixierten ihn auf Erwartungen der Eltern, deren Phantasmen, denen er sich nahtlos einzuflügen trachtete. Das orale, verschlingende Moment des Namens spielt dabei eine große Rolle: Fressen und Gefressen werden, vom Kind offensichtlich materialisiert, konkret gehört, nicht als Signifikant eines leeren Platzes, an dem es als Subjekt ankommen könnte. Außerdem klingt im Namen Herrn B.s etwas Gigantisches, Unmäßiges mit, eine Grenzenlosigkeit, die ihn ängstigte. In der Adoleszenz wurde Herr B. psychotisch. Zu denken ist an den Einbruch seiner massiven körperlichen Erkrankung, der sexuellen Begegnungen, aber auch seine Angst vor der Liebe. Für all dies hatte er keine Worte – Worte, die verschieblich genug gewesen wären, in der Lage, Metaphern zu bilden, die Herrn B. einen Halt gegeben hätten. Herr B. setzte in dieser Weise aufs Ich. Sein Größenwahn, wie dessen Scheitern in der Hypochondrie, legt davon Zeugnis ab. Wo ist da der Platz einer analytischen Arbeit – einer Entwicklung, die den Weg zum verlorenen Objekt doch finden lassen könnte?

35 Auch Isidoro Vegh erinnert mit Verweis auf Alain Didier-Weill an die Bedeutung der mütterlichen Stimme: „[...] que le chant d’une mère à son bébé, ce chant qu’offre toute mère à son bébé dès sa naissance ou même avant, anticipe dans le réel de sa voix, le siège, le futur lieu de la parole, du signifiant, même si ce qu’elle dit n’est au début pour l’enfant, qu’une musique qui glisse, sans scansion. C’est un bon exemple d’un mode premier de transmission dans le réel.“ I. Vegh, *Le prochain, nouage ou dénouage de la jouissance*; Paris: Èrès 2005, S. 139. „[...] dass der Gesang einer Mutter für ihren Säugling, dieser Gesang, den jede Mutter ihrem Säugling von Geburt an oder sogar noch davor schenkt, den Sitz, den zukünftigen Ort der Rede im Realen ihrer Stimme vorwegnimmt, des Signifikanten, selbst wenn das, was sie sagt, zuerst für das Kind nur eine Musik ist, die gleitet, ohne Skandierung. Das ist ein gutes Beispiel einer ersten Art von Übermittlung im Realen.“ [übersetzt von M.M.z.W.].

Ich denke, dass die Arbeit mit Herrn B. zeigt, dass er die Chance ergriff, mit der Zeit doch etwas zu übertragen, ein Wort, dass unterschiedlich gehört werden kann, verschiebbar wird, ein Geflecht von Worten webt, womit das monolithisch-konkretistische Sprechen zurücktreten kann. Hierzu gehört das Auftauchen einer bunteren Klanglichkeit, im Sinne der Klangfarbe, von der Annemarie Hamad spricht. Gehört wird dabei zuerst vor allem im Ohr des Analytikers, der zum Hüter einer symbolischen Übertragung werden muss. Die Erfindung eines solchen Namens, eines neuen Wortes, das dem Subjekt zukommen kann, damit es so selber auftauchen werde, scheint mir die Voraussetzung dafür, wieder auf Objekte setzen zu können, Amateur zu werden, wie Herr B. sagt. Für ihn bedeutet das wohl auch Abschied von der Vorstellung eines Großen und Ganzen, das doch nur ein verschlingendes Monstrum wäre.

Ein weiterer Aspekt scheint mir die Öffnung eines „*l'entre-corps-et-mots*“, ³⁶ eines Zwischenraums zwischen Körper und Wort, eine Auflösung, Verflüssigung der „Organsprache“. Was heißt das? Mit Serge Leclaire gehe ich davon aus, dass in der Psychose die Alterität des Wortes gegenüber dem Körper verloren geht, die immer rätselhafte Herkunft der Spur vom verlorenen Objekt nicht mehr trennbar ist: eine Idee, die bereits bei Freud anklingt. ³⁷ Dies wirft auch ein Licht auf das von ihm in der Narzissmusarbeit hervorgehobene Moment des hypochondrischen Kerns der Psychose: Da ein Trennblatt („*intercalaire*“ ³⁸) fehlt, bricht das Reale des Körpers traumatisch ein und wird mit dem Netz der Signifikanten direkt und unvermittelt „verlötet“. Leclaire schreibt:

„Die Wörter buchstäblich zu nehmen, das heißt wohl, sie zu annullieren, indem sie zu eng zusammengepresst werden, sie erneut regressiv mit den Bewegungen des Körpers vermengen.“ ³⁹

Eine solche Vermengung von Wort und Körper findet sich zum Beispiel in der Art und Weise, wie Herr B. seinen väterlichen Namen hört: wie eine körperliche Konkretisierung, als materialisiere sich sein

36 S. Leclaire, „Les mots du psychotique“ (1969); in: Ders., *Diableries. Écrits pour la psychanalyse*; Paris: Éd. du Seuil, Arcanes 1998, S. 159.

37 S. Freud, „Das Unbewußte“; op. cit., S. 300.

38 S. Leclaire, „Les mots du psychotique“; op. cit., S. 159.

39 Ebd. Das französische Zitat lautet: „*Prendre les mots à la lettre, c'est bien les annuler en les serrant de trop près; c'est régressivement, les confondre à nouveau avec les mouvements des corps [...]*.“ [übersetzt von M.M.z.W.].

Name an ihm, sein Name sei in ihm traumatisch eingeschrieben: als verschlingende orale Bewegung einer körperlichen Verwüstung. Damit geht er seiner Alterität verloren, in anderen Worten: gewinnt keine Funktion als symbolischer „Name-des-Vaters“.⁴⁰

Das Auftauchen der Alterität, der Fremdheit der Wörter, ist also für die Arbeit mit Psychotikern zentral.⁴¹ Ich möchte dabei diskutieren, ob das Aufkommen neuer, überraschender Wörter in der analytischen Arbeit eine „*suppléance*“, eine Vertretung des mangelnden symbolischen „Namen-des-Vaters“ ermöglicht, einen Ersatznamen zu Gehör bringt, der, wenn er am Platz des Analytikers aufgenommen wird, der psychischen Strukturierung des Psychotikers eine Stütze bietet. Es ginge dabei um eine neue Verknüpfung der drei Register, neue Angrenzungen des different-symbolischen, imaginär-sinnhaften und realen Bereichs. Diese Wörter entsprächen dann einem vierten, verknüpfenden Element, auf das Lacan in seiner späten Psychosentheorie verweist:

„Das Vierte ist, bei Gelegenheit, das *Sinthome* [...]. Das ist wohl auch der Vater [...]. Der Vater ist alles in allem nur ein Symptom oder *Sinthome*.“⁴²

Im *Sinthome* als Viertes berühren sich für mich Differentialität, Klang und Farbe, Bedeutungsvielfalt, Körperlichkeit: Atmen, Rhythmus, Melodie, womit es Schnittstelle wie Verbindung psychischer Struktur wird.

Das Aufkommen-Lassen von Worten scheint mir ein entscheidender Unterschied der psychoanalytischen von der psychotherapeutischen Arbeit mit Psychotikern. Gibt es bei dieser stets eine finale

40 S. Leclaire: „Dans la psychose, tout se passe comme si cette fonction AUTRE de la lettre était récupérée au niveau du corps, annulant le clivage de l'altérité elle-même.“ Ebd. S. 160. „In der Psychose vollzieht sich alles so, als ob diese Funktion ANDERER des Buchstabens auf der Ebene des Körpers versammelt wäre, sodass die Spaltung der Alterität selbst annulliert wird.“ [übersetzt von M.M.z.W.].

41 Auch André Michels hat darauf hingewiesen, dass sich in der Psychose, besonders auch in der Hypochondrie, der Buchstabe körperlich einschreibt, wodurch er persekutorischen Charakter erhält, vgl. A. Michels, „Psychose und Namen“; in: *RISS. Zeitschrift für Psychoanalyse*, 8. Jahrgang, Heft 22, 1993, besonders S. 56–57.

42 J. Lacan, „Le séminaire XXIII. Le Sinthome [1975/76]. Séance du 11 mai 1976“; in: *Ornicar?*, No. 11 (1976), S. 7. Das französische Zitat lautet: „*Le quatrième, en l'occasion, est le sinthome [...] C'est aussi bien le Père [...] Le Père n'est en somme qu'un symptôme ou un sinthome.*“ [übersetzt von M.M.z.W.].

Ausrichtung, ein Abschließen des nicht Dichten, vollzieht sich bei jener die Dichtung in einer Öffnung auf neue Worte hin. Hier berühren sich Dichtung und Psychoanalyse. In den Worten Susanne Gottlob: „Dichtung beginnt im Entzug einer Logik des Ziels, im Entzug einer Unterwerfung unter die Ordnung des Sinns.“⁴³ Hierzu gehören „Ausfall“, „eine Lücke in der Souveränität von Wissen“, „Irrtum“, „Umherziehen“, der „Schrecken der Verwirrung“ und „Wagnis“.⁴⁴ All dies begegnet mir in der Arbeit mit Herrn B.

Ich möchte auf die einleitenden Überlegungen zum Gedicht Ingeborg Bachmanns zurückkommen. Damit eine solche poetische Schöpfung, ein dichterischer Zwischenraum in der analytischen Arbeit, möglich wird, der das Subjekt an Worte grenzen lässt, bedarf es eines „hier“ der Übertragung, eines Ortes, mit und an Worten landen zu können.

Damit ein Wort „einfallen“ kann, muss zuerst der „Flammenwahnsinn“, von dem Heinrich Heine in seinem 7. Schöpfungsgedicht spricht, in der Kur gewagt, dieses Brennen ausgehalten werden, von Analytiker wie Analysant – damit vielleicht später, und dies ist die Wette des Analytikers, eine Schöpfung entstehen kann, die auch den Psychotiker wieder riskieren lässt, auf Objekte zu setzen, ihre Investition zuzulassen, und sich in einem „je“ zu sagen. In der Arbeit mit Herrn B. zeigte sich dies auch darin, dass er begann, für die Eigenfinanzierung der analytischen Arbeit zu sparen, etwas zu investieren. Zuerst finanzierte er einzelne Stunden mit selbst gemalten Bildern.

Es stellt sich hier auch die Frage nach der Investition des Analytikers. Wenn die Dichterin Ingeborg Bachmann sagt: „Schreiben ohne Risiko, das ist ein Versicherungsabschluß mit einer Literatur, die nicht auszahlt“,⁴⁵ dann mag dies auch auf die Psychoanalyse übertragbar sein, die ohne Risiko nicht denkbar ist, wohl auch nicht mit Versicherungsabschluss. Manchmal jedoch braucht es Zeit, dass Dichtung dort wird, wo zuerst Versicherung gesucht wurde. Freud hat Heines Ge-

43 S. Gottlob, *Stimme und Blick. Zwischen Aufschub des Todes und Zeichen der Hingabe: Hölderlin – Carpaccio – Heiner Müller – Fra Angelico*; Bielefeld: transcript Verlag 2002, S. 160.

44 Ebd., S. 160 f., auch mit Bezug auf Maurice Blanchot, *Das Unzerstörbare. Ein unendliches Gespräch über Sprache, Literatur und Existenz* (1955/1969); München: Hanser 1991.

45 Interview mit Kuno Raeber, Januar 1963; in: I. Bachmann, *Wir müssen wahre Sätze finden. Gespräche und Interviews*, hg. von C. Koschel und I. von Weidenbaum; München, Zürich: Piper 1983, S. 40.

dicht in seiner Arbeit zum Narzissmus zitiert, eigentümlicherweise aber die erste Strophe weggelassen.⁴⁶ Zuviel „Flammenwahnsinn“?

„Warum ich eigentlich erschuf
Die Welt, ich will es gern bekennen:
Ich fühlte in der Seele brennen
Wie Flammenwahnsinn den Beruf.

Krankheit ist wohl der letzte Grund
Des ganzen Schöpferdrangs gewesen;
Erschaffend konnte ich genesen,
Erschaffend wurde ich gesund.“^{47/48}

46 S. Freud, „Zur Einführung des Narzißmus“; op. cit., S. 152.

47 Das Gedicht ist das siebte der Schöpfungslieder aus dem Zyklus „Neue Gedichte“. S. dazu: H. Heine, *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. In Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut, Bd. 2*, hg. von M. Windfuhr, bearbeitet von E. Genton; Hamburg: Hoffmann und Campe 1983, S. 63.

48 Peter Widmer als Initiator dieses Projektes gilt mein Dank, für seine Lektüre meines Textes, seine Fragen und Anregungen, genauso wie Cristina Burckas (Freiburg) und Catherine Moser (Elchingen), die meine Arbeit freundschaftlich und kollegial begleitet haben. Besonderer Dank gilt Johanna Cadiot und Annemarie Hamad in Paris für den fruchtbaren und freien Austausch in unserer Arbeitsgruppe. Danken möchte ich auch Susanne Gottlob (Hamburg) für ihre gründliche Auseinandersetzung mit diesem Text sowie wesentliche Anregungen bei seiner Entstehung. Er sei ihr in Erinnerung an die Zeit dieser Zusammenarbeit gewidmet.

ZUR ORIENTIERUNG ALS BEDINGUNG DER ICH-FUNKTION

CATHERINE MOSER

Shi shenme dong xi?

Was ist das? Was ist dieses
Ost-West?
Ein Ding? Nein, ein Ost-West
auf Chinesisch.

*Se laisser troubler, c'est
découvrir une possibilité de
pensée immense.¹*

Sich durcheinanderbringen
zu lassen, ist eine
Möglichkeit, immense
Gedanken zu entdecken.

Eine Theorie. Ein Fall. Eine „Vignette“ – oder, wenn man es direkt aus dem Französischen versteht: *une petite vigne*, eine kleine Rebe, die eine Traube der Empfindung enthält, wenn man sich nicht hinter einem Blatt der Rebe versteckt. Also eine Wissenschaft, die Psychoanalyse, eine standpunktfreie, wohlbegründete, allgemein gültige, seit langem bewährte Sicht auf die Dinge, das Ideal aller Orientierung. Die Psychoanalyse ist eine Wissenschaft, die es gestattet, die Ethik eines Subjekts zu erkennen, und wie alle Wissenschaften unterliegt sie wissenschaftlichen Revolutionen. In einem gegebenen Moment wird eine Theorie von einer anderen ersetzt. Eine Interpretation oder ein Para-

1 E. Plenel, *La découverte du monde*; Paris: Stock 2002.

digma wird ausgetauscht. Eine Erklärung erweist sich als fruchtbarer, der Natur der Fakten besser angepasst.

Die Theorie ist, etymologisch betrachtet, ein Gefolge, ein Prozess des Zuhörens und Begleitens. Sie ist etwas, was die Urteilskraft begründet, aber auch darüber hinausgehen kann. Sie ist die Hilfe für das Gehör, das ich von meinen Patienten (die „Geduldigen“) in der Analyse erwarte, auch von meinen Kollegen, die manchmal etwas weniger geduldig sind – eine Frage der Zeit.

Eine Theorie stützt sich auf Konzepte oder Begriffe.

Eine Theorie der Orientierung, die sich auf geographische Konzepte stützt, wurde in Frankreich gegründet. Mit dem Wechsel ins Deutsche gewann sie metaphorische Funktion. Die Metapher entwickelt sich von einem Autor zum nächsten, von einer Sprache zur anderen und zieht sich hindurch, indem sie uns einlädt, den Gedanken der Spur zu folgen, um dem System, den Theorien zu entkommen, Fluchtlinien anzunehmen, um den Gleichheitsgedanken hinter uns zu lassen, die Grenzen, die Ursprünge und die Eingrenzungen.

Warum beziehen wir uns auf einen Begriff, der nicht existiert – den Orient als Ort, wo die Sonne aufgeht –, um uns zu orientieren, d.h. um ein ethisches Gesetz, eine moralische Richtung zu erarbeiten?

Der Orient ist dort, wo Eden war, die Residenz der Wahrheit. Und der Okzident erscheint als ein schlechtes Objekt, vage, groß, schlecht abgegrenzt, vielleicht nicht zu beobachten. Der Okzident ist der Ort, an dem die Sonne untergeht. Aber wie man weiß, existiert dieser Ort nicht. Man hat viel über den Untergang des Okzidents gesprochen, und auch in der Zukunft wird man noch darüber reden – ohne immer zu sehen, dass es sich um eine Tautologie handelt. Der Westen ist der Ort ohne Ort des Untergangs, die Richtung, in der die Sonne am Abend untergeht. Der Okzident ist aus einem Untergang entstanden, dem des Römischen Reiches mit Byzanz und Rom als Polen. Der eine beherrscht den Osten und der andere den Westen um das Mittelmeer herum. Wie in einer Metapher gleitet der Ort und wird Richtung. Dies ist die Definition der Orientierung. Es ist die Kunst, den Ort zu erkennen, an dem man sich befindet, indem man die Kardinalpunkte festlegt. Orientieren heißt also, sich dem Orient zuzuwenden. Die Religion weiß es. Sie hat den Altar des Priesters (des Vaters) so ausgerichtet, dass er dem Orient, dem Osten, zugewandt ist, woher das Licht kommt.

Die Orientierung hat ihren eigentlichen Bedeutungszusammenhang verloren und in einen anderen übertragen, ohne dass eine direkte Verbindung zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem vorliegt.

Die Orientierung pendelt folglich zwischen Metapher und Konzept hin und her, und das ist es, was mich hier interessiert.

Hören wir, was uns die Philosophen sagen: Wie unser Verstehen können wir unser Orientieren nicht aussetzen, ohne uns selbst aufzugeben. Und weil wir uns zumindest in der Lebenspraxis wegen unserer Leiblichkeit je nach Situation orientieren müssen und wir uns auf Grund des wiederum leibvermittelten Horizonts auch orientieren können, sollen wir Orientierungsnotwendigkeit und Orientierungsmöglichkeit als fortwährende Einheit denken.² Elm zitiert eine Passage aus Kants Arbeit „Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raum“ (1768):

„[...] wir alles, was außer uns ist, durch die Sinnen nur insofern kennen, als es in Beziehung auf uns selbst steht [...]“, und dass wir von „unserem Körper den ersten Grund hernehmen, den Begriff der Gegenden im Raume zu erzeugen.“³

Das Ideal aller Orientierung bedeutet dann, das Denken als Bedingung der Orientierung zu betrachten.

Seit Kant wissen wir, dass das „Bedürfnis der Vernunft“ mit der schlichten Unterscheidung von links und rechts beginnt. Die Rechts-Links-Unterscheidung ist nicht nur Bedingung für die Orientierung im Gelände oder in Städten usw., sondern auch für das Lesen und Schreiben. Man kann wohl nach rechts und links sehen, aber nicht Rechts und Links selbst. Auch sind beide nur durch das Negativ des anderen definierbar.

Die Unterscheidung ist uns Kant zufolge „gegeben“, ohne verstanden werden zu können. Gegeben ist sie durch den Standpunkt des wahrnehmenden Körpers, so dass eine Unterscheidung zwischen rechts, links, vorne und hinten Voraussetzung für die Zuordnung der Himmelsrichtungen ist. „Der Körper ist somit Ursprung aller Orientierung im Raum.“, schreibt W. Stegmaier.⁴

Kant spricht aufschlussreich von der geographischen Bedeutung des Horizontes im Zusammenhang mit der Orientierungsleistung durch die Rechts-Links-Unterscheidung.

2 S. dazu R. Elm, „Orientierung in Horizonten. Analyse und hermeneutische Folgerungen“; in: W. Stegmaier (Hg.), *Orientierung*; Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2005, S.79–114.

3 Ebd., S. 81.

4 W. Stegmaier, „Einleitung“; in: ebd., S. 19.

„Wenn ich auch noch so gut die Ordnung der Abtheilung [NB Abt-Heilung! Hervorhebung C.M.] des Horizonts weiß, so kann ich doch die Gegenden darnach nur bestimmen, indem ich mir bewusst bin, nach welcher Hand diese Ordnung fortlaufe, und die allergeaueste Himmelskarte, wenn außer der Lage der Sterne unter einander nicht noch durch die Stellung des Abrisses gegen meine Hände die Gegend determiniert würde, so genau wie ich sie auch in Gedanken hätte, würde mich doch nicht in den Stand setzen, aus einer bekannten Gegend [...] zu wissen, auf welcher Seite des Horizonts ich den Sonnenaufgang zu suchen hätte.“⁵

Diese ist sowohl begründend als auch fundamental. Von Jahrhundert zu Jahrhundert haben sich Philosophen und Denker darauf geeinigt, die Bedeutung und gleichzeitige Unmöglichkeit einer Definition dessen, was rechts oder nach-rechts, links oder nach-links ist, einem Dritten zu erklären. M. Gardner hat die Unmöglichkeit dieser „Symbolisierung“ von links und rechts erwähnt:

„Ist es möglich Anweisungen, die dazu dienen ein geometrisches Bild zu zeichnen, das unserem Gegenüber vorzeigt, was links ist, zu übermitteln? Es reicht aus, einen Augenblick darüber nachzudenken um uns selber davon zu überzeugen, dass die Antwort nein lauten muss. Jedes asymmetrische Bildnis hat sowohl eine linke als auch eine rechte Seite.“⁶

Der menschliche Körper ist jedoch nicht symmetrisch, und wie uns Erik Porge ins Gedächtnis ruft, gibt es bei jedem Einzelnen immer kleine Zeichen, die eine Asymmetrisierung des Subjekts bewirken.⁷ Wenn das Subjekt sich also mit seinem spiegelbildlichen Abbild identifizieren kann, nimmt es eine Umkehrung vor. Die Identifizierung ist nämlich nur unter der Voraussetzung einer Ignorierung dieser Dis-symmetrie möglich:

„Eine der Auswirkungen dieses Ignorierens ist es, die durch den Spiegel hervorgerufene Umkehrung von links und rechts als solche wahrzunehmen. In Wirklichkeit jedoch kehrt der Spiegel nicht links und rechts, sondern vorne und hinten um, wenn wir uns vor diesem befinden: Die Achse vorne-hinten steht nämlich senkrecht zum Spiegel. Die Ost-West- und Oben-

5 Zit. nach R. Elm; op. cit., S. 81–82, Anm 6.

6 M. Gardner, *L'univers ambidextre*; Paris: Dunod 1968, S. 22 [Übersetzung C.M.].

7 E. Porge, „Endosser son corps“; in: *Littoral* No. 21, 1986, S. 72.

Unten-Achsen behalten dieselbe Orientierung, die Nord-Süd- Achse wird umgekehrt.“⁸

Für das Subjekt geht es folglich darum, die Asymmetrie und das Spiegelbild zu vereinen, bestätigt J. Lacan 1966. Das Spiegelstadium ist nicht die Beschreibung des Ichs, sondern eine bildende Operation. Die Identifizierung und die Identität lassen sich nicht verwechseln, im Gegenteil, das Erkennen dieser Asymmetrie wird eine Hürde zur spiegelbildlichen Identifizierung sein, mit primärem Angriff auf das Imaginäre. So kann gesagt werden, dass die Möglichkeit einer symbolischen Identifizierung das Statut des Bildes determiniert; aus dem *speculum* entspringt die *speculatio*.

Der Körper ist also ein zu bearbeitender Terminus (*terme opératoire*), der eine Einheit bildet, beinhaltet und bedeutet, indem er gleichermaßen die Organe, die sich in ihm befinden, hält, wie er von diesen gehalten wird. „*Le psychotique dans le désir a affaire au corps.*“/ „Der Psychotiker hat im Begehren mit dem Körper zu tun.“⁹ Das lernen wir in der Klinik der Psychose.

Husserl sagt, vom Leiblichen her habe jedes Subjekt seinen Orientierungsraum, und er beschreibt den Leib als Nullpunkt all dieser Orientierungen.

Merleau-Ponty äußert sich wie folgt dazu: „[...] der Leib ist unsere Verankerung in der Welt.“¹⁰ Schon wo er Husserls Nullpunkt-Orientierung aufgreift, wenn er mit dem leiblichen „Hier“ die Festlegung der ersten Koordinaten überhaupt meint, ist das nicht positionsräumlich, sondern situationsräumlich zu verstehen: „Mein Leib ist *da*, wo er etwas zu tun hat.“¹¹ In dieser Bewegung, in der der Leib als „Mittel und Medium der Welthabe fungiert“, ist aber genau die Bewegung, die Orientierung selbst: „Der Leib ist unser Mittel überhaupt, eine Welt zu haben“¹² und „[...] das Körperschema [ist] letztlich nur ein anderes Wort für das Zur-Welt-sein meines Leibes.“¹³

8 M. Gardner, *L'univers ambidextre*; op. cit., S. 22 [Übersetzung C.M.].

9 J. Lacan, *Le Séminaire IX. L'identification* [1961/62], 20. Juni 1962; inédit [Übersetzung C.M.].

10 M. Merleau-Ponty, *Phénoménologie de la perception*; Paris: nrf, Gallimard, S. 169; deutsch: *Phänomenologie der Wahrnehmung*; Berlin: de Gruyter 1966, S. 174.

11 Ebd., S. 289; deutsch S. 291.

12 Ebd., S. 171; deutsch S. 176.

13 Ebd., S. 117; deutsch S. 126.

Notwendigkeit, Möglichkeit, Wirklichkeit, genauso wie Räumlichkeit – unsere Realität ist also markiert durch den Bezugspunkt der Orientierung, der zu wissen gestattet, wo man sich im stattfindenden Prozess gerade befindet, *où l'on en est*. Die Festlegung einer Grenze im Sinne einer Grenzlinie geht auf die antike Astronomie zurück. Horizont wurde ursprünglich in der antiken Astronomie als Grenzlinie des Blickes bezeichnet (von *horizein*, abgrenzen, trennen, scheiden), bevor er auf dieser Basis zur Bezeichnung der Stellung des Menschen im Kosmos verwendet wurde. Er ist stets durch eine metaphysische Festlegung markiert.

Der Horizont ist laut Aristoteles der „den Blick begrenzende Gesichtskreis“, der „*finitor visus nostri*“.¹⁴ Aber auch die Horizontgrenze ist beweglich und veränderbar: Wandere ich in den Horizont hinein, wird er zum Mitwandern veranlasst. Der Horizont selbst ist nicht einholbar, er ist unser Orientierungshintergrund. Er ist das gerade noch Wahrnehmbare; man könnte von verschiedenen Horizonten sprechen, von vorgezeichneten Potenzialitäten.

Die Orientierung ist aber definitiv, sie ist Wissen, sie ist Vernunft. Sie ist die Bedingung allen Lebens, wir kommen nicht um sie herum, aber auch nicht über sie hinaus. „Aber wie orientiert uns unsere Orientierung?“, fragt W. Stegmaier.¹⁵

Anders formuliert: Wie drückt sich das Verhältnis von Körper und Spiegelbild bei Psychotikern aus?

Wie soll man das Reale des Körpers zum Ausdruck bringen?

Im Seminar *Encore* beschreibt Lacan, dass ein Rest das Spiegelbild *i(a)* festhält. „[...] was unter der Kutte ist und was wir den Körper nennen, das ist vielleicht nur dieser Rest, den ich das Objekt *a* nenne.“¹⁶ Das Spiegelbild *i(a)* ist die Kleidung dieses Restes. Bei Psychotikern ist das grundlegend anders; bei ihnen kann das reale Spiegelbild des Körpers seine Funktion, die einzelnen Teile, Objekt *a*, zusammenzuhalten nicht mehr erfüllen; es ist die Rückkehr zum Autoerotismus, die Rückkehr zum „Fehlen des Ichs (*manque de soi*)“.¹⁷

14 S. dazu R. Elm, „Orientierung in Horizonten ...“; in: op. cit., S. 85 ff.

15 W. Stegmaier, „Einleitung“; in: op. cit., S. 13.

16 J. Lacan, *Le Séminaire XX. Encore* [1972/73]; Paris: Éd. du Seuil, S. 12; deutsch: *Das Seminar XX. Encore* [1972/73]; Weinheim, Berlin: Quadriga, S. 11.

17 S. dazu J. Lacan, *Le Séminaire X. L'angoisse* [1962/63]; Paris: Éd. du Seuil 2004, S. 140.

Für den Psychotiker stellen sich also zwei Fragen: Befindet sich unter der Kleidung noch ein Körper, und welche Kleidung hält diesen Körper zusammen?

Das Volumen des dreidimensionalen Körpers verringert sich oder wird durch die Kleidung auf ein zweidimensionales Abbild verringert. Ein Bild, eine Fläche, ein Koordinatensystem, das ein Fremdbefinden mit sich führt, zusammen mit einem gewöhnlichen Gefühl, welches in jedem Erkennen vorhanden ist, mitexistiert; fremd und gleichzeitig bekannt.

Ist es nicht, was die schwangere Mutter des Psychotikers erzählt? Für sie „[...] ist das Kind in dem Moment, als es in ihrem Bauch war, nichts anderes als ein Gegenstand, mal praktisch, mal peinlich, d.h. eine Subjektivierung des Objekts *a* als ein reines Reales.“¹⁸

Ein Körper, ein Rest, nichts Anderes.

Das Absurde und das Tragische, das Absurde und die Psychose, das Tragische der Psychose als psychischer Suizid?

Ich möchte hier mit zwei Auszügen aus der Literatur meine Gedanken vorstellen, die als Dialektik verstanden werden können.

„Eine Annäherung: Ich wollte nach Hause gehen. Aber ich hatte Angst, nach Hause zu gehen, und ich versuchte, einen Plan zu machen, was ich in meinem Kopf tun sollte, aber da waren zu viele Dinge anzusehen, und zu vieles zu hören. Also legte ich meine Hände über meine Ohren, um den Lärm auszusperren und zu denken.“¹⁹

„Dad sagte mir, dass jeden Tag jemand stirbt und niemand weiß, warum. Das sind halt die Regeln. Dann ging er nach unten. Ich saß lange auf meinem Bett. Ich saß und saß. Irgendetwas in mir stimmte nicht, ich fühlte es in meinem Magen und ich wusste nicht, was ich tun sollte. So legte ich mich

18 Ebd. [Übersetzung C.M.].

19 M. Haddon, *The curious incident of a dog in the night-time*; London: Vintage 2004, S. 180. Der von mir übersetzte Originaltext lautet: „An approximation: I wanted to go home. But I was frightened of going home and I tried to make a plan of what I should do in my head, but there were too many things to look at and too many things to hear. So I put my hands over my ears to block out the noise and think.“

auf den Boden. Ich streckte meinen Finger spitz aus und richtete ihn auf den Kopf. Und drückte mit meinem Daumen ab. Und tötete mich.“²⁰

Kann man daraus schließen, dass der Psychotiker aus allen Richtungen von Empfindungen angegriffen wird, die er nicht kontrollieren kann, und die daher Gewalt über seinen Körper durch alle Öffnungen übernehmen: durch Nase, Augen, Mund, Ohren, Anus? Der Psychotiker schützt sich vor den Aggressionen des Realen, denn er hat nicht die Möglichkeit, es zu interpretieren. Er lehnt den Sinn ab, indem er sich an die Orientierung des Realen anlehnt.

Das Asperger-Syndrom, das ich in meinem Fall beschreibe, ist eine Form des hochfunktionellen Autismus mit ausgeprägten Kontakt- und Kommunikationsstörungen. H. Hamelmann schreibt: „Wenn ein Asperger-Autist oder ein anderer autistischer Mensch ein Gesicht anschaut, wird es in seinem Gehirn in dem Bereich analysiert, der eigentlich für Objekte zuständig ist.“²¹

Für den Patienten handelt es sich also darum, so zu tun, als ob das Reale nicht existierte, aber dieses „Als-ob“ wird vom Mangel des verworfenen Elementes begleitet. Die Verwerfung bezeichnet die Erfahrung eines unauslöschbaren Stempels, eines radikalen Mangels. Es gibt also ein Loch im Signifikanten (*trou dans le signifiant*), welches aller Möglichkeit der Negation vorangeht. Dieser Mangel bekundet sich laut S. Leclaire²² in Form einer tiefen Depression, einer Art „Luftzug“, der die Gesamtheit dessen, was sich um das Loch herum befindet, zentriert und organisiert, was vorher unorganisiert und unwiderstehlich war, *un trou noir*, ein schwarzes Loch. Dieses Loch im Signifikanten könnte – in Bezug auf das schwarze Loch, wovon noch die Rede sein wird – an D. Meltzer²³ und an F. Tustin²⁴ anknüpfen.

20 H. Buten, *When I Was Five, I Killed Myself*, Ditzingen: Reclam 2003, S. 8. Der von mir übersetzte Originaltext lautet: „Dad told me that every day somebody gets dead and nobody knows why. It's just the rules. Then he went downstairs. I sat on my bed for a long time. I sat and sat. Something was wrong inside me, I felt it inside my stomach, and I didn't know what to do. So I laid down on the floor. I stuck out my pointed finger and pointed it at my head. And I pushed down my thumb. And killed myself.“

21 Unter: <http://www.zdf.de/ZDFde/inhalt/13/0,1872,2147469,00.html>.

22 S. Leclaire, *Écrits pour la psychanalyse. Diableries 1955–1994*, Paris: Éd. du Seuil 1998, S. 110.

23 D. Meltzer, „Interview with Donald Meltzer by Marc du Ry“; in: B. Burgoyne, M. Sullivan (Ed.), *The Klein-Lacan Dialogues*; New York: Other Press 1999, S. 177.

Mir scheint, dass die Arbeit mit psychotischen Kindern eine Arbeit ist, bei der die Regeln neu definiert werden müssen, für jedes von ihnen wie für jeden von uns. Verblüffende Äußerungen, absurde Zusammenhänge zeugen von einem singulären Wissen und stellen also einen ersten Heilungsversuch dar. Das Leben, der Tod, die Wahrnehmung der Sinne, eine Sintflut, ein Desaster. Unter einem erdrückenden Himmel zu leben, bestimmt, ob man da herauskommt oder dort bleibt. Es stellt sich also die Frage, wie man herauskommt bzw. warum man bleibt. Auf das „Wie?“ von „wie man herauskommt“ würde die Orientierung antworten, als Ort, Funktion und Instanz der Sprache des Anderen. Auf das „Warum?“ von „warum man bleibt“ würde das „Menschliche, Allzumenschliche“ von Nietzsche antworten, das heißt, das menschliche Dasein schlechthin, das die Frage des Absurden und des Suizids in sich, ins Ich trägt. „*I killed myself.*“

„*It's just the rules*“, die Regeln, oder das Gesetz über Liebe, Leben und Tod.

Ist dann die Psychose ein misslungener Versuch, das Gesetz zu verwerfen, eine misslungene Antwort auf das „Wie“ und „Warum“?

„Der Psychotiker [...] ist bereit, für die Welt selbst zu haften, im extremen Fall sogar sein Leben herzugeben“, schreibt A. Michels, „weil er durch sein Verschwinden noch erhofft, die Leere herzustellen, die einzig und allein das Symbolische zu instituieren vermag. Möglicherweise fällt es ihm auch leichter, auf sein Leben zu verzichten, weil er ja bereits – zumindest symbolisch – gestorben ist.“²⁵

Ein psychotisches Kind ist ein Kind, das sowohl für sich als auch für die anderen symbolisch gestorben ist. Es hat kein Orientierungsvermögen mehr.

Der Horizont wird hier zum Schlussstrich, in einem einzigen Zug werden die Spuren ausgelöscht.

Es kann paradox erscheinen, hier das Thema der infantilen Psychose aufzugreifen. Ich glaube jedoch, dass die Zeit, als Komplementär des Raumes innerhalb einer gelungenen Orientierung, die Psychose kennzeichnet. Der Psychotiker kann die Zeit nicht wahrnehmen, insofern als die Spuren eines Textes, der symbolisch in der Sprache noch nicht auftauchen konnte, sich in das Reale einschreiben. Der Psychotiker ist „ver-rückt“, so Freud, „an einen anderen Ort“, wo sich die

24 F. Tustin, *Autisme et psychose de l'enfant*; Paris: Éd. du Seuil 1977, S. 32.

25 S. dazu den Beitrag von A. Michels in diesem Band.

Spuren als eigener Text durch einen Einbruch in das Reale einschreiben. „Der Weg des Subjekts verläuft zwischen zwei Mauern des Unmöglichen, zwischen der realen Befriedigung auf der einen und der imaginären Erfüllung auf der anderen Seite.“²⁶

Es ist also notwendig, bei der Behandlung von Psychotikern die Dimension der Zeit wieder einzubringen. Die Vermittlung der Wirklichkeit benutzt ein Zeichensystem, das durch Sprache, Zeit und Raum als Orientierungsbedingungen erstellt wird, das es dem psychotischen Subjekt ermöglicht, sein Wissen zu artikulieren, das bis dahin unbewusst geblieben ist.

Darum geht es auch in der Psychose. Um Zeit. Um Sprache. Um seine Wahrheit zu artikulieren.

Von diesem unbewusst gebliebenen Wissen des Subjekts zeugt „der absurde Mensch“ von Albert Camus.²⁷ Camus liefert uns eine philosophische Reflexion, die das Tragische und den Suizid übersteigt, indem er sich auf die Gründungsmythen stützt, *Ödipus*, *Sisyphos*, *Don Juan*.

Die Mythen, als Strukturen in Form einer Erzählung, erlauben es, aus der Ewigkeit herauszukommen und in die Geschichte einzutreten. Das Tragische überwinden, so Camus, ist die Ernsthaftigkeit wiederzufinden und dadurch das Glück: „Wir müssen uns Sisyphus als einen glücklichen Menschen vorstellen.“²⁸

Darin gleicht der Mensch der mythologischen Figur des Sisyphos, dessen Tun gerade in seiner äußersten und beharrlichen Sinnlosigkeit als Selbstverwirklichung erscheint. Wenn es denn gelingt, wie Camus schreibt, sich Sisyphos glücklich vorzustellen. „Darin besteht die verborgene Freude des Sisyphos – sein Schicksal gehört ihm – sein Fels ist seine Sache [...] der absurde Mensch sagt ja, und seine Anstrengung hört nicht mehr auf.“²⁹

Weiter:

„Ödipus gehorcht zuerst dem Schicksal ohne es zu kennen. Vom Augenblick an, wo er weiß, beginnt seine Tragödie. Aber im selben Augenblick, blind und verzweifelt, erkennt er, daß das einzige Band, das ihn mit der Welt verbindet, die frische Hand eines jungen Mädchens ist. Ein Wort außer

26 Ebd.

27 A. Camus, *Le Mythe de Sisyphe*; Paris: Gallimard, Idées, 1942; deutsch: *Der Mythos des Sisyphos*; Reinbek: Rowohlt 2. Aufl. 2001.

28 Ebd., S. 160.

29 Ebd., S. 159 f.

allem Maß erschallt: Trotz so vieler Prüfungen, lassen mich mein fortgeschrittenes Alter und die Größe meiner Seele zu dem Urteil kommen, daß alles gut ist.“³⁰

Der *Ödipus* von Sophokles gibt die Formel des absurden Sieges. Die antike Weisheit findet sich im modernen Heroismus wieder. Die Mythologie nach Freud erhält eine phantasierte Körperbildung der Mutter und modifiziert dabei den Erinnerungsinhalt einer Kindheitsphantasie. Die Formulierung des Unsagbaren schafft einen Mythos, der die Universalität der Wahrheit bezeugt und nachweist, dass eine Mythologie, mündlich oder schriftlich überliefert, immer menschnah sein muss, weil sie den Text eines kulturellen Dramas darstellt. In jeder Gesellschaft, zu jeder Zeit, sind wir die Sammelstellen des unbewussten Wissens, die Zeugen eines Lebensdramas. „Es war eine heroische und unhistorische Zeit.“, schreibt Freud.³¹

Der Camus'sche Sisypheosmythos illustriert das Absurde als solches, das Drama des Absurden, so wie die Psychose uns damit konfrontiert. Die Psychose ist durch diese tragische Dimension, die sie repräsentiert, eine absurde Antwort, denn sie bezieht sich auf keine Frage, die ihr gestellt worden ist oder die damit verbunden wäre. Insofern ist sie am Scheidepunkt des Absurden, des Tragischen und des Suizids angesiedelt, dem psychischen Totpunkt, dem Ruf der Leere. Zitieren wir F. Dolto: „Das psychotische Subjekt spricht in seiner Rede eine Wahrheit aus, indem es sie jedoch mit dem Siegel des doppelten Sinnes versieht, des Unsinnigen.“³² Diese Doppeldeutigkeit ist die von Sinn und Richtung.

Für Camus besteht das Absurde des Menschen in dem Spannungsverhältnis zwischen der Sinnwidrigkeit der Welt einerseits und der Sehnsucht des Menschen nach einem Sinn andererseits.

Die Mythologie ist eine Überlieferung dieses Dramas, die es auf symbolische Art und Weise erlaubt, das Leben weiterzugeben. Darauf möchte ich mit der Beschreibung meines Falls eingehen:

30 Ebd., S. 158.

31 S. Freud, „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci“; in: *G.W. VIII*, S. 151.

32 F. Dolto, „Préface“; in: R. Pelsser, *Manuel de psychopathologie de l'enfant et de l'adolescent*; Québec: Éd. Gaétan Morin 1989. Das von mir übersetzte Originalzitat lautet: „Le sujet psychotique énonce une vérité dans son discours, mais en la marquant du sceau du double sens – l'insensé.“, S. XV.

Vignette: M.

M. ist 7 Jahre und 9 Monate alt, als ich ihn zum ersten Mal in Begleitung seiner Mutter treffe. Heuchelei, massive Schwierigkeiten, Aggressionen, sowohl in der Schule als auch zu Hause. M. besucht die zweite Klasse. Seine Mutter sagt, dass er wegen einer Verhaltensauffälligkeit bereits im Kindergarten und im Universitätsklinikum getestet worden und in verschiedenen Behandlungen gewesen sei: Logopädie und Legasthenie-Therapie.

Der Mutter, die sich von M. „auf Trab“ gehalten fühlt, fällt es schwer, pädagogische Maßnahmen durchzusetzen. Gleichzeitig bemerkt sie auch, dass er sich „abkapselt“.

Seit 2002 ist sie alleinerziehende Mutter und kann wegen ihres Sohnes keine neue Partnerschaft aufbauen: „Er stört.“

M. sagt, dass sein Nichtwissen ihn „verrückt und unruhig“ mache, und fügt hinzu: „Meine Mutter sagt, ich soll nicht über die Trennung sprechen.“ Er hat keine Freunde und fühlt sich sehr einsam.

Weiterhin erzählt die Mutter, dass sie selber im Alter von 17 Jahren von ihrer Mutter verlassen und „betrogen“ und mit ihrem Vater und Bruder zurückgeblieben war. Bis heute hat sie nur äußerst sporadischen Kontakt zu ihrer Mutter.

Ihr Vater sei daraufhin sehr verletzt gewesen und habe ein wildes Leben mit vielen Affären geführt.

Mit tränenerfüllten Augen sagt sie dann, dass sie sich „immer nur eine richtige Familie“ gewünscht hatte und sich jetzt von ihrem eigenen Mann, von dem sie nun getrennt lebt, „betrogen“ fühlt.

In „L’homme absurde“ zitiert Camus Dostojewskis Satz aus *Les Possédés* (Die Dämonen):

„Wenn Stavrogin glaubt, glaubt er nicht, daß er glaubt. Wenn Stavrogin nicht glaubt, glaubt er nicht, daß er nicht glaubt.“³³

Ich hatte diesen Satz im Kopf, als M. äußerte:

„Meine Mutter denkt, dass ich nicht denke. Ich denke schon, nur ich denke, dass es nicht mehr als denken ist, dass ich Fantasien ausdenke.“

Und kaum ist dieser Satz zu Ende, nimmt er einen Stift und tut so, als würde er masturbieren, wie ein zwanghaftes Zucken, und sagt: „Ich habe Angst vor der Dunkelheit. Ich gucke in die Nacht, so ... (macht die Augen ganz zu). Siehst du was, du?“, sagt er dann zu mir.


33 A. Camus, *Le Mythe ...*; op. cit., S. 91; deutsch S. 59.

Alles geht sehr schnell: Ich versuche, in seiner Rede etwas zu entdecken, was mir bei der Assoziation von Augen, Tränen und Trennung behilflich sein kann. Behilflich sein kann, die Bedeutungen zu entdecken, die Stellung des ohnmächtigen Vaters: „Ich möchte meinen Vater sehen ... meldet sich nicht ... zu viel Streit“, sagt M.

Dann nimmt er einen roten Stift und malt einen Comic mit Sprechblasen, die eine Geschichte erzählen.

„Die Füxe (Füchse) sind unterwegs, aber die Füxe laufen nicht weit, weil ein Baum im Weg steht.“

An erster Stelle ist M., gefolgt von seiner Mutter („Fux Mutter“), die einen größeren Schwanz hat als er. An letzter Stelle läuft sein Vater („Fux Papa“) mit einem riesigen Schwanz, der steil nach oben zeigt.

Die Geschichte → Die Geschi 

```

graph LR
    A[Die Geschichte] --> B[Ehe]
    A --> C[Te]
    
```

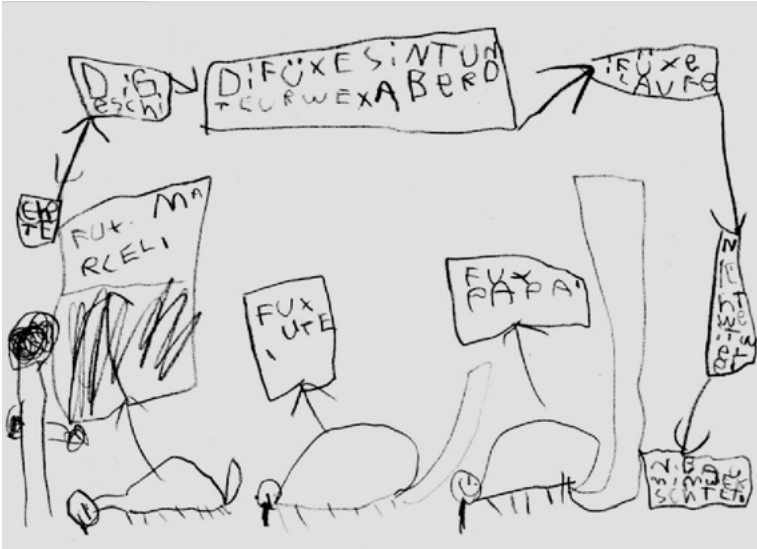
Die Geschichte als gegenwärtige Synthese der Vergangenheit wird in einem dialektischen Hin und Her zur Struktur zwischen „ehe“ und „te“, also „euch“ und „du – Ute“.

Wenn ich mir den Text heute anschau, verstehe ich, was ihn zwingt, mehr oder weniger schnell zu schreiben, diesen Zwang zu empfinden, zum nächsten Buchstaben oder zur nächsten Linie übergehen zu müssen und dabei jegliche Individualität der Wörter und Buchstaben zu annullieren. Gleichzeitig merke ich, dass die letzten Buchstaben des Wortes in der nächsten Kartusche ein neues Wort anfangen: Das ist es, was Bewegung in die Signifikantenkette bringt, um die Starre der Mutter zu durchbrechen, und was das Leben als Bedingung zum Überleben mit sich trägt. Er schreibt mit anderen (Rechtschreib-)Regeln: Das Ende steht für einen Anfang. Ich habe das Wort *un cartouche* (Kartusche) in Anlehnung an Champollion (1822) gewählt, der im Inneren von kleinen verzierten Bildern (*cartouches*) die ägyptischen Hieroglyphen entdeckt hat und ihnen eine symbolische Bedeutung vom Wert einer Schrift zugeordnet hat.

Lesen und Schreiben ordnen sich einem Orientierungsprinzip unter; eine Störung dieses Prinzips hat Dyskalkulie und Legasthenie zur Folge. Diese Störung prägt sich in Form des Misslingens einzelner Buchstaben beim Schreiben aus und wird Symptom. Dieses wird folglich zur Spur dessen, was weder in Zeit noch in Raum geschrieben werden kann.

Und dennoch: Es hat alles einen Sinn. Es war einmal eine Geschichte. (Siehe Blatt)

„Die Füchse sind unterwegs, aber die Füchse laufen nicht weit, weil ein Baum im Weg steht.“



Die Geschi-ehe: er ändert das C in ein E um, um die Verbindung zu verändern, also Trennung.

Geschiedene Ehe.



Bleibt noch das „te“: Seine Mutter heißt U-te, sie ist amputiert, franz.: amp-ute-é, und desorientiert.

Sie hat den Sinn für das Leben, Denken, Handeln verloren, ihren Orientierungssinn, ihren Nordpol. Er ist aber derjenige, der vor diesem Baum steht, nicht hinaufklettert oder ihn nicht umgeht. Er ist „kaputt“.

In der nächsten Sprechstunde, nachdem sie bereits eine eigene Therapie begonnen hatte, erzählte sie ein einschneidendes Erlebnis:

Sie lebte schon als alleinerziehende Mutter und brauchte einen Babysitter für den damals 3 Jahre alten M., weshalb sie sich an ihren Vater wandte, der ebenfalls ohne Partnerin war. Als sie um Mitternacht zurückkam, war er stark alkoholisiert und wollte als Bezahlung für den Abend mit ihr schlafen. Sie war so schockiert, dass sie, nach dem „Rausschmiss“, ohnmächtig zu Boden fiel. M. wurde davon wach und schläft seitdem, wegen andauernder Alpträume, bei ihr, wobei auch die Mutter ohne ihren Sohn nicht mehr schlafen kann.

Das Kind als Schutz, als Dach über dem Kopf.

M. zeichnet:  „Das ist ein Dach. Aber guck, wenn ich so mache,
 , dann ist es ein A.

Und guck, das ist ein N, und wenn du das drehst, dann ist es ein Z.“

„Ja“, sage ich, „zwischen A und Z – wo bist du?“

„Guck“, sagt er weiter, „das ist ein X. Das kannst du drehen, es bleibt immer ein X.“

Ohne nachzudenken sage ich: „Du bist ein Junge (XY) und wirst immer ein Junge bleiben, ich bin eine Frau und bin immer so gewesen (XX).“

Er lacht. „Immer ein Junge“, sagt er dann, „aber wie heißt das?“ Er zieht seine Hose herunter und zeigt unter seinem Penis auf seine Hoden. „Das, wie heißt das, diese roten Klumpen Fleisch?“

Die Manifestation eines so zerstückelten Körperbildes zeigt sich in den Phantasien und Träumen um den eigenen Körper, die besonders in der Analyse von Psychotikern auftreten. Sie richten sich auf Teilstücke des Körpers in Form von losgelösten Gliedern, ausgerissenen Organen, Bildern der Verstümmelung, Dissoziation, Entleibung, Kastration.

„Diese Bilder symbolisieren die Bedrohung der Lebendigkeit des eigenen Leibes, die dann zunichte werden muß, wenn der eigene Leib zum leblosen Ding herabsinkt.“, schreibt G. Pagel.³⁴

Also nennen. M. richtet an seinen Analytiker einen Appell. „*Appeler le repère*“, sagt Lacan, einen Anhaltspunkt anrufen. An diesem Punkt lässt M. die Funktion des Vaters eintreten. Ist er Psychotiker geworden, weil nichts benannt wurde? Was weiß er über Gattung und Geschlecht? Irgendwann sagt er dann: „Meine Eltern haben sich gepaart.“ Aber wer ist der Vater? Vater der Mutter oder sein abwesender Vater? Welche Instanz gibt die Orientierung und ermöglicht das Lesen, Buchstabe für Buchstabe? Wo ist der Unterschied zwischen Menschen und Tieren (Gepard)?

„Genau in der Funktion, in der das Sexualobjekt sich auf die Seite der Realität schlägt und sich als ein Packen Fleisch präsentiert, entspringt die so of-

34 G. Pagel, *Jacques Lacan. Zur Einführung*; Hamburg: Junius 2002, S. 28.

fenkundige Form von Desexualisierung, die man beim Hysteriker als Ekelreaktion bezeichnet.“³⁵

Ist das Handeln des M. nicht vielmehr als ein Appell an die drei Dimensionen zu verstehen, denen der Körper gehorcht, nämlich:

- der Körper in seiner Dimension als biologische Einheit sowie Triebhaftigkeit, inklusive Todestrieb, das Fleisch oder das Tier, der Leib,
- der Körper in seiner historischen Dimension, der auf frühere Generationen zurückblicken lässt, der Sohn eines Vaters, den er liebt,
- und der Körper in Verbindung mit der Sprache, als *Être de parole* (Sprechwesen)?

Der Leib ist nicht der Körper. Der Körper ist das Anatomische, Physische, Mathematische und Messbare. Der Leib ist, was lebt, im Gegensatz zur Leiche. Er bedeutet den Bauch, was einigt und vereint (sich einverleiben; Bauchgefühl).

Die Verkörperung ist die Personifizierung, die Inkarnation im metaphorischen Sinne. Die Einverleibung ist die Inkorporation, die Integration, die Annexion im metonymischen Sinne.

M. befindet sich an dieser Stelle, an der die Inkorporation des Vaters den Punkt repräsentiert, an dem das Symbolische Gestalt annimmt („*représenterait le point où le symbolique prend corps*“).³⁶

„Was ist dieser Vater, dessen Sohn ich bin? Und wie kann ich als solcher wirklich Besitzer eines Penis, oder genauer: von Hoden werden, in dem sich die Samen der Generation befinden?“ Das ist es, was M. fragt. Und ich merke, wie ich „Leib“ und „lieb“ miteinander verwechsle, eine Frage der Buchstaben, die eine Frage des Zweifels widerspiegelt.

Verliebt, verleibt; die Verliebtheit von M. für seinen Vater gründet sich auf die Nostalgie der Liebe, die mit der Sehnsucht verbunden ist, die durch seine Abwesenheit entsteht.

35 J. Lacan, *Le Séminaire XI. Les quatre concepts fondamentaux de la psychanalyse* [1964]; Paris: Éd. du Seuil 1973, S. 157; deutsch: *Das Seminar XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* [1964]; Weinheim, Berlin: Quadriga, 4. Aufl. 1996, S. 181.

36 J. Lacan, „Radiophonie“; in: *Scilicet* 2/3, 1970, S. 60.

Man kann aus dem psychotischen Prozess eine imaginäre Kausalität folgern.

Es scheint mir, als handelte es sich bei M. um eine derartige Psychose, wo der Körper der Mutter ein Wort ersetzt, das nicht vom Vater ausgeht. Nämlich den Namen-des-Vaters (*Nom-du-Père*), auch als ‚Nein‘ des Vaters (*Non du Père*) zu hören.

Das, was die Mutter übermitteln kann, bleibt auf dem Niveau der Sache, des Objekts, des bloßen Fleisches, ohne anderen Wert als da zu sein, ohne Bedeutung und ohne Sinn. Das greift M. auf, indem er von einem „Stück Fleisch“ spricht. Nicht mehr, nicht weniger. Nach der Mutter ersetzt das Fleisch eine Reflexion über „einen kleinen Mann, der sich“, nach F. Dolto, „anschickt, groß zu werden“, (*„allant devenant grand, dans le génie de son sexe“*). Diese Mutter annulliert die körperliche Dimension der geschichtlichen Zeit, und sie autorisiert „den Vater“ – ihren eigenen oder den des M. –, nicht diesen Platz einzunehmen, der es M. gestatten würde, sich außerhalb des von ihr selbst gesteckten Rahmens zu strukturieren.

Eine der wichtigen Thesen, die von D. Vasse vorgeschlagen werden, beruht auf der Funktion, die er der elterlichen Position bei der Konstitution der Psychose zuschreibt: Die Psychose sei für uns wie die letzte und unbewusste Versuchung, das Subjekt gegenüber den Manövern der Perversion zu schützen.³⁷

Im Falle von M. bestätigt die Position seiner Mutter gegenüber dem Gesetz diese These. Die Verleugnung der Unterschiede der Geschlechter (die Mutter lässt in ihrem Diskurs für den Vater keinen Platz) bringt die Verwerfung des Namens-des-Vaters mit sich. Das psychotische Kind bewegt sich also im „Unmöglichen“, grenzenlos und zeitlos, in dem kein Einer kommt, um die Unordnung der Welt zu unterbrechen.

Der (hier angesprochene) Name des Vaters ist in einer Dimension jenseits der Mutter, auch jenseits des leiblichen Vaters.

Der Körper der Mutter ist folglich das, was beim Ich, welches noch nicht Ich ist, Verwirrung stiftet: *„Je ne suis pas en-corps moi.“* / „Ich bin (noch) nicht im Körper“ – es ist die Zeit der *„différance“* im Sinne Derridas. Er hat dieses Konzept erfunden, um die Verschiebung zwischen dem Subjekt und seinem Werk hervorzuheben. Zwischen der Mutter und dem Kind als Partialobjekt seiner Mutter weist die Verschiebung auf eine Spur hin, die verborgen bleibt. M. wird zwischen einer Muttersprache, von der er bei weitem nicht alle Register

37 D. Vasse, *Un parmi d'autres*; Paris: Éd. du Seuil 1978 (Le champ freudien).

beherrscht, und einem Vaterland, in dem die Väter gefallene Helden sind, hin- und her gerissen. Um zu überleben, bleibt ihm nur eine Art der Revolte bzw. des Leidens zu erfinden. Diese drückt sich aus, indem M. sich als desorientiert, fremdartig (Fremder) erweist.

„Ich ist ein anderer.“, schreibt Lacan. „Dieser Augenblick läßt auf entscheidende Weise das ganze menschliche Wissen in die Vermittlung durch das Begehren des andern umkippen“,³⁸ mit der Folge von Entfremdungen, ambivalenten Ebenen, Zerstückelungen.

M. trägt eine Geschichte mit sich, eine väterliche Geschichte nicht aussprechbarer, inzestuöser Konfusion der Generationen. Die Generation ist die Zeiteinheit der unbewussten Zeitlosigkeit. Die Konfusion, die sich im Schreiben seiner eigenen Geschichte widerspiegelt.

Wer ist wer? Wer bin ich? Wer ist mein Vater?

D. Vasse unterstreicht dies durch den Begriff „*De-signation*“, den Moment in der Psychoanalyse, an dem die Objekte Gestalt annehmen, die Aussagen, die das Subjekt formuliert, einen Sinn und eine Richtung bekommen.³⁹

An dieser Stelle soll F. Dolto zitiert werden: „Man muss immer die Verantwortung des Kindes wecken, indem man es an die Eltern der Urszene narzisstisch anlehnt.“⁴⁰

Kann M. diese Stütze in der Analyse finden?

M. hat diese Verantwortung übernommen, als er mit seinem Vater einen Termin vereinbarte. Beide sind sich dann im Sprechzimmer gegenübergestanden und haben gezeigt, wie wichtig sie füreinander sind. Am Anfang hat die Mutter diese Treffen von Vater und Kind zugelassen, sie sogar befürwortet, weil sie dadurch eine Entlastung als alleinerziehende, beschäftigte Mutter erfuhr. Als sich verdeutlichte, wie wichtig der Vater für M. ist, reagierte sie heftig und schrieb Briefe mit dem Inhalt: „Schauen Sie sich doch mal diesen Mann an!“ Ich stellte mir die Frage, inwiefern die Analyse dazu beigetragen hat, dem Vater Zugang zur Dyade Mutter-Kind zu gewähren. Eines Tages sollte M. von seinem Vater zu einem gemeinsamen Nachmittag abgeholt werden, der allerdings nie auftauchte. Die Mutter rief mich an und

38 J. Lacan, „Le stade du miroir comme formateur de la fonction du Je“; in: *Écrits*; Paris: Éd. du Seuil 1966, S. 98; deutsch: „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion“; in: *Schriften I*; Olten: Walter-Verlag 1973, S. 68.

39 D. Vasse, *Un parmi d'autres*; op. cit., S.120

40 F. Dolto, *L'enfant dans la ville*; Nice: Z'Éditions 1987, S. 99. Das von mir übersetzte Originalzitat lautet: „Il faut toujours responsabiliser l'enfant en l'appuyant narcissiquement sur les parents de la scène primitive.“

kam mit M. zu einem Termin, der im Nachhinein der letzte war. M. sprach von seiner Enttäuschung durch den Vater und der Schwierigkeit, einen Mittelweg zwischen beiden Elternteilen zu finden.

Sodann wollte er ein Spiel spielen: Er zeichnet etwas, von dem ich erraten muss, was es darstellt:

Er zeichnet etwas, ich rate – „falsch!!!“, so die schnelle Antwort. Das Spiel läuft so dreimal nacheinander, bis ich mich frage, warum ich eigentlich mitspiele und wofür das gut sein soll.

Beim vierten Mal antworte ich daher: „Ich weiß es nicht.“

M. schaut strahlend auf: „Richtig!“

Diese Begeisterung zeigt, dass etwas getroffen worden ist. Die Unvollkommenheit zu akzeptieren, schafft Platz für einen Zweifel und erlaubt wiederum ein Wissen, das sich etabliert. In diesem Moment erlaubt die Analytikerin eine Projektion auf ein weißes Textil, auf das der Patient seinen Text, auch mit Fehlern, schreiben kann, auch mit Unwissenheit. Daraufhin zog die Mutter mit M. um, schrieb ihn in einer anderen Schule ein und wechselte ihren Arbeitsplatz. Sie brach die Therapie von M. letztendlich ab. Ihre eigene Therapie brach sie ebenfalls ab.

Es scheint mir, als habe es bei M.s Mutter eine Verwechslung der Register R, S und I gegeben. Sie hat immer ihr Möglichstes für M. getan, hat immer geträumt, eine echte Familie zu haben, und jetzt ist sie nicht mehr in der Lage, die Angst zu besänftigen. Das liegt an einer massiven Ambivalenz, die ihrem, sowohl geliebten als auch verhassten, Vater gegenüber entstanden ist, weil er ihre Erwartungen nicht hat erfüllen können. Dasselbe gilt auch gegenüber ihrem verhassten Ehemann, den sie aber dafür schätzt, dass er dasjenige repräsentiert hat, was ihr Vater gerne gewesen wäre: „Privatier“, reich genug, um frei zu sein. Das ist das Gebiet des Imaginären.

Das Gefühl der Fremdheit, wenn man vor einem psychotischen Kind steht, ist das Gefühl, das diese Mutter hat, wenn sie in Kontakt mit der allgemeinen symbolischen Welt tritt; und das Gefühl, das sie bereits in ihrer Jugend gegenüber den Gedanken anderer, insbesondere wenn diese Gedanken sie betrafen, hatte. Es handelt sich hierbei um die uneingeschränkte und absolute Schuld, die sie im Hinblick auf die Fehler ihrer eigenen Mutter verspürt. Dieses Gefühl der Fremdheit führte zur ihrer Isolation ab ihrem 17. Lebensjahr und brachte die totale Negation aller symbolischer Aktivitäten ihres Sohnes mit sich. Ihrer Rolle als Mutter, d.h. hier als Interpret des Symbolischen, kann sie nicht gerecht werden, weil sie sich getäuscht hat. Der Irrtum ist jedoch imaginärer Natur, da die Täuschung über den Vater und über den Ehe-

mann einen Einschätzungsirrtum nahelegt, gewissermaßen einen optischen Irrtum. „Ich habe nicht erkannt, wer sie sind.“ Der Fehler der Großmutter zwingt sie zum Irren, bis zur Erblindung (wenn ich mich verirre, wird auch der Spiegel blind).

Jedoch ist für sie der Irrtum der Fehler, d.h. es ist im Sinne von *Les non-dupes errent* ein Irrtum, keinen Fehler zu machen. Es handelt sich also um diesen Fehler, den man, aufgrund der Fehler ihrer Mutter, als „angeboren“ bezeichnen kann, und der den Ursprung der Unmöglichkeit einer symbolischen Übertragung bildet.

Vielleicht versteht man die Entwicklung dieser Psychose besser, wenn man sie generationenübergreifend betrachtet. Im Symbolischen ist es der Fehler der Großmutter, diejenige, die die Welt um sich herum betrogen hat und die seither nicht mehr mit ihren Kindern redet, weil diese für sie nicht hervorragend genug waren; im Imaginären ist es das Bestreiten eines Fehlers (die Mutter von M. kann es nicht hinnehmen, dass auch sie sich irrt), und im Realen ist die Psychose des M. das verheerende Ergebnis.

Ich weiß jetzt, wie ich M. nennen möchte: M. wie Martyrium des Symbolischen. Das Reale ist dann also auf der Seite des Körpers. Diese Ungleichheit zwischen dem Chaos des Realen und der Ordnung des Imaginären oder Symbolischen ist der Kern der menschlichen Problematik. Die Psychose – z.B. Asperger-Autismus – stellt eine Unterbrechung der signifikanten Kette dar. Alles, was zufällig oder spontan geschieht, wird im Gegensatz zu dem, was zielgerichtet ist, zu Symptomen.

Die Metapher ist etymologisch betrachtet das, was man überträgt oder nachträgt, genauso wie die Metaphysik der aristotelischen Physik folgt.

Die Klinik der Psychosen veranschaulicht diesen Verlust der Metaphorisierung, dieser Zeit vor dem Gesetz (*temps avant la loi*), die Freud bereits in Totem und Tabu hinterfragt hatte. Es geht darum, sich der psychischen Kontinuität in den aufeinander folgenden Generationen bewusst zu werden. Das Tabu des Inzests trägt dieser Beschaffenheit Rechnung und garantiert die Übermittlung von Generation zu Generation. Das Kind trägt das Gesetz der Generationen in sich und wird auf diese Weise Vater der folgenden Generation. Der Vater ist eine Metapher, und das Kind ist der Vater der Menschheit.

Dialog mit den Post-Kleinianern F. Tustin und D. Meltzer

Wir haben uns auf das, was die lacansche Theorie zum Verständnis der Psychose beigetragen hat, gestützt.

Wenn man sich auf die von Melanie Kleins Schülern – Donald Meltzer und Frances Tustin – weiterentwickelten Theorien stützt, erscheinen unter anderem:

- die Anomalien der Organisation des Raumes, wie das spezifische Körperbild autistischer Kinder, das sich z.B. in der Vertikalspaltung äußert,
- die Anomalien des Blickes und dessen abwehrender Bedeutungen, sowie die Wirkung dieser Anomalien auf die Entwicklung,
- die Schwierigkeit Symbole darzustellen,
- die spezifischen Anomalien der Sprache und deren Erlernen,
- der Ausdruck der autistischen Schwierigkeiten und Ängste.

Das Erkennen dieser spezifischen Punkte hat den Versuch einer neuen dynamischen und strukturellen Definition des Autismus aus psychiatrischer Sicht ermöglicht. Die Kleinianer haben mit sehr gestörten Kindern analytisch gearbeitet, die Literatur ist sehr reich und vielfältig.

Das Fremdbefinden, Unbehagen (*sense of strangeness*) ist es, wovon Meltzer und seine Schüler sprechen. Die Borderline- oder Schizophrenie-Patienten benutzen Wörter wie „*stupid*“, „*dumb*“, „*weird*“, „*strange*“.

Die Meltzer-Schüler Michael Paul und Ira Carson schreiben:

„Diese Worte können als Repräsentation eines mentalen Prozesses betrachtet werden, der eine Veränderung im Gebrauch des Wahrnehmungsapparates beschreibt, und zwar im Hinblick auf verschiedene Stadien des Aufkommens von Zuständen projektiver Identifizierung.“⁴¹

41 M.I. Paul, I.M. Carson, „The Sense of Strangeness“; www.pep-web.org/document.php?id=irp.0030435.a. Das von mir übersetzte Originalzitat lautet: „These words may be considered to represent a mental process describing a change in the use of the perceptual apparatus with respect to different stages of emergence from states of projective identification.“

F. Tustin spricht in Bezug auf die Entwicklung des Selbst (*self*) von einer postnatalen psychischen Trächtigkeit, in einer gemeinsamen Hülle, in einer gemeinsamen Haut, die sich fortschreitend teilt. Dieses Zellenmodell, das der Teilung in der Nucleusphase vergleichbar ist, drängt also das Selbst des Babys dazu, sich zu bilden, indem es eine mütterliche Seite und eine Babyseite mitnimmt. Die Verschweißung oder die verzahnte Verbindung, oder das interne Skelett, halten sie zusammen. Es ist dieses interne Skelett, das bei autistischen Kindern zu fehlen scheint, um den Term Donald Meltzers aufzugreifen.

Meltzer hat 1975 ein neues Konzept geographischer Konstitution dreier psychischer Grenzen erarbeitet, um die Abwesenheit einer Oberfläche des Körpers als Einhüllung, so wie sie von M. Klein beschrieben wird, auszugleichen:

Grenzen

- externer Objekte im internen Raum,
- interner Objekte im internen Raum,
- Grenze mit der Außenwelt.

Die drei Grenzen lassen ein „schwarzes Loch“ bestehen, in dem jedes psychische Element, das sich ihm nähert, verschlungen wird. Das nennt Meltzer Delirium oder autistischen Wirbel. Es ist der Zustand der geographischen Verwirrung. Diese „schwarzen Löcher“ entsprechen der Angst, sich seiner vitalen Substanz zu entleeren, und dem Schwindel, von dem Vakuum aufgesogen zu werden.

Autistische Kinder haben eine Art „Behälter des Selbst“ (*self-container*) in Form der Haut (*skin container*). Es fehlt das interne Skelett (*skeleton container*). Das psychische Ich, das geboren wird, regrediert auf einen Status des körperlichen Ichs ohne mögliche Trennung. Am stärksten Punkt dieser Regression bzw. Desorganisation gibt es ein „Abtragen des Wahrnehmungsapparates in seine sinnlichen und sensorischen Komponenten“. Dieser Mechanismus gestattet es, zu einem Status primitiver Identität zurückzukehren, zu einem Niveau, an dem man sich an etwas geklebt fühlt, was es erlaubt zu überleben, ohne die Trennungsängste zu erleiden.

Die Interpretation F. Tustins hat mich sehr nachdenken lassen. „Die Schizophrenen sind in kleine Stücke zerschmettert, während die Autisten in zwei Hälften geteilt sind.“⁴² Handelt es sich um eine Hälft-

42 F. Tustin, *The Development of the Sense of I-ness*, zitiert nach: G. Haag, „Autisme infantile précoce et phénomènes autistiques“, in: *Psychiatrie*

te Mutter und eine Hälfte Baby, die horizontale Teilung, oder geht es um die vertikale Teilung?

F. Tustin spricht von einem normalen Autismus beim Säugling, was schwer zuzugestehen ist.⁴³

Wenn es während der Entwicklung des Selbst eine binäre Aufteilung gibt (*clivage*), die wie die projektive Identifizierung wirkt, allerdings ohne Verschweißung, ohne Kante, ist der Schritt leicht zu machen, die Hypothese einer symbolischen Schweißnaht zu stellen, die eine körperliche Vereinigung erlaubt.

Ist das der Vater? Die Rolle des Vaters?

Tustin⁴⁴ bleibt, so scheint mir, unterhalb des Ichs (im Infra-Ich), in der Masse vor dem „Big Bang“.

„Am Anfang wird die Sensation des Selbst in Form von Flüssigkeiten und Gasen erfahren. Es ist nicht erstaunlich, denn das Neugeborene taucht aus einem flüssigen Milieu auf, und seine erste Nahrung und Exkremente sind mit Flüssigkeiten und Gasen verbunden [...] Paradoxerweise sind die Autisten von phantastischen illusorischen Ängsten geplagt. In ihren flüssigen und gasförmigen Zuständen sind sie voller Angst, zu explodieren, oder durch Löcher hindurch herauszufließen. Man muss also die Löcher verstopfen, durch welche das Gefühl des Ich oder ‚Me-ness‘ fließen bzw. ausbrechen kann.“⁴⁵

Sich ausleeren, evakuiert zu werden, explodieren oder auslöschen: Die Beschreibung der Säuglinge, die Tustin und Meltzer auf psychotische Kinder anwenden, stößt sich an einer Frage: Was ist *in utero* passiert? Sie fügen hinzu: „Wir können einige Hypothesen von ätiopathogenetischer Ordnung aufstellen, sehr begrenzte Teilantworten, eher Absteckpfähle auf der Suche einer Antwort.“⁴⁶

Die projektive pathologische Identifizierung ist das Ergebnis einer Desintegration des Selbst. Einige Teile des Selbst werden auf das Objekt projiziert und ihrerseits desintegriert. Daraus entsteht die Kreation bizarrer Objekte, die mit Feindseligkeit geladen sind. Das ist das schlechte Objekt. Es fehlt hier die resolute Identifizierung.

de l'enfant, tome 27; Paris: PUF, 2ème éd. 1984, S. 313 [Übersetzung C.M.].

43 F. Tustin, *Autisme et psychose de l'enfant*; Paris: Éd. du Seuil 1977, S. 11

44 F. Tustin, *The Development of the Sense of I-ness*; op. cit.

45 Ebd., S. 313 [Übersetzung C.M.].

46 Ebd., S. 315 [Übersetzung C.M.].

Ich beziehe mich auf S. Leclaire, der sagt, dass die Psychoanalyse das Unbehagen als Objekt hat, das Leiden des Individuums. Er merkt zu diesem Punkt an:

„Der Begriff Individuum bedeutet etymologisch nicht geteilt, was für ein Subjekt paradox ist, und dies auch vor der Existenz einer psychoanalytischen Theorie. Das Individuum, das ist eine Art die Teilung des Subjekts zu verneinen, die Teilung jedes Wesens in zumindest zwei Tendenzen, in Körper und Seele, wie man früher sagte. Das Subjekt ist ein Individuum, das grundsätzlich geteilt ist.“⁴⁷

Der Prozess der Integration der multiplen Empfindungen, denen das Individuum unterworfen ist, der Säugling wie der Autist, ist das, was ich resolute Identifizierung nenne. Die intrapersonelle Teilung, wie die interpersonelle Dyade lösen sich dank zweier simultaner aber unterschiedlicher Operationen aus, dem Imaginären und dem Symbolischen.

Also: Vom Säugling zum Kind, oder vom Autist zum Subjekt findet eine Verknötung statt, um die lacanschen Termini zu gebrauchen. In den Worten Melanie Kleins spricht man von Verschweißung, die wieder Sinn gibt, mit einer doppelten Bedeutung von Signifikation und Orientierung. Das ist für mich die resolute Identifizierung, die den Lebenstrieb (d.h. Begehren und den Trieb nach vorn) mit dem Todestrieb (Bedürfnis, Angst, Pathologie) versöhnt. Das menschliche Wesen ist gleichzeitig Objekt der Bedürfnisse und Subjekt des Begehrens. Die Psychoanalyse ist also eine Disziplin der Konflikte und des Widerspruches. Sie lehrt den Sieg des Begehrens über die Zwänge des Todes.

Warum begrenzen sich die Kleinianer auf eine Beobachtung von Säuglingen, die beschreibend bleibt, wo sie doch die Pioniere der Arbeit mit Autisten sind? Sie beschreiben die Rolle des Holdings, des Handlings, des Blickes, sie erkennen sogar die Interpretation des begehrenden Blickes an (*à la Lacan*),⁴⁸ aber nicht die Sprache und ihre symbolische Funktion. Sie erkennen nicht den Raum an, der es dem

47 S. Leclaire, *Écrits pour la psychanalyse ...*; op. cit., S. 235. Das von mir übersetzte Originalzitat lautet: „Le terme d’individu étymologiquement veut dire non-divisé, ce qui est paradoxal pour un sujet et ce même avant l’existence d’une théorie psychanalytique. L’individu, c’est une façon de nier la division du sujet, la division de tout être entre au moins deux tendances, le corps et l’âme comme on disait autrefois. Le sujet est un individu essentiellement divisé.“

48 S. dazu G. Haag, „Autisme infantile précoce ...“; in: op. cit., S. 317.

Kind erlaubt, im *corps-à-corps* seinen Platz zu finden. Der Raum ist jedoch benannt, als Ort der Angst, verbunden mit der Abwesenheit der Organisation der Tiefe. Der Raum wird benannt, aber nicht durch die Sprache strukturiert, und er wird der Ort der Empfindung des verschlingenden Abgrundes, des Chaos, des „schwarzen Lochs“.

Es werden zwei Antworten auf dieses Chaos gegeben: Die erste ist der Horizont, der jedes Mal auf geographische Weise mit unserem „Hier“ verbunden ist, die zweite ist der Rhythmus, denn durch ihn kommt der Übergang des Chaos zur Ordnung.

An diesem Punkt schließt sich der Kreis meiner Überlegungen, nämlich dass alle Wege zum Subjekt immer nach Rom führen. Als Freud nach Rom kam, stellte er sich vor die Statue des Moses und wartete auf ein Zeichen. Zeichen des Untergangs, des Okzidents? Statue, lat. *signum*. Dies ist ein Zeichen aus Metall oder Stein anstelle eines vokalen Zeichens, eine Zeichen-Statue, die fordert und es ermöglicht, seinen zweiten Orient zu finden, seine eigene Kraft, seinen Rhythmus, seine Orientierung.

In der Klinik der Psychosen ist man damit konfrontiert, seine Augen und Ohren zu öffnen und theoretische Diskurse hinter sich zu lassen, d.h. das, was bereits etabliert ist, um so nah wie möglich beim Subjekt zu bleiben.

Es ist erstaunlich, dass man angesichts einer Problematik wie derjenigen des Autismus auf seine eigenen Recherchen angewiesen ist und dass man bei anderen Theorien dasselbe Bedürfnis nach Orientierung spürt. Es geht dabei um die Person, die mit der ihr eigenen Struktur und Geschichte als Psychoanalytiker arbeitet.

Das Erlangen der Sprache, die den Zugang zur symbolischen Ordnung gestattet, gibt dem Patienten die Möglichkeit einer bildlichen Identifizierung, die schließlich das Statut des Bildes determiniert und das Chaos beseitigt. Das zu authentifizieren, was im Subjekt von imaginärer Ordnung ist, und dem Patienten zu gestatten, seine Geschichte zu artikulieren, also vom Psychotiker zum Neurotiker zu werden: Das ist das Ideal einer Analyse.

„Das Imaginäre ist der Ort, an dem sich alle Wahrheit offenbart,“ sagt Lacan am 10. März 1975.⁴⁹ Wie mir scheint, ist das Imaginäre unbeugsam, und das ist es vielleicht, was wir bei den Kleinianern hören müssen: Das Reale des Körpers durchläuft das Imaginäre. Das heißt, dass es beim Psychotiker eine geographische Konfusion gibt

49 A. Vanier, *Lacan*, Paris: Editions Les Belles Lettres 2003.

(laut Meltzer) in dem Sinne, dass eine körperliche Nichtintegration Einflüsse auf das psychische Leben hat.

Vielleicht ist das die Konfusion: Zwischen den Körpern von Mutter und Kind kommt nichts und niemand, um sich dazwischen zu setzen, keine Sprache, keine Buchstaben, keine Spur, die einen Eindruck hinterlassen könnten. Es fehlen kardinale Koordinaten, die dem Subjekt ermöglichen, Sein und Haben zu strukturieren, um zu leben. Die Konfusion ist das Chaos des Nichtgesagten. Das „schwarze Loch“ als Metapher macht die Theorie des unmöglichen Bezugs des Psychotikers zum Wort deutlich.

An diesem Punkt möchte ich noch einmal die Definition der Sache im Chinesischen aufgreifen, das Ost-West-Ding, um zu zeigen, dass eine Bipolarität einen neuen Schwung bringt. Das Ding ist irgendwo zwischen Ost und West, so wie das Individuum.

Deswegen möchte ich zuletzt die *Kadimah* erwähnen, eine zionistische Organisation, bei der Martin Freud Mitglied war und bei der Freud viele Jahre später Ehrenmitglied wurde. Die *Kadimah*, das bedeutet gleichzeitig und gleichwertig „nach vorne“ und „gen Osten“, gen Orient.⁵⁰

50 Mein Dank gilt Peter Widmer als engagiertem Projektverantwortlichen für die Lektüre meines Textes, für seine Fragen, Anregungen und Übersetzungshilfen, genauso Michael Meyer zum Wischen (Köln), der meine Arbeit durch großen Einsatz und wertvolle Diskussionen mitgetragen hat. Weiterhin danke ich auch meinem Ehemann Eberhard Moser und unseren Kindern, die mich bei dieser Arbeit mit Unterstützung und Verständnis begleitet haben.

DIE LIEBE DES PSYCHOTIKERS UND WAS DER NEUROTIKER UND DIE PSYCHOANALYSE DARAUS LERNEN KÖNNEN

AVI RYBNICKI

Für Freud war das Erkunden der Psychose ein unerlässlicher Beitrag zum Verständnis der Neurosen und der Phänomene des Alltagslebens. Die Psychoanalyse entdeckte, dass für die Liebe ein Dritter, die Phantasie, Bedingung ist, was die Übertragung zum Paradigma der neurotischen Liebe macht. Sollten wir die Gefühle des Psychotikers als Liebe anerkennen – und ich glaube, es gibt keinen Grund dies nicht zu tun –, stellt sich die Frage des Charakters dieser Liebe, die ja nicht Übertragung im herkömmlichen Sinn ist.

Aus der Position Lacans kann man schließen, dass für ihn die Psychose eine große Herausforderung, wenn nicht gar eine Art Schiffbruch in Bezug auf die Existenz der Sache, die „Liebe“ heißt, ist.¹

Mit anderen Worten: Der Psychotiker stellt die radikalste Frage nach dem Charakter der Bindung, der Beziehung zwischen den Menschen und über die Unzulänglichkeit dieser Beziehung. Die Psychose ist auch die schwerste Herausforderung für die Beziehung zwischen den Geschlechtern.

Miller sagt dazu:

„Im Unbewußten gibt es einen Punkt des Nicht-Wissens, und zwar den der Männer über die Frauen und umgekehrt. Die Geschlechter sind einander

1 Vgl. dazu Lacans Aussage: „Worin liegt der Unterschied zwischen jemandem, der psychotisch ist und jemandem, der es nicht ist? Er liegt darin, daß für den Psychotiker eine Liebesbeziehung möglich ist, die ihn als Subjekt abschafft, sofern sie eine radikale Heterogenität des Anderen zuläßt. Aber diese Liebe ist auch eine tote Liebe.“ *Das Seminar III. Die Psychosen [1955/56]*; Weinheim, Berlin: Quadriga, S. 300.

fremd. Dieses Nichtwissen bezieht sich aber genauer gesagt ausschließlich auf das Enigma der Frau. Sie ist das andere Geschlecht, der absolute Andere.“²

Sowohl der Neurotiker als auch der Psychotiker müssen sehen, welche Mittel ihnen bei der Auseinandersetzung mit dem Anderen, mit der Liebe, zur Verfügung stehen und wie sie diese anwenden können.

Beim Neurotiker ist die Wahl des Liebesobjekts die Folge der imaginären und symbolischen Identifikation und befindet sich im Feld des Namens-des-Vaters.

Mit der Illusion der Liebesübertragung lässt sich bis zu einer gewissen Grenze etwas ausrichten. Das phallische Genießen ist durchaus auch ein Ausbruch aus dem Autoerotismus, es begrenzt jedoch den Platz des Anderen mehr oder weniger auf die Fläche der Übertragung.

Dem Psychotiker steht diese Illusion von vornherein nicht zur Verfügung, weshalb er von jeher auf etwas anderes angewiesen ist, um eine bestimmte Bindung einzugehen und nicht im Realen ganz unterzugehen.

Ich möchte einige klinische Beispiele für die Konstruktionen, man kann sagen Erfindungen, psychotischer Subjekte in Sachen Liebe darstellen:

Ein Patient sagt: „Mein Körper ist der eines Mannes, aber in meiner Seele bin ich eine Frau.“ Auf diese Weise fühlt er sich zu „sehr männlichen“ Männern hingezogen, ohne mit ihnen Kontakte zu haben. Man kann sehen, dass dieser Patient auf dem allmächtigen „Allessein“ besteht, jedoch durch die Unterscheidung zwischen Körper und Seele einen Riss, eine Kluft erzeugt, die er aus gutem Grund nicht durch körperliche Verwirklichung gefährdet.

Eine andere Version:

G. versucht die Frau zu sein, die allen Männern fehlt. Tatsächlich gibt es immer obsessive Männer, die sich von dieser Art von Position angezogen fühlen und die dann G. über Jahre hinweg treu sind. G. selbst liebt, indem sie den anderen sie lieben lässt, ohne diese Liebe andauernd in Frage zu stellen, wie es die Hysterikerin tut. Man kann

2 J.-A. Miller, *Von einem anderen Lacan*; Wien: Turia + Kant 1994, S. 11.

sagen, dass sie Sicherheit in der Liebe gibt und diese hält, solange beim Partner das Sicherheitsbedürfnis vorrangig ist.

S., eine psychotische Patientin in einer psychiatrischen Anstalt, wählte eine Lösung für das Problem der Wahl des Liebesobjekts, die dem Imaginären den Vorzug gibt. Sie sagt, dass ihr Vater verführerisch sei, weshalb sie abstinente bleibe. Ihr Mann wird im Delirium andauernd von anderen Objekten ihrer Leidenschaft abgelöst, auch von ihrem Bruder. Sie meint, dass sie einmal ihren Bruder heiraten wird. Sie trifft immer andere, neue Männer, wenn sie mit ihrem Mann zusammen ist. Als ein Thearapeut einmal versuchte, ihre Halluzination als Furcht vor Nähe zu deuten, sagte sie ihm, dies sei nicht seine Aufgabe. Trotz ihres Wahnsinns führt sie eine stabile Ehe. Die Wahl der imaginären Partner erlaubt ihr, die durch das Fehlen des Namens-des-Vaters labile Struktur zusammenzuhalten. Das Erfinden anderer Männer ermöglicht es ihr, nicht von der Struktur der Ganzheit aufgesogen zu werden und eine Art von Unvollständigkeit zu schaffen. Das Imaginäre dient als Prothese, die den Fall in den Abgrund dämpft, der sich bei der sexuellen Begegnung ohne phallische Regulierung auftut. Darüber hinaus ist es ein Versuch, eine Bindung zu schaffen, die das Genießen definiert. Ihre symptomatische Erfindung schützt sie vor dem Realen, belässt sie jedoch im Feld des Asexuellen.

Noch ein weiteres Beispiel, wie auch der Psychotiker sich durch die Liebe schützt:

T., ein psychotischer Anstaltspatient, war einmal im Leben verliebt – und zwar als Jugendlicher – in eine andere Anstaltspatientin. Als sie ihn verließ, versuchte er sich umzubringen, was nicht unbedingt eine psychotische Lösung sein muss, jedoch immer eine narzisstische ist. Als es ihm im Alter von 20 Jahren nicht gelang, mit ihr zu schlafen, dachte er, sie wolle ihn nicht, und war überrascht, dass dem nicht so war. Er dachte, sie würde ihn auslachen, und war 10 Jahre später wieder überrascht, als er erfuhr, dass dem nicht so war.

Beide Male sagte er: „Meine Gedanken waren falsch.“ Auf diese Weise benutzte er seine absolute und einzige Liebe, um einen Unglauben an die Allmacht seiner Gedanken einzuführen, ein Schutz vor dem totalen Aufgehen in der Delusion.

Beim Psychotiker nimmt die Frau sehr oft den Platz des Vaters ein, sie ist die Retterin, wie es für Schreber seine Frau, die er sehr liebte, eine Zeit lang war.

M. ist viele Jahre hinweg in Analyse, die ihn zusammen mit seinen Frauenbegegnungen vor dem psychotischen Zusammenbruch schützt. Solange er eine Frau hat, stellt sich der Vater nicht als Thema in der Therapie. Zu einer bestimmten Zeit wollte er eine Paartherapie mit seiner Mutter machen. Die Frauen in seinem Leben verhindern die Delusion, die zum Akt führt. M. fragt sich nicht, ob er liebt, und erwartet nichts von einer Frau (wie z.B. Schönheit, Aufmerksamkeit, Bestätigung und Status), weshalb er auch nicht abgelehnt wird. Er hat auch keine Scham.

Lacan meinte, dass die Frau das Symptom des Mannes sei und er durch sie existiere. Eine Plombe ist jedoch kein Symptom, und in diesem Fall ist die Rede von einer Plombe, der vierte Kreis im Borromäischen Knoten. Anstatt des Namens-des-Vaters ist sie es, die die Struktur zusammenhält.

Die Liebe des Psychotikers bezieht sich auf einen absoluten Anderen. Diese Tatsache ermöglicht ihm – zwingt ihn – eine nicht egoistische Liebe zu kreieren, in der er sich völlig aufgeben kann, wie Schreber zu Gott, falls er es nicht, wie in den Beispielen zuvor, schafft, die Liebe als ein Mittel, das einen Mangel definiert, einzuführen.

Falls es ihm gelingt, das Liebesobjekt als Ersatz für den Platz des Vaters zu benutzen, so kann es für ihn eine Grenze markieren und die Rettung vor dem narzisstisch omnipotenten Rückzug und dem Einsinken in das reale Nichts bedeuten.

Auch der Neurotiker kämpft in der Analyse gegen den narzisstischen Rückzug, um im freudschen Sinn³ die Objektliebe der Eigenliebe entgegenzusetzen. Der Unterschied zwischen Neurose und Psychose besteht darin, dass in der Psychose das Subjekt nicht nur an das Symptom, z.B. an die Stimmen, glaubt – dies tut der Neurotiker auch –, sondern, dass er ihnen glaubt, und dies ohne Zweifel und Bedenken. Jedoch könnte man die Liebe als Grenzfall ansehen, da man in der Liebe der Frau/dem Mann glaubt – glaubt, was sie sagen, um an sie/ihn zu glauben.

Der Unterschied liegt darin, dass es beim Psychotiker zur Liebe ohne Bedingung, ohne Zweifel kommen kann, vor der er geschützt werden muss. Währenddessen sollte dem Neurotiker in der analytischen Kur ermöglicht werden, hinter seinem Begehren zu stehen, man könnte sagen, es sollte ihm ermöglicht werden, vom Psychotiker zu

3 S. Freud, „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ (1921); in: *G.W. XIII*, S. 111 f.

lernen. Dies hat auch Konsequenzen für die Interventionen des Analytikers, die sich nicht aufs Erklären, das das Genießen oft nur fördert, konzentrieren, sondern auf das Begehren hinzielen sollten.

S., die psychotische Patientin, von der ich vorhin berichtete, drückte dies ganz radikal aus, als sie dem Therapeuten sagte, dies wäre nicht seine Sache, ihr Beziehungsängste zu attestieren.

Ich versuchte, im Falle von S. aufzuzeigen, wie die Erfindung von anderen in der Zweierbeziehung konstruktiv sein kann. Die Wahrheit ist, dass der Neurotiker in seinen sexuellen Phantasien andauernd andere benötigt (manchmal durchaus in Form des eigenen Partners, aber immer anders, als er sich im gleichen Augenblick konkret, körperlich darstellt), um das Genießen zu gewährleisten und den sexuellen Kontakt mit dem Partner aufrechtzuerhalten. Das Problem des neurotischen Leidens liegt in der Starrheit der Phantasie, dem Zwang zum Wiederholen, der Unkreativität, der Unfähigkeit neu zu erfinden. Die Psychotiker sind darauf angewiesen zu erfinden, um nicht verrückt zu werden.

Schon Freud sah in der Phantasie die Brücke zwischen Neurose und Psychose.⁴ Die Phantasie ermöglicht dem Neurotiker wie dem Psychotiker die Dämpfung des Falls in den Abgrund, der sich auch bei ihm bei der sexuellen Begegnung auftut, und sie kann, falls sie nicht erstarrt, ein Motor der Erneuerung sein. Diese Erfindungen sind Teil dessen, was man die Elastizität des Symptoms, bekanntlich ein Ziel der analytischen Kur, nennt.

Am Ende der Kur ist zu hoffen, dass die Liebe des Neurotikers weniger vom Wiederholungszwang, vom Genießen bestimmt ist, er mehr erfinden und sich mehr für den Anderen und für das Neue interessieren kann, also weniger narzisstisch ist.

In diesem Zusammenhang stellt sich für mich die Frage, welcher Zusammenhang zwischen der Frage Lacans, ob eine Liebe existiert, die über das Phallische hinausgeht, und der absoluten, nicht egoistischen Liebe des Psychotikers besteht.

Die Neurotiker bei der Liebe und die Analytiker beim analytischen Akt können vom Psychotiker das Erfinden lernen. Der Psychotiker bleibt jedoch mit seiner Erfindung allein. Auch beim Neurotiker ist am Ende der Analyse mit der Auflösung der phallischen Bedeutung

4 S. Freud, „Der Realitätsverlust in Neurose und Psychose“; in: *G.W. XII*, S. 367.

eine Erfindung nötig, jedoch eine Erfindung mit dem anderen, eine Erfindung des Paares, nicht des Einzelnen.⁵

5 Weitere verwendete Literatur: O. Castel, *Memale Makom schel hame-tawech hasymboli* (hebräisch; im Original: *Der Stellvertreter des symbolischen Vermittlers*). Abschlussarbeit für das psychoanalytische Psychotherapieprogramm, Bar-Ilan Universität, Ramat Gan, 2006.

„VERLIEBT - VERKANNT - VERRÜCKT“

THOMAS VOGT

A. Einleitung

Wenn wir verliebt sind, sind wir alle ein wenig verrückt. Zu allen Zeiten haben sich die Dichter mit diesem aufregenden Zustand beschäftigt. Himmelhoch jauchzend, hängt der Himmel voller Geigen für die Einen; zu Tode betrübt, bricht er den Anderen schier das Herz. Neben einem Aufwallen der Gefühle sind dabei immer Idealisierung und Verknennung im Spiel.

Ist die Verliebtheit für manche Menschen geradezu der Inbegriff des ersehnten Glücks, so ist sie für die Psychotiker häufig wie eine Klippe, über die sie in den Abgrund des Wahnsinns stürzen, wie an folgendem Beispiel gezeigt werden soll.

B. Vorgeschichte

Es handelt sich um eine 25 Jahre alte Studentin, die sich in einen ihrer Dozenten verliebt hatte und den Eindruck bekam, dass dieser Mann sich auch in sie verliebt hätte. Der Dozent, geübt im Umgang mit ihn anschwärmenden Studentinnen, hatte vielleicht ein wenig mitgeflirtet; aber dann, auf ihre Äußerung, sie merke doch, dass sie ihm auch gefalle, geantwortet: „Aber sie sind doch meine Studentin!“ Verwirrt hatte sie daraufhin den Raum verlassen. Im Freien bemerkte sie, dass sie von anderen Menschen beobachtet wurde; manche versuchten auch, von ihr ein Foto zu machen, und sie nahm an, dass hier ein Film auf dem Campus gedreht würde, in dem sie die Hauptrolle spielte. Zunehmend wurde sie ängstlicher und rannte in Panik nach Hause. Ihr Freund brachte sie dann in eine psychiatrische Klinik; dort wurde sie knapp 4 Wochen lang stationär behandelt, bekam Neuroleptika, bis sie sich von ihrem „Wahn“, im Mittelpunkt zu stehen, distanzieren konn-

te. Knapp 1 Jahr lang machte sie eine ambulante Psychotherapie und kam nach einem Wechsel der Universität in meine Praxis; wir verabredeten eine Fortsetzung der Therapie, zweimal wöchentlich.

Die Frau ist das dritte Kind, hat zwei jüngere Geschwister aus der Ehe ihrer Eltern, zwei wesentlich ältere aus der ersten Ehe der Mutter. Nach dem Tode ihres ersten Mannes hatte die Mutter wieder geheiratet, um einen Ernährer für sich und die Kinder zu haben. Dieser Mann, der Vater der Patientin, hatte sich früh, seit sie zwischen 3 und 4 Jahre alt war, an der Patientin vergriffen; ungefähr ab dem 13. Lebensjahr gingen die Missbrauchshandlungen in sexuellen Verkehr über. Die Patientin hatte sich immer gefragt, ob das „so richtig sei“, ob denn der Vater „das dürfe“. Einmal war sie nach einem sexuellen Kontakt mit dem Vater in die Küche zur Mutter gelaufen in der Hoffnung, dass diese „ihr was anmerken würde und was sagen müsse“. Die Mutter hatte aber nur geschimpft: „Was stehst du da so herum!“, und sie wieder weggeschickt. Auch in der Schule hatte sie gehofft, dass der Lehrer, der sie wegen einer dramatischen schulischen Verschlechterung gefragt hatte, was mit ihr sei, „was merken müsse“. Aber als der Vater, nachdem er vom Lehrer einbestellt worden war, von der Schule zurückkehrte und ihr eine Tracht Prügel verpasste, sei ihr klar geworden, dass sie sich mit diesem Zustand abfinden müsse. Immer wieder hatte sie, als sie es nicht vermeiden konnte, mit dem Vater allein zu Hause zu sein, sich diesem förmlich angeboten, um „es wenigstens selbst gewollt zu haben“. So meinte sie, „es besser ertragen zu können“.

Seit sie von zu Hause weg ist, bekommt sie vom Vater kein Geld mehr. Als sie eine Studienförderung beantragen wollte und dazu das Einkommen des Vaters angeben musste, hatte dieser jede Mitwirkung zurückgewiesen mit der Begründung, wenn er seine Einkommensverhältnisse offenlegen müsse, könne er kein Kindergeld mehr für sie kassieren – dies könne sie ja nicht von ihm erwarten. Mit 17 Jahren von zu Hause abgehauen, lebt sie seit dieser Zeit mit einem wesentlich älteren Mann zusammen in einer von ihr so genannten „SM-Beziehung“; darunter versteht sie eine Form der Beziehung, in der der „andere ihr sagt, was er von ihr will, und sie es machen muss“. Finanziell ist sie ganz von ihm abhängig. Sie lebt also in einer Art Leibeigenschaft mit dem jetzigen Manne, dem sie vertraut und für den sie auch freundschaftliche Gefühle empfindet, aber „sie kann sich gar nicht vorstellen, ihm gegenüber sexuelle Gefühle zu haben“.

C. Fragestellung

„Sie sind doch meine Studentin.“ Mit diesem Satz hat die Enttäuschung angefangen, durch die die Patientin ins Bodenlose stürzte. Hier wurde ein symbolischer Platz benannt, der ihr Verhältnis zu anderen bezeichnet. Dadurch ist sie als Frau und Studentin und der Mann als Professor und Lehrer in ein definiertes Verhältnis gebracht. Dies hat sie sich anders vorgestellt. Sie wollte ihm als Geliebte gefallen; er hat dieser Vorstellung nicht entsprochen, sondern von etwas anderem gesprochen, davon, dass sie für ihn eine andere Bedeutung hat, dass er ihr eine andere Bedeutung gibt und damit ihre Vorstellung verneint. In ihrer Erwartung, von dem Dozenten als Objekt seiner Liebe und seines Begehrens anerkannt, gespiegelt zu werden in Bezug auf ihr eigenes Begehren, spricht der Dozent von dem Platz eines Dritten und „deutet“ die Situation anders. Für sie ist dies ein Verbot, eine Verneinung ihres Bildes, ihrer Vorstellung, ihres Begehrens. In dem Moment, in dem sie sich nicht, wie erwartet, bestätigt sieht, fällt sie in ein Loch. Wenn wir jetzt von „Loch“ sprechen, ist das eine Metapher, von der wir sprechen können, um uns damit die Situation klarzumachen. Hier bedienen wir uns einer Struktur, die wir haben, oder besser gesagt, die uns trägt; für den Psychotiker gibt es hier „nichts“, wovon, von woher er diese neue Situation in ein subjektives Konzept mit Bildern und Bedeutungen bringen könnte.

„Sie sind doch meine Studentin.“ Was ist es, wodurch diese Feststellung bei der Patientin solche Folgen nach sich zieht? Sie sind eine Studentin, sie sind meine Studentin. Analog wäre zu sagen: Sie sind meine Tochter, sie sind meine Frau, sie sind meine Mutter, sie sind meine Großmutter usw. – alles Äußerungen, die einen symbolischen Ort, eine Bedeutung in einer symbolischen Ordnung bezeichnen. Dadurch bekommen sowohl Objekte in ihrer Bedeutung für andere als auch Subjekte im Hinblick auf ihren Ort in Bezug zu anderen Orten ihren Platz. Dieser ist in seiner logischen Bedeutung festgeschrieben.

An diesem Punkt ist die verwundbare Stelle des Psychotikers. Wird er im Sinne dieser symbolischen Ordnung angerufen, ist er also gehalten, als Subjekt zu antworten – i.e. gerade nicht im Sinne seines Bildes, seiner Vorstellung innerhalb einer imaginären Welt, sondern als Sprachwesen, das von einem anderen Platz aus sein Sprechen empfängt in Bezug auf den Anderen, dem er seine Botschaft übermitteln könnte –, so ist da nichts.

Da ist nichts, was im Psychotiker antwortet; nichts, was ihm sinngemäß entspricht. Stattdessen – um das Loch, den Riss, das Nichts zu

füllen – sammelt der Psychotiker planlos Vorstellungen im Delir oder fixiert sich auf ein feststehendes Bild im Zwang. Lacan formuliert dies in *Seminar III. Die Psychosen* so:

„Aber der wesentliche Punkt, den man nicht hervorhebt, besteht darin, daß der Wahn von dem Augenblick beginnt, wo die Initiative von einem Anderen kommt, mit einem großen A, wo die Initiative auf einer subjektiven Aktivität begründet ist. *Der Andere will* das, und er will vor allem, daß man es wisse, er will es kundtun.“¹

D. Wissenschaftstheoretischer Hintergrund

Im Folgenden soll zunächst auf die Vorstellung Freuds über die psychische Entwicklung des Mädchens eingegangen werden, die später von Psychoanalytikern wie M. Klein,² D.W. Winnicott,³ W.R.D. Fairbairn,⁴ M. Mahler,⁵ Th. Ogden⁶ theoretisch ausgearbeitet und der klinischen Arbeit zur Verfügung gestellt wurde. Lacan hat dies ergänzt mit dem von ihm so benannten Spiegelstadium, das für die Theorie der Psychosen von großer Bedeutung ist.

Nach der klassischen Auffassung vollzieht sich die ödipale Entwicklung der Frau in einer Umwendung der libidinösen Bindung des kleinen Mädchens von der Mutter zum Vater. Freud⁷ verneinte eine biologisch begründete Erklärung und bestand darauf, dass sich die

- 1 J. Lacan, *Le Séminaire III. Les Psychoses* [1955/56]; Paris: Éd. du Seuil 1981, S. 361; deutsch: *Das Seminar III. Die Psychosen* [1955/56]; Weinheim, Berlin: Quadriga 1997, S. 229.
- 2 M. Klein, „Early Stages of the Oedipus Conflict“; in: *International Journal of Psycho-Analysis* 9, 1928, S. 167–180; Dies., „Notes on Some Schizoid Mechanisms“ (1946); in: Dies., *Envy and Gratitude and Other Works, 1946–1963*, ed. by R. Money-Kyrle; New York: Delacorte, 1975, S. 1–24.
- 3 D.W. Winnicott, *Transitional objects and transitional phenomena. Playing and reality*; New York: Basic Books 1971.
- 4 W.R.D. Fairbairn, *Psychoanalytic Studies of the Personality*; Boston: Routledge and Paul 1952.
- 5 M. Mahler, „On Childhood Psychoses and Schizophrenia: Autistic and Symbiotic Infantile Psychoses“; in: *Psychoanalytic Study of the Child* 7, 1952, S. 286–305.
- 6 Th. Ogden, „The Mother, the Infant and the Matrix: Interpretations of Aspects of D.W. Winnicott“; in: *Contemporary Psychoanalysis* 21, 1985, S. 346–371.
- 7 S. Freud, „Die Weiblichkeit“ (1933); in: „Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“; *G.W. XV*, S. 119–145.

Hinwendung zum Vater psychisch begründen ließe.⁸ So sah er in der Abwesenheit, dem Fehlen des Penis, die Hauptantriebskraft der Abwendung von der Mutter hin zum Vater.

„Die Abwendung von der Mutter geschieht im Zeichen der Feindseligkeit, die Mutterbindung geht in Haß aus.“⁹ „Aus den Analysen erfahren wir, daß das Mädchen die Mutter für seinen Penismangel verantwortlich macht und ihr diese Benachteiligung nicht verzeiht.“¹⁰

Wenn Freud ausführt, dass das Mädchen seine Objektbesetzung von der Mutter auf den Vater verschiebt, wird dabei vernachlässigt, dass der Status der Mutter als Objekt und der Status des Vaters als Objekt keineswegs gleichwertig sind. D.W. Winnicott¹¹ und Th. Ogden¹² stimmen darin überein, dass es dabei nicht um einen Übergang von einem Objekt zu einem anderen, sondern um einen Übergang von einer Beziehung zu einem inneren Objekt zu einer Besetzung des äußeren Objekts geht. Eine Bewegung hin zu einer Besetzung sowohl der ödipalen Mutter als auch des ödipalen Vaters stellt einen entwicklungsmäßigen Fortschritt in Richtung eines In-Beziehung-Tretens mit äußeren Objekten dar, der mithilfe von Übergangsobjekten und anderen psychischen Phänomenen, die jetzt hier nicht aufgeführt werden können, erreicht werden kann.¹³ Eine hasserfüllte Unterbrechung der präödipalen Beziehung mit der Mutter in der Art, wie Freud sie beschrieben hatte, würde aller Voraussicht nach zur Ausbildung von narzisstischen Abwehrmechanismen und narzisstischen Objektbeziehungen sowie zu einem schizoiden Rückzug von äußeren Objekten führen und das Angewiesen-Sein auf omnipotente Abwehrmechanismen wieder verstärken.¹⁴

Nach Laplanche und Pontalis (*Das Vokabular der Psychoanalyse*) sind Abwehrmechanismen „verschiedene Operationstypen, in die sich

8 S. dazu S. Freud, „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds“ (1925); in: *G.W. XIV*, S. 17–30; Ders., „Über die weibliche Sexualität“ (1931); in: *G.W. XIV*, S. 515–538; Ders., „Die Weiblichkeit“ (1933); in: op. cit., S. 129.

9 Ebd., S. 129.

10 Ebd., S. 133.

11 D.W. Winnicott, *Transitional Objects ...*; op. cit.

12 Th. Ogden, „The Mother, the Infant and the Matrix ...“; in: op. cit.

13 D.W. Winnicott, *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*. Mit einem Vorwort von M.M.R. Khan; München: Kindler 1974, S. 143 ff.

14 Th. Ogden, *Frühe Formen des Erlebens*; Wien, New York: Springer Verlag 1995.

die Abwehr gliedern kann.“¹⁵ Die vorherrschenden Mechanismen sind unterschiedlich, je nach dem Erkrankungstyp, nach der genetischen Stufe, nach dem Entwicklungsstand des Abwehrkonflikts etc. Hier soll ein besonderer Typ hervorgehoben werden: die Verwerfung.

Freud schreibt über die Verwerfung, sie sei ein spezifischer Abwehrmechanismus, welcher sich von der Verdrängung unterscheide.¹⁶ Bei jener verwerfe das Ich diese unerträgliche Vorstellung mitsamt ihrem Affekt und verhalte sich so, als ob die Vorstellung nie an das Ich herangetreten wäre:

„In beiden bisher betrachteten Fällen war die Abwehr der unverträglichen Vorstellung durch Trennung derselben von ihrem Affekt geschehen; die Vorstellung war, wenngleich geschwächt und isoliert, dem Bewußtsein verblieben. Es gibt nun eine weit energischere und erfolgreichere Art der Abwehr, die darin besteht, daß das Ich die unerträgliche Vorstellung mitsamt ihrem Affekt verwirft und sich so benimmt, als ob die Vorstellung nie an das Ich herangetreten wäre. Allein in dem Moment, in dem dies gelungen ist, befindet sich die Person in einer Psychose, die man wohl nur als ‚halluzinatorische Verworrenheit‘ klassifizieren kann. Ein einziges Beispiel soll diese Behauptung erläutern:

Ein junges Mädchen hat einem Mann eine erste impulsive Neigung geschenkt und glaubt fest an seine Gegenliebe. Tatsächlich befindet sie sich im Irrtum; der junge Mann hat ein anderes Motiv, ihr Haus aufzusuchen. Die Enttäuschungen bleiben auch nicht aus; sie erwehrt sich ihrer zunächst, indem sie die entsprechenden Erfahrungen hysterisch konvertiert, erhält so ihren Glauben, daß er eines Tages kommen und um sie anhalten werde, fühlt sich aber dabei infolge unvollständiger Konversion und beständigen Andranges neuer schmerzlicher Eindrücke unglücklich und krank. Sie erwartet ihn endlich in höchster Spannung für einen bestimmten Tag, den Tag einer Familienfeier. Der Tag verrinnt, ohne daß er gekommen wäre. Nachdem alle Züge, mit denen er ankommen könnte, vorüber sind, schlägt sie in halluzinatorische Verworrenheit um. Er ist angekommen, sie hört seine Stimme im Garten, eilt in Nachtkleidung herunter, ihn zu empfangen. Von da an lebt sie durch zwei Monate in einem glücklichen Traum, dessen Inhalt ist: er sei da, sei immer um sie, es sei alles so wie vorhin (vor der Zeit der

15 J. Laplanche, J.-B. Pontalis, *Das Vokabular der Psychoanalyse*; Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1974, S. 30.

16 S. Freud, „Die Abwehr-Neuropsychosen. Versuch einer psychologischen Theorie der akquirierten Hysterie, vieler Phobien und Zwangsvorstellungen und gewisser halluzinatorischer Psychosen“ (1894); in: *G.W. I*, S. 72 ff.

mühsam abgewehrten Enttäuschungen). Hysterie und Verstimmung sind überwunden; von der ganzen letzten Zeit des Zweifels und der Leiden wird während der Krankheit nicht gesprochen; sie ist glücklich, solange man sie ungestört läßt, und tobt nur dann, wenn eine Maßregel ihrer Umgebung sie an etwas hindert, was sie ganz konsequent aus ihrem seligen Traum folgern will. Diese seinerzeit unverständliche Psychose wurde zehn Jahre später durch eine hypnotische Analyse aufgedeckt.

Die Tatsache, auf die ich aufmerksam mache, ist die, daß der Inhalt einer solchen halluzinatorischen Psychose gerade in der Hervorhebung jener Vorstellung besteht, die durch den Anlaß der Erkrankung bedroht war. Man ist also berechtigt zu sagen, daß das Ich durch die Flucht in die Psychose die unerträgliche Vorstellung abgewehrt hat; der Vorgang, durch den dies erreicht worden ist, entzieht sich wiederum der Selbstwahrnehmung wie der psychologisch-klinischen Analyse. Er ist als der Ausdruck einer pathologischen Disposition höheren Grades anzusehen und läßt sich etwa wie folgt umschreiben: Das Ich reißt sich von der unerträglichen Vorstellung los, diese hängt aber untrennbar mit einem Stück der Realität zusammen, und indem das Ich diese Leistung vollbringt, hat es sich auch von der Realität ganz oder teilweise losgelöst. Letzteres ist nach meiner Meinung die Bedingung, unter der eigenen Vorstellungen halluzinatorische Lebhaftigkeit zuerkannt wird, und somit befindet sich die Person nach glücklich gelungener Abwehr in halluzinatorischer Verworrenheit.

Ich verfüge nur über sehr wenige Analysen von derartigen Psychosen; ich meine aber, es muß sich um einen sehr häufig benützten Typus psychischer Erkrankung handeln, denn die als analog aufzufassenden Beispiele der Mutter, die über den Verlust ihres Kindes erkrankt, jetzt unablässig ein Stück Holz im Arme wiegt, oder der verschmähten Braut, die seit Jahren im Putz ihren Bräutigam erwartet, fehlen in keinem Irrenhause.

Es ist vielleicht nicht überflüssig hervorzuheben, daß die drei hier geschilderten Arten der Abwehr und somit die drei Formen von Erkrankung, zu denen diese Abwehr führt, an derselben Person vereinigt sein können. Das gleichzeitige Vorkommen von Phobien und hysterischen Symptomen, das *in praxi* so häufig beobachtet wird, gehört ja mit zu den Momenten, die eine reinliche Trennung der Hysterie von anderen Neurosen erschweren und zur Aufstellung der ‚gemischten Neurosen‘ nötigen. Die halluzinatorische Verworrenheit zwar verträgt sich häufig nicht mit dem Fortbestand der Hysterie, in der Regel nicht mit dem der Zwangsvorstellungen. Dafür ist es nichts Seltenes, daß eine Abwehrpsychose den Verlauf einer hysterischen oder gemischten Neurose episodisch durchbricht.“¹⁷

17 Ebd., S. 72–74.

Der Schwerpunkt des Ödipuskomplexes liegt bei Freud darin, dass das Subjekt im Kampf um das begehrte Objekt, das im Unbewussten ganz befriedigt, eine verbietende Instanz anerkennt. Während Freud jedoch bei der Rekonstruktion der seelischen Entwicklung im Wesentlichen von einem genetischen Modell ausgeht, indem er in der Entwicklung zunächst die Auseinandersetzung mit der Mutter und zeitlich später die Konfrontation mit dem Vater als einem hinzukommenden Dritten annimmt, ist der durch den Penis als Teilobjekt verkörperte Vater laut M. Klein schon früher vertreten.¹⁸

Im Gegensatz zu diesen entwicklungspsychologischen Modellen ist nach Lacans Auffassung der Dritte schon von Anfang an vorhanden – in der Sprache der Mutter, wenn sie sich auf ihn bezieht.

In der erweiterten Fassung des Spiegelstadiums von 1949¹⁹ hat Lacan ein Modell entwickelt, das die Beziehung des Subjekts zu seinem Bild, wie es gesehen und von einem Anderen bezeichnet wird, darstellt. So funktioniert der Dritte, meist der Vater, als jemand, der aus der Sicht des Kindes der Mutter etwas bedeutet. Durch diese Abhängigkeit büßt sie ihre Vollkommenheit ein, weil ihr etwas fehlt, was sie einem anderen zuschreibt. Dies heißt dann für das entstehende Subjekt, dass es sich neben der Identifikation mit der es spiegelnden Reaktion der Mutter – diesem gleichsam primärprozesshaften Geschehen – gleichzeitig mit einem aus Worten und Bedeutung bestehenden Rahmen identifiziert, der durch den Anderen, den Dritten, vermittelt wird.

Lacan arbeitet die freudsche Konzeption also um in eine Form, in der er den Mythos von Ödipus auch als eine sprachliche (symbolische) Schöpfung ansieht, in der das Aufkommen von Regeln, Verboten und Gesetzen, verkörpert durch die Instanz des großen Anderen (A), eine symbolische Ordnung vermittelt. Der erfolgreiche Ausgang des Ödipuskomplexes bedeutet also bei Lacan für das Subjekt die Möglichkeit, sich aus der narzisstischen, spiegelnd sich identifizierenden Beziehung zum anderen zu lösen. Um also nicht unmittelbar auf den spiegelbildlichen anderen reagieren zu müssen, z.B. in Form einer vorgestellten Erwartung, muss der Dritte in Form eines Zeichens, eines Gesetzes, einer Regel, vorhanden sein und damit die Möglich-

18 H. Segal, *Melanie Klein. Eine Einführung in ihr Werk*; München: Kindler 1974, S. 17.

19 J. Lacan, „Le stade du miroir comme formateur de la fonction du Je“; in: *Écrits*; Paris: Éd. du Seuil 1966, S. 93–100; deutsch: „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion“; in: *Schriften I*; Olten: Walter-Verlag 1964, S. 61–70.

keit erst entstehen lassen, nicht alternativ erfüllend oder verneinend auf das Spiegelbild reagieren zu müssen, sondern im Rahmen des Symbolischen handeln zu können oder sich auszudrücken mit Worten. Nach Lacan ist diese konstitutive Bedeutung für das Subjekt übergeordnet, so dass sich zwar das Subjekt mit seinem Bild in Bezug auf andere Bilder spiegeln kann, dabei aber vom Dritten abhängt. Das Subjekt erlebt sich selbst in Bezug auf sein Spiegelbild, aber getrieben von seinem Unbewussten, das sich im Anderen (A) orientiert.

Was aber, wenn dieser Bezug auf den großen Anderen (A), den Namen des Anderen, wie Lacan ihn nennt, im Unbewussten des Subjekts fehlt? Lacan bringt dieses Fehlen in Verbindung mit dem Begriff der Verwerfung als das spezifische Element der Psychose, in welchem ein Element aus der symbolischen Ordnung herausgefallen ist, so als ob es nie existiert hätte.²⁰

1954, als er diesen Begriff zum ersten Mal anwendet, wird nicht gleich deutlich, was verworfen wird: die Kastration in dem Sinne, dass es der Mutter, die sich nicht auf etwas Drittes bezieht, an nichts mangelt, oder das Sprechen selbst in der Weise, dass alles der imaginären Ordnung zugeordnet wird und das symbolische Sprechen nicht mehr stattfindet.²¹ 1955/56 reformuliert Lacan dieses Problem, indem er das Objekt der Verwerfung mit dem Vaternamen, dem „Namen-des-Vaters“, gleichsetzt, wobei diesem Signifikant (S) eine fundamentale Funktion zukommt. Ist dieser Name des Vaters für ein bestimmtes Subjekt verworfen, bleibt in der symbolischen Ordnung ein Leck (*trou*), welches nicht wieder geschlossen werden kann.

Ein Loch in der symbolischen Ordnung bedeutet nicht, daß der Psychotiker kein Unbewusstes hat, Im Gegenteil: In der Psychose ist „das Unbewußte da, aber es funktioniert nicht.“²² Dadurch bekommt das Subjekt auch seine Struktur, die psychotische Struktur. Im Allgemeinen muss sich das klinisch nicht mit den Zeichen einer Psychose äußern. In den Fällen, Situationen aber, wenn sich das Subjekt mit dem verworfenen Namen des Vaters konfrontiert sieht, wie z.B. in unserem Falle, ist das Subjekt nicht fähig, ihn zu verwenden; die Folge ist ein „Zusammenstoß mit dem nicht assimilierbaren Signifikan-

20 J. Lacan, *Le Séminaire I. Les écrits techniques de Freud [1953/54]*; Paris: Éd. du Seuil 1975, S. 64–70; deutsch: *Das Seminar I. Freuds technische Schriften [1953/54]*; Weinheim, Berlin: Quadriga 1990, S. 71–78.

21 Ebd., S. 54; deutsch S. 59

22 J. Lacan, *Le Séminaire III ...*; op. cit., S. 164; deutsch S. 172.

ten“²³ und die Entstehung einer Psychose in Form von Halluzinationen, Wahnvorstellungen, die an den Platz des Verworfenen treten und sich klinisch manifestieren. Ausführlich wird dies von Lacan im Seminar *Die Psychosen* diskutiert. Darin werden in 25 Kapiteln ausführlich die Grundsätze seiner Theorie über die Geisteskrankheiten erörtert.

Damit die psychotische Symptomatik entsteht, müssen also nach Lacan zwei Bedingungen erfüllt sein: Das Subjekt muss eine psychotische Struktur aufweisen, und der Name des Vaters (S, der unassimilierbare Signifikant) muss in „symbolischer Opposition“ zum Subjekt stehen. Ist die erste Bedingung nicht erfüllt, kann keine Konfrontation mit dem Vatersignifikanten ein psychotisches Phänomen hervorrufen. Ist die zweite Bedingung nicht erfüllt, bleibt die psychotische Struktur latent. Es ist also denkbar, dass ein Subjekt zwar eine psychotische Struktur aufweist, aber nie Täuschungen oder Halluzinationen erleidet. Sind beide Bedingungen erfüllt, wird die Psychose ausgelöst, und die latente Psychose wird in Form von Halluzinationen und Täuschungen offenkundig. Eine psychotische Struktur entsteht also aufgrund einer Fehlfunktion des Ödipuskomplexes, eines Mangels in der Vaterfunktion; genauer: In der Psychose ist die Vaterfunktion auf das Bild des Vaters reduziert (das Symbolische ist auf das Imaginäre reduziert).

Obwohl die Liebe auch auf die symbolische Ordnung einwirkt, spricht Lacan von der Liebe als einem rein imaginären Phänomen. „Eine dieser Wirkungen ist die wahrhaftige Unterwanderung des Symbolischen.“²⁴ Die Liebe ist demnach autoerotisch und hat eine grundsätzlich narzisstische Struktur,²⁵ da man in seiner Liebe sein eigenes Ich liebt, das eigene Ich, welches auf der imaginären Ebene real wird.²⁶ Die Liebe ist im Wesentlichen der Wunsch, geliebt zu werden.²⁷ Diese Reziprozität zwischen lieben und geliebt werden schafft die Illusion von Liebe, und dies unterscheidet sie auch von der Einordnung der Triebe, in der es keine Gegenseitigkeit gibt, sondern nur reine Aktivität.²⁸

23 Ebd., S. 361; deutsch S. 378.

24 J. Lacan, *Le Séminaire I* ...; op. cit., S. 162; deutsch S. 182.

25 J. Lacan, *Le Séminaire XI. Les quatre concepts fondamentaux de la psychanalyse* [1964]; Paris: Éd. du Seuil, S. 176; deutsch: *Das Seminar XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* [1964]; Weinheim, Berlin: Quadriga, S. 202.

26 J. Lacan, *Le Séminaire I* ...; op. cit., S. 163; deutsch S. 183.

27 J. Lacan, *Le Séminaire XI* ...; op. cit., S. 229; deutsch S. 266.

28 J. Lacan, *Le Séminaire I* ...; op. cit., S. 162; deutsch S. 182.

Da die Liebe ein imaginäres Phänomen ist, das dem Feld des Ichs angehört, steht sie im deutlichen Gegensatz zum Begehren, das in der symbolischen Ordnung im Feld des Anderen eingeschrieben ist.²⁹ „Die Liebe ist eine Metapher“,³⁰ während das Begehren eine Metonymie ist.³¹ Man kann sogar behaupten, dass die Liebe das Begehren tötet, da die Liebe auf einer Phantasie von Einheit mit dem Geliebten gründet und diese Einheit die Differenz aufhebt, die das Begehren entstehen lässt.

Auf diesen Zusammenhang gründet sich unseres Erachtens die Beziehung unserer Patientin. Auf der Suche, im anderen ihr Bild zu finden, lebt sie in der Illusion, in ihrem Partner den zu haben, der ihr zu einer Seinsgeschlossenheit verhilft; damit verleugnet oder verwirft sie sogar die Anerkennung ihres Begehrens und die Äußerungen des Begehrens des anderen. Sie „merkt“ nicht, wie ihr der Vater ihr Kindergeld vorenthält, sie merkt nicht, dass sie von ihrem Partner zu seiner Sicherheit gebraucht wird. Könnte man hier auch sagen, sie merkt nicht, dass sie missbraucht wird? Wäre es so, dass unsere Patientin im illusionären Verlangen nach ihrer narzisstischen Ergänzung auf jedwede Äußerung ihres Begehrens verzichtet? Aber wie könnte das gehen? Stellt sie sich tot?

E. Diskussion

Im Folgenden soll versucht werden, ausgehend von der Klinik und dem Hintergrund der vorgestellten theoretischen Konzepte, das Auftreten der hier dargestellten Psychose zu begründen und Konsequenzen für eine mögliche Behandlung abzuleiten. Es stellt sich die Frage, mit was sich das Ich konfrontiert sah, was es veranlasste, auf diese Art zu antworten. Um welchen unerträglichen Affekt oder welche Vorstellung könnte es sich gehandelt haben, die einen Ausschluss oder eine Verwerfung zur Folge hatte?

Es sei hier noch einmal kurz an eine Schwierigkeit erinnert, die darin besteht, psychische Organisationen bzw. das Denken und Formulieren psychoanalytischer Vorstellungen systematisch, begrifflich

29 J. Lacan, *Le Séminaire XI ...*; op. cit., S. 168–233; deutsch S. 193–273.

30 J. Lacan, *Le Séminaire VIII. Le transfert*; Paris: Éd. du Seuil, S. 53.

31 J. Lacan, „L’instance de la lettre dans l’inconscient“; in: *Écrits*; Paris: Éd. du Seuil 1966, S. 518, 528; deutsch: „Das Drängen des Buchtabens im Unbewußten“; in: *Schriften II*; Weinheim, Berlin: Quadriga, S. 44, 55.

in Worte zu fassen. Da ist einmal das Problem, dass die genannten Begriffe bzw. Objekte streng genommen im Sinne der psychoanalytischen Theorie Objekte des Unbewussten sind. Wenn wir davon reden oder schreiben, entspricht das immer nur einer Vorstellung vom Ablauf unbewusster Faktoren. Nehmen wir z.B. das bekannte Zitat Lacans „Das Unbewußte ist strukturiert wie eine Sprache“, so bleibt offen, ob es sich dabei um etwas handelt, was dynamisch im Sprechakt erst entsteht oder ob es als irgendwie strukturiertes, etwa auch symbolisiertes System von aufeinander bezogenen Signifikanten schon vorhanden ist. Wie oben ausgeführt, ist es nicht leicht, die verschiedenen Positionen, z.B. diejenige der spiegelnden Mutter in Anwesenheit und im Einflussbereich des Vaters, des Dritten, so zu beschreiben, dass nicht der Eindruck entsteht, der hier gemeinte Vater entspräche der Position eines beliebigen Nebenmenschen neben der Mutter.

Wenn das Kind die Mutter so erfährt, dass sie sich in ihren Worten und Handlungen auf den Vater bezieht und dadurch eine kennzeichnende Bedeutung erhält, die auch ihn betrifft, hat das zur Folge, dass sie in Bezug auf das Kind ihre Allmacht verliert, das heißt ihre Autorität, selber Macht zu definieren. Das Kind sieht sich dadurch einerseits in der Position, wo es sich fragt, was es der Mutter bedeutet; andererseits realisiert es aber auch, dass der Vater für die Mutter etwas hat, was es selbst der Mutter nicht geben kann. Daneben erscheint der Vater als Vermittler einer Ordnung, in die sich auch die Mutter einreihet.

Diese Ordnung, die der Vater bzw. der Dritte vermittelt, repräsentiert einen Rahmen, einen strukturierenden, Gesetze und Grenzen vermittelnden Rahmen, der eine Beliebigkeit ausschließt und der Unendlichkeit der Bedeutungsmöglichkeiten Grenzen setzt. Dies entspricht einer Triangulierung, die nicht nur auf einer Ebene stattfindet, sondern eher in verschiedenen Dimensionen zu denken ist, als intersubjektive Bezüge, als System von Signifikanten, in dem der Vater – bzw. der Dritte in der Position des Vaters – eine solche Wirkung auf das Kind ausübt, dass es sich weniger an dem Vater als Person als an dem von ihm vermittelten Signifikantensystem bzw. Gesetz orientiert. Auf diese Art hat das Kind keinen direkten Zugang zum Dritten durch visuelle Spiegelung, sondern er erfolgt über die Vermittlung eines anderen Signifikanten, eines Zeichens, also durch Worte. Dadurch muss das Kind im Licht seiner Erkenntnis, die es spiegelnd bei der Mutter gewonnen hat, den Vater und seine Erwartung interpretieren und sieht sich so auch einer Erwartung ausgesetzt, für die es im Lichte seiner

Erkenntnis seine subjektive Interpretation finden muss. Dies entspricht der Position des Subjekts und seiner Einschreibung in der Signifikantenkette.

Dadurch erscheint auch die Mutter in den Augen des Kindes als kastriert, in dem Sinne, dass ihr in der imaginären Dimension der Phallus fehlt, in der symbolischen aber das Gesetz. Die Kommunikation mit dem großen Anderen findet aber ausschließlich in der Sprache, im Sprechen statt,³² d.h. in einer signifikanten Kette, die in sich in einer selbstreferentiellen Bedeutungskette strukturiert ist, die aber nicht erlaubt, sich mit bestimmten, imaginären Vorstellungen zu identifizieren, die aber auch nicht in einer Beliebigkeit zu suchen ist. In der Kurzform entspricht dies dem Spruch: „Höre auf das, was ich sage, und nicht auf das, was ich meine.“ Ohne diese symbolische Dimension bleibt nach Lacan das Subjekt im Spiegelstadium, in einer imaginären Dimension stecken, indem es sich in Bezug auf das Objekt erlebt als das, was dem anderen fehlt, also das, worum das Begehren des anderen kreist.

Vor diesem theoretischen Hintergrund sehen wir die Psychodynamik unserer Patientin. Entsprechend der narzisstischen Struktur der Mutter, die ihren imaginären Bereich auch über andere Objekte auszudehnen versucht, wandte sie sich dem Vater als Mutterersatz zu. Dies entspricht aber nicht einer Abwendung von dem einen und einer Hinwendung zu einem anderen; dazu war sie aufgrund ihres noch nicht genügend festgefügteten Ich- und Körperbildes noch nicht in der Lage. Sie tauschte quasi den Vater mit der Mutter in dem Sinne, als er auch als Primärobjekt fungierte. Von diesem bekam sie sowohl eine Reaktion auf ihre Reaktionen wie sie auch erfuhr, dass sie ihm etwas bedeutete, dass sie ihm das war, was dem anderen irgendwie fehlte. So kam sie in die phallische Position gegenüber dem Vater, wurde in diesem Sinne Objekt seines Begehrens, bzw. nachdem das Begehren ja streng genommen kein Objekt hat, wurde sie zum Wunschobjekt, zum Objekt der Erfüllung des anderen. In diesem Verhältnis wurde sie zunächst in einer Funktion, in einer Bedeutung bestätigt; die Patientin erlebte sich selbst als Phallus seines Begehrens, war klinisch kompensiert. Verschiedentlich machte sie Anläufe, doch noch in einer Symbolisierung eine Stütze zu finden, indem sie hören wollte, wie andere, genauer gesagt, ein Anderer, sie in dieser Beziehung bezeichnete, also deutete. Sowohl die Anstrengungen bei der Mutter als auch der Versuch beim Lehrer, doch noch einen Dritten in diese Beziehung ir-

32 Vgl. dazu J. Lacan, *Le Séminaire I ...*; op. cit., S. 64; deutsch S. 71 f.

gendwie einzubeziehen, scheiterten. Sie blieb in ihrem Verhältnis, worin sie dem Vater Phallus war, Ort seiner Begierde; indem sie aber, wie auch nachträglich rekonstruierbar, dieses Verhältnis imaginär besetzte, d.h. versuchte sich vorzustellen, dass dies alles in ihrem (narzisstischen) Einflussbereich, dem Universum ihrer Vorstellung, lag. So ist zu verstehen, dass sie, wo es sich nicht umgehen ließ, dass sie mit dem Vater alleine war, sogar versuchte – da er „es“ sowieso wollte – ihn gerade dazu zu bringen, es zu tun.

Vermutlich hatte sich die Patientin lange Zeit in ihrer imaginären Welt eingerichtet und lange ohne auffällige Symptomatik für andere gelebt. Sie hatte es fertiggebracht, sich von anderen Erwartungen abzugrenzen in der Weise, dass sie sich vorübergehend „gruftig“ gab. Sie hat sich schwarz gekleidet, verhielt sich abgewandt, in antiautoritärer Weise abgrenzend; eben in einer Weise, in der sie sich in der Verneinung in der Mutter gespiegelt sah und dies auf den Vater und darüber hinaus auf andere übertrug. So fand sie dann auch wieder Anschluss an einen wesentlich älteren Mann, dem sie wieder sein konnte, wie er sie wollte; bei ihr heißt dies: wie sie sich vorstellte, dass er sie wollte. Bis in seine sexuellen Erwartungen, die sie zu erfüllen suchte, erlebte sie hier einen Zustand, wo es ihr gelang, sich „aufzugeben“. Sie bezahlte dafür mit dem Preis ihrer klinischen Gefühllosigkeit. Sie versuchte also, ihr eigenes Begehren, die Wahrnehmung, das Erleben davon zu unterdrücken und sich ganz im narzisstischen Bereich der Vorstellung, des Imaginären, aufzuhalten. Dabei bewegte sie sich gänzlich im Bereich der Liebe, die im Wesentlichen im Wunsch besteht, geliebt zu werden. Eine Liebe, in der sie ihr eigenes Ich liebt, das eigene Ich, welches auf der imaginären Ebene real wird;³³ die Triebe werden dabei verdrängt. Sie nennt es sadomasochistisches Verhältnis. Der Umstand, dass sich dieses Verhältnis nach kurzer Zeit zu einem fast reinen Versorgungsverhältnis entwickelt hatte, in dem der Mann eine Mutterrolle spielte, bei dem sie wohnte, der sie nährte und von dem sie lange Zeit auch völlig abhängig war, lässt eher die Vermutung zu, dass dies für die Patientin einer auf regressive Weise wiederbelebten Position einer narzisstischen Spiegelbeziehung entsprach, in der sie sich autoerotisch einrichtete.

Es stellt sich aber die Frage, was dabei aus den Spannungen wird, die in allen ausschließlich narzisstischen Spiegelbeziehungen auftreten. Wie organisieren, strukturieren sich die Triebe? Viele klinische Anhaltspunkte sprechen für alle möglichen Arten der Verdrängung in

33 S. Anm. 25/27.

Form von depressiven Episoden, paranoiden Ängsten oder psychosomatischen Symptomen, insbesondere des Verdauungstraktes oder einer in Intervallen auftretenden, diffusen Schmerzsymptomatik. Auch die häufig bei Psychosen beschriebene „Negativsymptomatik“ gehört u.E. hierher. Aufgrund der narzisstischen Fixierung tut sich der Psychotiker schwer bzw. ist es ihm unmöglich zu ertragen, dass seine Vorstellung, d.h. die Bilder, die er sich macht, von einem anderen anders gesehen bzw. beurteilt werden. Eben da, wo wir uns gegenseitig als Subjekte anerkennen, können wir das nur, weil wir uns als Teilhaber eines Zeichensystems erleben, das seinen gemeinsamen Fluchtpunkt in etwas Drittem hat.

Durch die Verwerfung dieses Dritten, dieses Anderen, hütet und verteidigt der Psychotiker seine Vorstellung, da für ihn eine Andersartigkeit, die Mehrdeutigkeit eines Anderen bedeuten würde, dass er mit seiner Sicht vernichtet wäre, weil er ausschließlich in seinem Bild verankert ist. Wie wir weiter unten ausführen werden, ergibt sich daraus als therapeutische Konsequenz, dass es vermieden werden muss, den Patienten durch eine Deutung so in seiner Vorstellung zu verunsichern, dass er „irre“ wird, d.h. dem Patienten eine Deutung zu geben, die sein Bild elementar in Frage stellt, auf die er mit seiner imaginären Logik nicht antworten kann. Bruce Fink formuliert das mehr rationale Eingehen auf die Vorstellungen anderer, gestützt auf die These Lacans, so: „Das Überschreiben des Imaginären durch das Symbolische (der normale oder gewöhnlich neurotische Weg) führt zu einer Unterdrückung oder zumindest Unterordnung der imaginären Beziehung, welche durch Rivalität und Aggressivität gekennzeichnet wird, und führt zu symbolischen Beziehungen, wo Beschäftigung mit Idealen, Autoritätsfiguren, dem Gesetz und Leistung, Errungenschaft und Schuld vorherrschen. Beim Psychotiker hingegen erfolgt kein Umschreiben. Das Imaginäre herrscht weiterhin vor und das Symbolische, wird, in dem Maße wie es assimiliert wird, imaginisiert.“³⁴

Erfolgt nach Lacan bei der Psychose kein Umschreiben vom Imaginären ins Symbolische, so findet dies bei Freud seine Entsprechung, wenn er vom Scheitern der Überwindung des Kastrationskomplexes spricht.³⁵ Nach Freud besteht der Kastrationskomplex ja gerade darin, dass sich das Mädchen von der Mutter abwendet, da diese es nicht mit einem Penis ausgestattet hat. Auch verachtet es die Mutter deswegen, da sie als kastriert erlebt wird. Freud zufolge entspricht aus der Sicht

34 B. Fink, *Eine klinische Einführung in die Lacansche Psychoanalyse, Theorie und Technik*; Wien: Turia + Kant 2005, S. 123–124.

35 S. dazu „Die Weiblichkeit“; op. cit., S. 119–145.

des kleinen Mädchens der Umstand, dass es von der Mutter nicht mit einem Penis ausgestattet wird, einem Mangel an Liebe zu ihm. Im Gefühl der Unvollkommenheit und Scham wendet es sich dann dem Vater zu, von dem es hofft, dass dessen Liebe seinen Mangel (Penis) kompensiert. Wie aus der Formulierung erkennbar, verwendet Freud dabei eher Vorstellungen und Bilder, die sinngemäß einleuchten. Auch für Freud geht es bei diesem Entwicklungsschritt in gewisser Weise um einen Symbolisierungsschritt, weg von einer Wahrnehmung des Realen zu einer Umschreibung ins Symbolische, einer Bedeutung.

Lacan dagegen formuliert, bezogen auf das Spiegelstadium, in einer sinngemäßen Bedeutung. Steht demnach, für das Kind erkennbar, die Mutter zum Vater nicht wie oben aufgeführt in einer solchen Beziehung zu einem Dritten, d.h. erscheint die Mutter dem Kind nicht als kastriert, so kann es sich nicht in einer entsprechenden bedeutungstragenden Position gegenüber der Mutter einrichten. Diese erscheint dem Kind dann ohne Mangel, und es wird versuchen, ihr Ebenbild zu sein. Dem anderen Repräsentanten des Anderen aber, dem Vater, der nicht mit der Mutter verbunden ist, versucht es, seine Ergänzung zu sein. Dann wird alles, auch das Körperbild, das ganze Selbstbild, auf das Imaginäre gegründet. Ohne Halt und Stütze im symbolischen Punkt A, befindet sich die Patientin in einem Zustand, der umso stabiler ist, je mehr sie sich in der Nähe ihres Ich-Ideals befindet. Dieses Ich-Ideal besteht ja gerade darin, sich im Lichte des Anderen als das zu sehen, was dem Anderen fehlt. Damit ist sie auch in ihrem Narzissmus leidlich kompensiert. In diesem Zustand kann sie ein klinisch weitgehend unauffälliges Leben führen. So erträgt sie auch die indestuöse Beziehung zum Vater, der alle Grenzen überschreitet und mit seiner Tochter ein Liebesverhältnis unterhält. Anfänglich war er aus der Sicht des Kindes eine „bessere Mutter“, bei der sich die Patientin wenigstens einer Bedeutung sicher sein konnte. H. Segal hat sich, Bezug nehmend auf Melanie Klein, mit dieser Situation beschäftigt, in der vom Kind aus gesehen der „Dritte quasi gleichrangig neben der Mutter“ steht,³⁶ ohne wirkliche Beziehung zueinander. Dadurch kommt es zu keiner Triangulierung, der Bedingung der Symbolisierung.

Von allen möglichen Fragen, die sich jetzt auftun, soll uns die interessieren, warum die Psychose gerade zu dem Zeitpunkt ausbricht, an dem sich die Patientin als verliebte Studentin in der Situation befindet, wo der Mann, in den sie sich verliebt hat, ihr eine symbolische

36 H. Segal, *Melanie Klein* ...; op. cit., S. 17–25.

Bedeutung gibt, sie als Studentin wahrnimmt. Was hat dieser Mann für einen Platz, von wo aus spricht er, was bedeutet das für die Patientin, und was ist derart traumatisch, dass „das Ich diese unerträgliche Vorstellung mitsamt ihrem Affekt verwirft und sich so verhält, als ob die Vorstellung nie an das Ich herangetreten wäre“?³⁷

Was passiert in dem Moment, in dem die Patientin in der Erwartung, vom geliebten Objekt die Bestätigung ihrer Vorstellung zu hören, zur Antwort erhält: „Sie sind meine Studentin!“ Ihr wird nichts gespiegelt. Sie erhält weder ein Bild, das ihrem Bild entspricht, noch ein Bild, das sie verneinen kann. Sie bekommt etwas zu hören, mit dem sie kein Bild verbindet, ein Symbol, das eine andere Bedeutung trägt als ihre Vorstellung. Nicht Geliebte – sondern Studentin. Das sagt ihr nichts. Da verliert sie jeden Halt, jede Stütze, die sie durch ihre Spiegelbilder hatte. Und in dem Moment verliert sie auch sich selbst.

Den Neurotiker trägt hier etwas, das auf ein Wort, ein Zeichen antwortet. Wenn schon keine sprachlich-artikulierte Antwort, dann doch ein Laut, ein Stammeln oder ein Schmerz. Selbst in der größten Überraschung reagiert etwas, was ihn verkörpert. Der Psychotiker hat da „nichts“. Ein Leck, ein Loch. Was bei ihm nicht aus ihm antwortet, kommt für ihn von außen, vom Anderen in Form einer zweifellosen Gewissheit, einer Halluzination, eines Wahns oder sonst einer psychotischen Entäußerung. Dabei kommt es nicht auf den Inhalt an, was immer auch sich an Seltsamem und Unwahrscheinlichem zeigen wird. Psychotisch daran ist die absolute Verneinung einer subjektiven Sicht und das Bestehen auf dem absoluten Wahrheitsgehalt. In dieser Art Äußerung kommt für den Psychotiker ein „absolutes Wissen“ zum Vorschein, das jede andere Bedeutung ausschließt.

Wie ausgeführt, brach die Psychose aus, als der Dozent ihr Verhältnis benannte: „Sie sind doch meine Studentin.“ Die Patientin konnte darauf nichts erwidern, konnte überhaupt nicht sprechen; sie ging hinaus und „bemerkte“, mit einer wahnhaften Gewissheit, dass auf dem Campus ein Film gedreht wurde, in dem sie die Hauptrolle spielte.

Ging es Freud darum, als er bemerkte, dass die Psychose gerade in der Hervorhebung jener Vorstellung besteht, die durch den Anlass der Erkrankung bedroht war? Hervorgehoben wird bei der Psychose unserer Patientin, „die Hauptfigur in einem Geschehen zu sein“, einem Film über den Campus beispielsweise – dies, nachdem sie gerade er-

37 S. Freud, „Die Abwehr-Neuropsychosen ...“; op. cit., S. 72 (s. Anm. 16).

lebt hatte, dass sie für den Anderen in ihrem Sinne nicht das war, was sie sich so gerne vorgestellt hätte. In ihrer Phantasie, in ihrem Wahn war sie die Hauptdarstellerin, die Geliebte, die als solche vom Anderen bestätigt wurde, nicht die Studentin, die auf einen anderen Platz verwiesen wurde. War diese Abweisung das Unerträgliche, das vom Bewusstsein ferngehalten werden musste?

Die Patientin hatte wochenlang geschwärmt, hatte sich wochenlang ausgemalt, wie es sein könnte: sie, die Geliebte des Dozenten, wie schön es wäre, wenn sie ein Liebesverhältnis beginnen würde, wie sicher sie war, dass der Dozent sie auch liebte. Welche Enttäuschung, dass dem nicht so war! Aber warum Psychose?

Freud hatte in diesem Zusammenhang von unbewussten Vorstellungen gesprochen, die in einem derartigen Moment ins Bewusstsein zu gelangen drohen und in einer Weise abgewehrt werden, dass sie nicht in Kontakt mit anderen Vorstellungen treten, was zur Bildung eines Symptoms führen würde. Durch diesen Abwehrvorgang in Form der Verwerfung inszeniert die Patientin gleichsam einen Rahmen, der von außen kommt, der im Außen spielt und der es ihr erlaubt, darin ihren Konflikt nicht wiederzuerkennen.

Wir lesen weiterhin bei Freud, dass die Abwehr sich nicht auf bewusste Vorkommnisse, bewusste Wahrnehmungen bezieht, sondern dass es sich um unbewusste Vorgänge und unbewusste Objekte handelt. Darüber müssen wir jetzt versuchen, uns Kenntnisse zu verschaffen.

In den zweimal wöchentlich stattfindenden Sitzungen hatte die Patientin auch einiges zur Anamnese zu Tage gefördert. So ist zum einen erwähnenswert, dass der Großvater mütterlicherseits nicht der Vater der Mutter war. Die Großmutter hatte während des Krieges ein Verhältnis mit einem anderen Mann; aus dieser Verbindung ging die Mutter der Patientin hervor. Als dann der Großvater nach dem Kriege nach Hause kam, wollte er, so die Patientin, die Großmutter verlassen. Von der Familie wurde er aber dazu gedrängt, seine Frau nicht mit einem Kind sitzen zu lassen. Der eigentliche Vater der Mutter ist somit unbekannt, er wurde von der Familie geächtet. Die Mutter hat ihren Vater nie gesehen, ihre eigene Mutter aber dafür gehasst, dass sie ihr das angetan hatte. Was? „Diese Schmach, keinen Vater zu haben“, so die Worte der Patientin. Weiterhin wissen wir von der Patientin, dass sie sich selbst von der Mutter nie geschätzt gefühlt hatte; bis heute, wo sie sich noch hin und wieder an ihre Mutter wendet, erlebt sie, wie das, was sie sagt, irgendwie für die Mutter nicht vorhanden ist, erlebt sie, wie die Mutter sie ausschließlich in dem Sinne an-

spricht, dass sie „schon weiß, was mit ihr ist“. Sie wird von der Mutter auch nie etwas gefragt. So hört die Mutter ihr nicht zu, sondern „weiß schon“, wie sie empfindet, warum sie kommt, indem diese ihr ihre eigenen Vorstellungen unterstellt.

So erlebte sich die Patientin in einer quasi entfremdeten Welt, wo ihr zunächst nichts anderes übrig blieb, als auf sich selbst zu verzichten, indem sie sich mit den Vorstellungen der Mutter unter Verzicht auf die eigenen bzw. darauf, was sie ihr hätten bedeuten können, abzufinden hatte. Diese Situation wird in der klassischen, sich auf Freud berufenden Aussage als unbewusste Vorstellung der phallischen Mutter bezeichnet, d.h. einer Mutter, der nichts fehlt, die narzisstisch selbst über den Phallus verfügt. Die Patientin sah keinen anderen Ausweg als denjenigen der Verneinung. Immer wieder gab es in ihrer Geschichte Phasen, wo sie sich auf diese Interaktion zurückzog; sie wurde „Punk“, kleidete sich schwarz, benahm sich negativistisch, verneinte die Bilder, die ihr von der Mutter übergestülpt wurden.

Unter solchen Voraussetzungen begann ihr Verhältnis zum Vater, dessen phallisches Begehren sie zu erfüllen suchte, wobei sie, als sie sich des Gelingens sicher war, ihr Begehren ins Aktive zu wenden versuchte. So strukturiert, verliebte sie sich dann in den Dozenten. In dieser Verknennung erfuhr sie eine Absage, hervorgerufen dadurch, dass der Dozent die Situation in einer für sie „unerkennbaren“ Weise deutete, indem er dem Verhältnis einen Namen gab, der ihr in Bezug auf ihr Begehren nichts sagte. Einem Neurotiker hätte dies eine Brücke sein können, damit irgendwie umzugehen. Sie erlebte es als Enttäuschung, wodurch sie sich vernichtet fühlte. Im Symbolischen hätte sie eine gute Studentin sein können; nun aber sah sie sich dem Dozenten gegenüber, dem sie geben sollte, was ihm fehlte, sie hatte keine Vorstellung, konnte auch nichts verneinen.

So können wir jetzt folgern, dass sie sich, solange sie sich der Liebe des Dozenten sicher wähnte, in ihrem narzisstischen Gleichgewicht befand und im Anderen einen wähnte, dessen Begehren sie in ihrer Vorstellung entsprechen konnte. In dem Moment, in dem sie vom Anderen eine Absage erhielt und sie so ihre Geschichte nicht wiederholen konnte, stürzte sie in den Wahnsinn. Durch die Verwerfung des Dritten im Unbewussten konnte sie nicht als Subjekt auftauchen, nicht auf der symbolischen Ebene antworten. Im Moment des Anrufs: „Sie sind meine Studentin!“, wurde die Patientin unbewusst an das Fehlen des symbolischen Vaters erinnert, der als Dritter den Vater-Namen aufrechterhalten hätte.

F. Schlussfolgerung

Was kann eine Therapie in solchen Fällen leisten? Wir möchten uns der Sicht Lacans anschließen, dass eine psychotische Struktur im Allgemeinen durch eine Therapie nicht verändert werden kann. Wenn es aber gelingt, das Ereignis aufzufinden, das die Psychose ausgelöst hat, und der Patient Gelegenheit erhält, es wieder aus seiner Sicht zu assimilieren, kann es doch Fortschritte geben. Er muss versuchen, sich dafür eine Vorstellung zu bilden, die in seinen Kontext passt, beispielsweise durch rationales Durcharbeiten der Familiengeschichte, durch das Erarbeiten eines ihm einleuchtenden Hintergrundes. So kann es gelingen, dass er oft erstaunlich stabil wieder sein Leben führen kann.

Kliniker, die von einer analytischen Behandelbarkeit von Psychosen sprechen, wie z.B. Boyer,³⁸ der über Jahre mit der klassischen Methode der Psychoanalyse schizophrene Psychotiker behandelt hat, haben darauf hingewiesen, dass der Analytiker bei der Behandlung von Psychosen versuchen sollte, seine Rede von der Appellfunktion der Sprache freizuhalten. Boyer bezieht sich auf die Begriffe Loewensteins,³⁹ der, in Anlehnung an die Sprachtheorie Karl Bühlers,⁴⁰ die Funktionen der Sprache in drei Begriffe einteilt: Darstellung, Ausdruck und Appell. Hierbei meint Darstellung die Repräsentation eines Gegenstands oder Sachverhalts mittels eines Zeichens oder einer Zeichenkette. Ausdruck bezeichnet die Beziehung zwischen Sender und dem Zeichen. Appell beschreibt die Beziehung und auch die Wirkung, die das Zeichen auf den Empfänger ausübt.⁴¹ Székely, der sich auf Loewenstein bezieht, beschreibt den Anteil der drei sprachlichen Funktionen an dem psychoanalytischen Prozess wie folgt:

„In der psychoanalytischen Situation erwarten wir von dem Patienten, daß seine Sprache sich hauptsächlich auf die Ausdrucksfunktion und auf jenen Anteil der Darstellungsfunktion beschränkt, welche sich mit der Beschrei-

38 B.L. Boyer, *Die psychoanalytische Behandlung Schizophrener*; Kindler Studienausgabe 1976, S. 136 u. 147.

39 R.M. Loewenstein, „Some Remarks on the Role of Speech in Psychoanalytic Technique“; in: *International Journal of Psycho-Analysis* 37, 1956, S. 460–468.

40 K. Bühler, *Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache*; Jena: G. Fischer, 2. Aufl. 1965; Neudruck: Stuttgart: Fischer 1992.

41 S. dazu: R.M. Loewenstein, „Bemerkungen über einige Variationen der psychoanalytischen Technik“; in: *PSYCHE. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, XIII. Jg., Heft 10, 1960; Stuttgart: Ernst Klett Verlag, S. 594–608.

bung von äußeren und inneren Ereignissen und Verhältnissen beschäftigt. Unsere Erfahrung lehrt uns aber, daß der Patient bald dazu kommt, die Anforderungsfunktion zu benützen. Dies geschieht dann, wenn seine Interessen beginnen, sich um den Analytiker zu drehen. Die unbewußten Übertragungswünsche werden nicht vermittels der Darstellungs-, sondern vermittels der Appellfunktion kundgetan.“⁴²

In der analytischen Arbeit mit Neurotikern sind zunächst vor allem die beiden ersten Funktionen in Aktion, die Appellfunktion wird erst mit Ausbildung der Übertragung entwickelt. Bei Psychotikern dagegen herrschen von Anfang an die beiden letztgenannten Funktionen vor. So sollte es der Analytiker vermeiden, auf den Appellaspekt zu reagieren. Mit Hilfe von Interpretationen sollte er versuchen, die Appellfunktion in die expressive Funktion zu transformieren. Er muss dem Psychotiker vor allem klar machen, dass er, wenn er von anderen Personen spricht, irgendwie auch etwas von sich selbst ausdrückt. Dagegen sollte der Therapeut sich bemühen, durch Vermeiden des Appells den Psychotiker nicht zu verunsichern.

Dies entspricht auch dem zitierten therapeutischen Umschreiben des Symbolischen ins Imaginäre; dadurch wird vermieden, dass beim appellativen Gebrauch einer Bedeutung diese im Unbewussten auf die Abwesenheit eines das Subjekt konstituierenden Signifikanten treffen und damit den Ausbruch eines psychotischen Zustandes verursachen könnte. Es geht also darum, zu vermeiden, Signifikanten ins Spiel zu bringen, die Appellcharakter haben und damit den Psychotiker dem „Nichts“ aussetzen würden. Demnach muss das, was in der analytischen Behandlung der Neurotiker dazu führen soll, ihnen durch den Appell an einen Signifikanten zu einer anderen Bedeutung zu verhelfen, sie aus ihrem Übertragungsgefängnis zu befreien, bei Psychotikern streng unterlassen werden. Ebenso wäre es falsch, den inzestuösen Übertragungsaspekt zu deuten. Das Vater-Tochter-Verhältnis mit dem einer Studentin zu ihrem Dozenten zu vergleichen, ist natürlich nur im übertragenen Sinne statthaft; aber auch hier kommt eine symbolische Ebene ins Spiel, die für den Psychotiker zum Stolperstein werden kann. Das, was die Neurotiker in einem Übertragungsverhältnis vielleicht mit Schuldgefühlen und Symptomen genießen, kann bei Psychotikern als Wahn im Realen wiederkehren. Mit einer verliebten Psychotikerin ist nicht zu spaßen.

42 L. Székely, „Sinn, Deutung und Selbsterkenntnis in der Psychoanalyse“; in: Eicke, Dieter (Hg.), *Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, Band III: Freud und die Folgen (2)*; Zürich: Kindler Verlag 1977, S. 1088–1090.

DIE DROGEN-PROTOKOLLE WALTER BENJAMINS

REGULA SCHINDLER

I.

Wenn man Walter Benjamin auf dem Hintergrund von Jacques Lacan liest, verblüffen vorerst die Konvergenzen. Beide haben die konventionellen Trennwände zwischen Objekt und Subjekt, Bild und Wort, Nähe und Ferne, Oberfläche und Tiefe gelockert und in dialektischen Wirbeln neu konzipiert. Beide wandten sich gegen den verkappten Idealismus einer pragmatischen Auffassung der Realität als der Welt an sich und untersuchten, *wie* die Realitäten konstituiert werden. Beiden ging es dabei weniger um das, was subjektive Willkür und Einführung den Dingen antun, als darum, so Benjamin zu seiner Rauscherfahrung, „die Dinge aus ihrer gewohnten Welt“ zu „lockern und zu locken.“¹

Am stärksten verblüffte mich aber das, was ich den Deutungseffekt nennen will, und der kommt aus der Differenz der Sprach- und Lebenswelten. Der eigenwillige Diskurs Benjamins *deutet* gewisse Gesten und Intentionen der Psychoanalyse, ohne sich im geringsten darauf zu beziehen. So spricht er von der Aufgabe, die „Phänomene zu retten“ durch die „Aufweisung des Sprungs“ in ihnen – zu retten wovor? – „nicht nur [...] vor dem Verruf und der Mißachtung [...] als vor der Katastrophe wie eine bestimmte Art ihrer Überlieferung, ihre ‚Würdigung als Erbe‘ sie sehr oft darstellt.“² Das trifft präzise die Art und Weise, wie Lacan Freud gelesen hat, und neben Freud die abendländischen Kulturgrößen von Platon bis zu den Zeitgenossen: Zumin-

1 W. Benjamin, „Hauptzüge der zweiten Haschisch-Impression“; in: Ders., *Über Haschisch. Novellistisches. Berichte. Materialien*, hg. von T. Rexroth, Einleitung von H. Schweppenhäuser; Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1972, S. 73.

2 W. Benjamin, *Das Passagen-Werk. Erster Band*, hg. von R. Tiedemann; Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983, S. 591 (text- und seitenidientisch mit den Bänden V.1 und V.2 der *Gesammelten Schriften* W.B.s).

dest wirft diese „Deutung“ ein neues Licht auf das, was Lacan weniger gesagt als getan hat, auf sein Begehren, die Produktionen der abendländischen Subjektivität über die Aufweisung des Sprungs in ihnen aus der Katastrophe ihrer „Würdigung als Erbe“ zu retten.

Hier schließt an, was diese beiden Häretiker wiederum miteinander verbindet: eine Kulturkritik, deren Gnadenlosigkeit stets noch „magnetisches Hingezogensein oder schauernde Abwehr“ (Adorno zur Rezeption Benjamins) provozieren würde, wenn sie denn nicht qua „Würdigung als Kultur-Erbe“ weitgehend neutralisiert worden wäre.

Damit zum Thema. Die Drogen-Protokolle Benjamins haben durchaus ihren Platz im Gesamtwerk, als Protokolle einer Lockerung der Blenden, die, wie er in der Surrealismus-Arbeit³ schreibt, das „Narkotikum des Denkens“ aufrichtet, „ganz zu schweigen von jener fürchterlichsten Droge – uns selber – die wir in der Einsamkeit zu uns nehmen.“⁴ Die Drogenerfahrung war Benjamin Mittel zum Zweck; er nannte sie „eine Vorschule der profanen Erleuchtung“. Diese profane Erleuchtung, eine „materialistische Inspiration“, begriff er als Überwindung religiöser Erleuchtung:

„Die wahre, schöpferische Überwindung religiöser Erleuchtung aber liegt nun wahrhaftig nicht bei den Rauschgiften, sie liegt in der *profanen Erleuchtung*, einer materialistischen, anthropologischen Inspiration, zu der Haschisch, Opium und was immer sonst die Vorschule abgeben können.“⁵

Der Ton ist durchgehend unpathetisch: so weit entfernt von der Heroik des Forschers, der seine Person dem wissenschaftlichen Experiment leiht, wie von der Selbstgefälligkeit des Konsumenten, der von Bewusstseinsweiterung und spirituellen Randerfahrungen schwärmt. Benjamin hat mit modischen Irrationalismen nichts am Hut:

„Es bringt uns nämlich nicht weiter, die rätselhafte Seite am Rätselhaften pathetisch oder fanatisch zu unterstreichen; vielmehr durchdringen wir das Geheimnis nur in dem Grade, als wir es im Alltäglichen wiederfinden, kraft

3 W. Benjamin, „Der Surrealismus. Die letzte Momentaufnahme der europäischen Intelligenz“; in: Ders., *Gesammelte Schriften Band II.1*, hg. von R. Tiedemann und H. Schweppenhäuser unter Mitwirkung von Th. W. Adorno und G. Scholem; Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, S. 295–310.

4 Ebd., S. 307 f.

5 Ebd., S. 297.

einer dialektischen Optik, die das Alltägliche als undurchdringlich, das Undurchdringliche als alltäglich erkennt.“⁶

Hier spricht derselbe wissenschaftliche Elan, der Freud die Psychoanalyse erfinden ließ.

II.

Die Drogenprotokolle stammen aus den späten 20er und frühen 30er Jahren. Die Sitzungen wurden von Benjamin selbst und von den Freunden Fränkel, Bloch, Joël protokolliert: Die meisten Versuche wurden also im Beisein anderer gemacht. Wenn es denn in erster Linie darum ging, „die Dinge aus ihrer gewohnten Welt zu locken und zu lockern“ und „den Sprung, der sie durchzieht“, aufzudecken, so erfahren wir im selben Zug manches über den Sprung in der durchaus körperlichen Wahrnehmung der andern und des Ichs; anders gesagt, über die manisch-depressive Grundverfassung des Sprechwesens, das den Sprachspiegel durchquert, ein Körperbild erworben, und somit das Objekt verdrängt hat und das nun, zumindest wenn es sich um ein Wesen wie Benjamin handelt, von der Neugierde und Sehnsucht getrieben wird, es, das Objekt, aus den Vorstellungen hervorzulocken.

Dieses Subjekt erfährt dabei höchst euphorische Momente des „Rauschglücks“: Es erscheint

„die echte Aura an allen Dingen. Nicht nur an bestimmten, wie die Leute sich einbilden“, und diese Aura ist „kein spiritualistische[r] Strahlenzauber [...]“. Vielmehr ist das Auszeichnende der echten Aura: das Ornament, eine ornamentale Umzirkung in der das Ding oder Wesen fest wie in einem Futural eingesenkt liegt.“⁷

Eine denkwürdige Fassung dessen, was die Psychoanalyse den Fetischcharakter der Dinge nennt. Nachgeliefert sei die berühmte Definition der „Aura“: „Erscheinung einer Ferne, so nah das sein mag, was sie hervorruft. [...] in der Aura „bemächtigt sie [die Sache, R.S.] sich unser.“⁸ Man bemerke, dass die Aura nicht als innerlicher Kern, viel-

6 Ebd., S. 307.

7 W. Benjamin, „Haschisch Anfang März 1930“; in: Ders., *Über Haschisch ...*; op. cit., S. 107.

8 W. Benjamin, *Das Passagen-Werk ...*; op. cit., S. 560.

mehr als das Ornament oder Futteral des Dings wahrgenommen wird; dem wäre auch beim lacanschen *objet a* nachzugehen.

Die Dinge erscheinen dem Berauschten unendlich begehrens- und liebenswert: „Die toten und gegenwärtigen Gegenstände können eine Sehnsucht erwecken, wie man sie sonst nur beim Anblick eines Menschen, den man liebt, kennt.“⁹ Ihre Zerbrechlichkeit tritt zutage: „Mein Stock fängt an, mir besondere Freude zu machen. Man wird so zart: fürchtet, ein Schatten, der aufs Papier fällt, könnte ihm schaden.“¹⁰ Das Auswählen einer Speise aus dem Menu gestaltet sich als fast unmöglich: „Das war aber nicht nur Verfressenheit sondern eine ganz ausgesprochene Höflichkeit gegen die Speisen, die ich nicht durch eine Ablehnung beleidigen wollte.“¹¹

Der erste Haschischversuch, aus dem die beiden letztgenannten Zitate stammen – und der übrigens auch zu der bezaubernden Geschichte „Myslowitz – Marseille – Braunschweig“¹² verarbeitet wurde –, ist licht, euphorisch gestimmt, und euphorisch heißt: gut tragend, gut getragen. Dinge und Subjekt tragen sich gut, vertragen sich gut; sie haben einen direkten Draht zueinander, die Schranke der Denkschemata, der Bild- und Wortvorstellungen ist gefallen. Ganz anders in einer späteren, depressiven Phase: Dort erlebt Benjamin einen „Schachtelzustand“; „die Bilder wollen den Menschen in eine einsame Kammer schließen, da soll er in sie gehen.“¹³

Ich weise hier voraus auf die sowohl stützende wie einengende Funktion des Körperbilds bei Lacan: Das Subjekt, und damit seine Welt, ist in seinem Bild- und Denkraum gefangen. Wenn das Körperbild sich auflöst, werden Raum und Zeit unermesslich:

„Auf dem Hintergrunde dieser immensen Dimensionen des inneren Erlebens, der absoluten Dauer und der unermeßlichen Raumwelt, verweilt nun ein wundervoller, seliger Humor desto lieber bei den Kontingenzen der Raum- und Zeitwelt.“¹⁴

Benjamin, durch Marseille streifend, wird zum „Betrachter von Physiognomien“:

9 F. Fränkel, „Protokoll des Meskalinversuchs vom 22. Mai 1934“; in: W. Benjamin, *Über Haschisch ...*; op. cit., S. 129.

10 W. Benjamin, „Haschisch in Marseille“; in: ebd., S. 46.

11 Ebd., S. 49.

12 In: ebd., S. 33–44.

13 „Versuchsprotokoll vom 7. März 1931“; in: ebd., S. 118.

14 W. Benjamin, „Haschisch in Marseille“; op. cit., S. 47.

„[...] ich verbiß mich förmlich in die Gesichter, die ich da um mich hatte und die zum Teil von remarkabler Rohheit oder Häßlichkeit waren. [...] Ich begriff nun auf einmal, wie einem Maler – ist es nicht Rembrandt geschehen und vielen anderen? – die Häßlichkeit als das wahre Reservoir der Schönheit, besser als ihr Schatzbehälter, als das zerrissene Gebirge mit dem ganzen inwendigen Golde des Schönen, erscheinen konnte, das aus Falten, Blicken, Zügen herausblitzte. Besonders erinnere ich mich an ein grenzenlos tierisches und gemeines Männerantlitz, aus dem mich plötzlich die ‚Falte des Verzichts‘ erschütternd traf.“¹⁵

„Falte des Verzichts“ ist in Anführungszeichen gesetzt: Der Ausdruck muss ihm, wie er anderswo schreibt, „phonetisch eingegeben“ worden sein – im Rausch „kommen Dinge zu Wort, ohne um Erlaubnis zu fragen.“¹⁶

Die „Falte des Verzichts“ in diesem „grenzenlos tierischen Männerantlitz“ lese ich als eines jener blitzartig auftauchenden „dialektischen Bilder“ Benjamins, Bilder, in denen im „Jetzt der Erkennbarkeit“¹⁷ eine aufs Äußerste gespannte Dialektik der Gedanken zum Stillstand kommt. Dieses Bild fasst das, was wir wortreich als „Kastration“ beschreiben. Den Sprung der Kastration nimmt Benjamin auch an den Dingen wahr:

„Ich strich am Kai entlang und las einen nach dem anderen die Namen der Boote, die dort festgemacht waren. Dabei überkam mich eine unbegreifliche Fröhlichkeit, und ich lächelte der Reihe nach allen Vornamen Frankreichs ins Gesicht. Mir schien die Liebe, die diesen Booten mit ihrem Namen versprochen worden war, wunderbar schön und rührend. Nur an einem ‚Aero II‘, das mich an Luftkrieg erinnerte, ging ich unleutselig vorüber [...]“.¹⁸

Die dem Versprechen der Liebe geschuldete Verknüpfung des Dings mit dem Namen hat ihre Kehrseite: Das Ding, und damit das Körper-Ding, lässt sich gerade insofern nicht sagen, als es ein Sprach-Ding ist:

„[...] wovon wir gerade zu sprechen vorhaben, das lockt uns unendlich; was uns intentional vorschwebt, danach breiten wir liebend die Arme aus. Kaum haben wir es aber berührt, da enttäuscht es uns körperlich: Der Gegenstand

15 Ebd., S. 48.

16 E. Bloch, „Protokoll zu demselben Versuch“; in: ebd, S. 76.

17 W. Benjamin, *Das Passagen-Werk* ...; op. cit., S. 591 f.

18 W. Benjamin, „Haschisch in Marseille“; op. cit., S. 50.

unserer Aufmerksamkeit welkt unter der Berührung der Sprache plötzlich hin.“¹⁹

Das aus diesem Scheitern wiederauftauchende Begehren lautet dann, auf die poetische Spitze getrieben: „Ich möchte schreiben etwas, das so aus Sachen kommt wie der Wein aus Trauben.“²⁰ Und, noch eine Windung weiter gedreht:

„Wenn jemand etwas Gutes getan hat, dann wird es vielleicht das Auge von einem Vogel.“²¹

Die Sprache wird denn auch zugänglich auf ihr Material, den Laut, den Geschmack: „[...] der Haschischrausch [...] nimmt eine Art von Verflüchtigung der Vorstellungen in Wortaromen vor“, wobei „die eigentliche Vorstellungssubstanz im Wort [...] vollkommen verdunstet.“²²

In der Folge „hört [man] nicht nur mit den Ohren, man hört mit der Stimme.“ [...] sprechend erforscht sie gleichsam das, wovon sie spricht [...].“²³

Und wie die Stimme sich aus den Vorstellungen löst, so auch der Blick: Man erfährt ihn als eine „Kraft des Blickes, hundert Orte aus einer Stelle zu saugen.“²⁴

In „Haschisch in Marseille“ findet Benjamin unter seinen „Aufzeichnungen die verwunderte Notiz: ‚Wie die Dinge den Blicken standhalten.‘“²⁵ Schließlich ersetzt der Sehtrieb und sein Objekt das Bedürfnis zu essen: Dem Berauschten erscheinen wundersame Kuchen, er nennt sie „Augenbrot“, „weil sie unmittelbar durch die Augen alle Begierde stillten. [...] daß man die Kuchen heutzutage essen müsse, daran sei eben Schuld der Niedergang der Kuchenbäckerkunst.“²⁶

Man kann diese „profanen Erleuchtungen“, insbesondere die euphorischen, als pure Poesie lesen; sie sind zauberhaft, sie zaubern die Vorstellungen weg und wirbeln das, was bleibt, die Objekte, die das Begehren stützen, Brust und Abfall, Stimme und Blick, unbekümmert durcheinander. Wir sind durchaus geneigt, Benjamin zu folgen, wenn

19 W. Benjamin, „Hauptzüge der zweiten Haschisch-Impression“; op. cit., S. 74.

20 „Versuchsprotokoll vom 7. März 1931“; op. cit.

21 E. Joël oder F. Fränkel, „Protokoll vom 18. April 1931“; in: ebd. S. 125.

22 Ebd., S. 122.

23 „Versuchsprotokoll vom 7. März 1931“; op. cit., S. 117.

24 W. Benjamin, „Crocknotizen“; in: ebd., S. 61.

25 W. Benjamin, „Haschisch in Marseille“; op. cit., S. 54.

26 W. Benjamin, „Haschisch Anfang März 1930“; op. cit., S. 109 f.

er sagt, dass der wahre Grund der Ungezogenheit des Kindes der Verdross darüber sei, dass es nicht zaubern könne: „Seine erste Erfahrung der Welt, ist nicht, daß die Erwachsenen stärker, sondern, daß es nicht zaubern kann.“²⁷ Zaubern, das heißt die verlorenen Objekte, oder das Verlorene am Objekt, hervorlocken und manipulieren. In psychiatrischer Sicht nennt man die Phasen, in denen man zaubern zu können glaubt, manisch; sie gehen mit einer, wiederum Benjamin,

„Entäußerung der Persönlichkeit (allgemein gesagt)“ einher, die „zu einer Expansion der Parteinahme [befähigt], wie man sie einem göttlichen Wesen zuschreiben müßte oder zu einer Parteilosigkeit, wie sie vielleicht dem Tier eigen ist.“²⁸

Bekanntlich kippen solche Phasen früher oder später notwendigerweise in die so genannte Depression: Das Körperbild, eben noch ganz luftig und durchlässig, wird zum erdrückenden Gefängnis. Was geschieht mit dem, was wir das verlorene Objekt, oder das Verlorene am Objekt, nannten? Ist das Subjekt nun ganz und gar abgeschnitten von diesem „mehr in Dir als Du“, von diesem Glanz, der die Dinge, die andern, mich so begehrens- und liebenswert machte, oder ist es dieses Objekt selbst, das nun das Subjekt vergewaltigt? Darauf gibt es keine einfache Antwort. Wir werden auf Benjamins zweiten Haschischversuch, den er mit „Depression“, „Pathos“, „satanisch“ charakterisiert, zurückkommen, vorerst nun aber eine notwendigerweise reduktive Lacan-Schleife drehen.

III.

Was Benjamin „Entäußerung der Persönlichkeit (allgemein gesagt)“ nennt, kann ohne ungebührliche Verzerrung der je so unterschiedlichen Sprechwelten mit der Auflösung des Körperbilds und des spekulären Erkennens bei Lacan gleichgesetzt werden. Als Vermittler fungiert da Freud mit dem Begriff „Depersonalisation“; und, wie Freud in seinem berühmten Brief an R. Rolland schreibt, gehören „Depersonalisation“ und „Entfremdung“ „innig zusammen“.²⁹ Schon für Freud

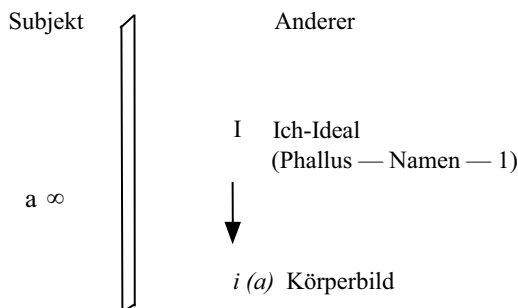
27 W. Benjamin, „Aufzeichnungen zu demselben Versuch“; in: ebd., S. 140.

28 E. Joël, „Protokoll zu demselben Versuch“; in: ebd., S. 92 f.

29 S. Freud, „Brief an Romain Rolland (Eine Erinnerungsstörung auf der Akropolis)“; in: *G.W. XVI*, S. 255.

stand fest, dass Störungen des Selbstbilds – Depersonalisation – stets innig verbunden sind mit Störungen des Weltbilds. Wenn Lacan statt von der Person vom Körperbild spricht, ist er materialistischer, näher an der Sache und analytisch präziser.

Das Körperbild entsteht im so genannten Spiegelstadium. Das folgende kleine Schema, bar aller optischen und topologischen Feinheiten, zeigt die Determinanten der Verdrängung des realen Körpers, „a unendlich“, durch gewisse Signifikanten im Anderen.



Dazu die folgenden Thesen:

1. Das Körperbild lässt sich nicht, wie es in der Rezeption oft geschehen ist, auf ein isoliert „Imaginäres“ reduzieren. Es liegt dem Erkennen und Denken der Realität zugrunde, als dessen Voraussetzung: Wir denken mit dem Körperbild, wir denken damit im Sinn einer Matritze, die wir allem, was uns begegnet, aufprägen. Im selben Zug ist das Körperbild dem Denken normalerweise nicht zugänglich.

2. Wenn das Körperbild sich auflöst – im Rausch, im Fieber, im *amour fou*, in der Fremde –, kann auch dem neurotischen Subjekt etwas vom blanken „a“ erscheinen. Umgekehrt schließen wir: „a“ ist das Genießens-Objekt, das vom und im Körperbild verdrängt ist. Die lacansche Schreibweise $i(a)$ für das Körperbild zeigt, dass i , das Bild, den Rest a ummantelt, verhüllt, umhegt und schützt.

3. Die imaginäre Konsistenz $i(a)$ spannt sich über die signifikanten Stützen, die auf der Seite des Anderen das Ichideal bilden: „I“ steht für den „einzigen Zug“, für die differenzielle Eins, in der sich das Subjekt als eines von allen erfasst. „Phallus“ ist der Signifikant der Sexuierung, denn „ich“ ist stets entweder einer oder eine; damit haben

bekanntlich die Psychotiker, und nicht nur sie, die größte Mühe. Drittens der „Name“, der das Kind in die Generationenfolge stellt und der das Körperbild benennt. Wir betonen hier die differenzielle Eins: „ich“ ist hier x oder y, einer/eine von allen. Die differenzielle Eins ist nicht die Eins der Einmaligkeit. Die Bedeutungsfülle der Einmaligkeit – das, was uns selbst sowie diejenigen, die und das, was uns begegnet, als einmalig, unverwechselbar erscheinen lässt – verdanken wir dem Bild. Die Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit des Bilds verdankt sich wiederum der Kette differenzieller Signifikanten, von denen es gestützt wird.

IV.

Wir schlagen vor, das Körperbild, *i(a)*, als ein dialektisches Bild im Sinn Benjamins, im Sinn also einer „Dialektik im Stillstand“, zu lesen:

„Wo das Denken in einer von Spannungen gesättigten Konstellation zum Stillstand kommt, da erscheint das dialektische Bild. Es ist die Zäsur in der Denkbewegung. Ihre Stelle ist natürlich keine beliebige. Sie ist [...] da zu suchen, wo die Spannung zwischen den dialektischen Gegensätzen am größten ist.“³⁰

Denkt denn das Kind, und gar in dialektischen Gegensätzen? Ja, es denkt in ihnen, es hat eine enorme Spannung zu bewältigen, die Spannung zwischen seinem autistischen Ding-Genießen – „a unendlich“ – und dem, was die Sprache von ihm fordert: das Opfer eben dieses Genießens. Und diese Anforderung ist nie ein für allemal erledigt (Freud: „Verdrängung“ gleich „Nachdrängen“³¹). In der Analyse geht es um eine gewisse Lesbarwerdung des Körperbilds, eines Körperbilds, das, so Benjamin zum dialektischen Bild, „keine geisteswissenschaftliche Kategorie“ ist, sondern einen „historischen Index“ hat:

„Der historische Index der Bilder sagt nämlich nicht nur, daß sie einer bestimmten Zeit angehören, er sagt vor allem, daß sie erst in einer bestimmten

30 W. Benjamin, *Das Passagen-Werk* ...; op. cit., S. 595.

31 Vgl., S. Freud, „Über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia“; in: *G.W. VIII*, S. 304.

Zeit zur Lesbarkeit kommen. [...] jedes Jetzt ist das Jetzt einer bestimmten Erkennbarkeit.“³²

Benjamin, der Historiker, versteht sich als „Traumdeuter“, als einer, der die Traumelemente einer Epoche beim Erwachen aus dieser Epoche deutet. Das lässt sich mit der Arbeit des Analytikers in und mit dem Jetzt der Übertragung vergleichen. Auch diese Arbeit ist die des Lesens von Traumelementen in einem Jetzt des Erwachens:

„Nicht so ist es, daß das Vergangene sein Licht auf das Gegenwärtige oder das Gegenwärtige sein Licht auf das Vergangene wirft, sondern Bild ist dasjenige, worin das Gewesene mit dem Jetzt blitzhaft zu einer Konstellation zusammentritt. [...] Nur dialektische Bilder sind echte (d.h.: nicht archaische) Bilder; und der Ort, an dem man sie antrifft, ist die Sprache.“³³

Die unfruchtbare Rivalität zwischen „Bild“ und „Wort“, die auch in psychoanalytischen Debatten stets wieder auftaucht – so in der unterschwellig oder manifest moralisierenden Höherbewertung des „Symbolischen“ vor dem „Imaginären“, die Lacan schon längst vor seiner späten Knotenlehre gründlich verspottet hat –, wird hier souverän als nicht selbstverständliche, jedoch notwendige Verbindung gesetzt: Erst diese Verbindung macht das Bild potenziell lesbar.

„Das gelesene Bild, will sagen das Bild im Jetzt der Erkennbarkeit trägt im höchsten Grade den Stempel des kritischen, gefährlichen Moments, welcher allem Lesen zugrunde liegt.“³⁴ Wie kritisch und gefährlich der Moment ist, wenn das Kind sich in einem vom Jetzt getragenen „Erstmals“ als gleichzeitig getrennt vom Andern und gefangen in Anspruch und Begehren des Andern liest, davon erzählen manche Deckerinnerungen, Wiederauflagen dieses Moments.

Das blitzartige Erkennen des Spiegelbilds gibt es wohl ohnehin nur als Wiederauflage mit der Aura eines fernen „Erstmals“. Man sollte sich von der Fixierung dieses Moments als eines einmaligen, ursprünglichen, datierbaren Moments und von der konkretistischen Spiegel-Anordnung lösen: Der Andere, in dem ich mich konstituiere, ist ein primär symbolischer Spiegel, ein Text, den ich zu entziffern und in den ich mich einzufügen habe.

Ich lasse eine Analysandin zu Wort kommen:

32 W. Benjamin, *Das Passagen-Werk ...*; op. cit., S. 577 f.

33 Ebd., S. 576 f.

34 Ebd., S. 578.

„Meine erste Erinnerung: Ich spielte ganz versunken am Boden, meine Mutter kam ins Spielzimmer und sagte: ‚Ich gehe in die Stadt.‘ Ich empfand ein unbeschreibliches *malaise*, einen Schock, als sähe ich plötzlich alles ganz deutlich, und wie zum ersten Mal: das Zimmer, mich, meine Spielsachen und diese Mutter, die mich allein ließ, als gewissermaßen Angeklagte, Schuldige.“

Das Kind versucht zu lesen, zu entziffern, wie man es will und was man ihm will. Die symbolisch-imaginären Lesehilfen, die Antworten der Erwachsenen versagen, der Körper, ein Ding unter Dingen, geht im benannten Bild nie restlos auf: Und der Rest, das, was nicht zählbar und repräsentierbar ist, droht stets zurückzukehren, paradoxerweise in einem undurchdringlichen Schuldzusammenhang.

Ein kritischer, ein gefährlicher Moment: Das Kind muss den Zustand einer grenzenlosen Versenkung zurücklassen, „sich“, sein Ding-Genießen, der Versprachlichung und Verbildlichung opfern, ohne Garantie, dass das, was es geopfert hat, dem Andern genügen, und das heißt auch: für es selbst lesbar werden wird. Es erfasst sehr wohl, dass der Andere im selben Netz zappelt, und dass es auch ihn zur linken Seite des Genießens zurücktreibt. Diese Mutter artikuliert zwar ein Begehren: „Ich gehe in die Stadt“, entspricht somit nicht dem Bild einer psychotisierenden Mutter. Dass das mütterliche Begehren dem Kind prinzipiell rätselhaft bleiben muss, ist das eine; dass ein Kind mehr oder weniger hellhörig ist auf das, was im mütterlichen Sagen unterschlagen wird, das andere. Diese Analysandin, eine Phobikerin, war vielleicht allzu hellhörig. Dass dann das, was der Andere unterschlägt, auf „mich“ zurückfällt als undurchdringliche und untilgbare Schuld, davon hat unter andern Kafka, einer der Wahlverwandten Benjamins, Bericht erstattet.

V.

Nun gibt es die, die den Schritt auf die andere Seite des Spiegels nie, oder nur zum Schein, gemacht haben, die Psychotiker. In der gebotenen Kürze ein Fall aus den Annalen der französischen Psychiatrie, der den Zusammenhang zwischen Bild, Namen und Ding von der linken Seite des Spiegels her grell beleuchtet. Es handelt sich um das so genannte *Fregoli-Syndrom*, das von psychiatrischer Seite als *méconnaissance systématique* bezeichnet worden ist. Der erste so benannte und beschriebene Fall ist der einer Frau, die in allen Personen, die ihr be-

gegen, immer dieselbe Verfolgerin erkennt, eine Schauspielerin namens Robine. Die Patientin nimmt sehr wohl war, dass die Erscheinungen der Leute verschieden sind, identifiziert sie aber dennoch alle als Robine. Die allgegenwärtige Robine beeinflusst sie, belästigt sie, erteilt ihr obszöne Befehle: Ihr eigener Körper, den sie als zerbröckelt erlebt, ist Robine ausgeliefert. Sie, die Patientin, muss, indem sie Robines obszönen Befehlen gehorcht, dafür sorgen, dass Robine schön und ganz bleibt.

Dieses Krankheitsbild liefert eine Karikatur des Spiegelmodells in der Isolierung und Auflösung seiner Komponenten: rechts Phallus und Namen, links das nackte Objekt. Was prinzipiell fehlt, ist der differenzielle Zug: Robine ist nicht eine von allen, sie ist die Einheit aller. Was im Weiteren fehlt, ist das Bild in seiner Verbindung zum Namen. Die Frau nimmt sehr wohl verschiedene Erscheinungsbilder wahr, doch alle diese Bilder heißen ihr Robine. Daraus kann gefolgert werden: Sie benennt nicht die Erscheinungsbilder, sie benennt das, was unmöglich zu benennen ist: das Objekt.

Ich verdanke dieses „Benennen des Objekts anstelle der Bilder“ der Arbeit von Stéphane Thibierge, der viel über das Spiegelbild gearbeitet hat,³⁵ ich halte es für einen Schlüssel in der Arbeit mit Psychotikern. Wenn uns ein Psychotiker sagt: „Ich habe Sie gestern mit Herrn X reden sehen, also gehören auch Sie zu meinen Verfolgern“, haben wir die Tendenz zu denken, er verknüpfe nun die paranoide Vorstellung, die er mit X verband, mit unserer Person. Er verknüpft aber nichts, und schon gar nicht mit der oder jener Person. Das, was die Personen ausmacht, die Verlotung zwischen Erscheinungsbild und Namen, in der wir denken, ist für ihn in diesem Moment aufgelöst. Er identifiziert und benennt etwas, das nicht existiert und von dem wir nur hie und da einen Zipfel erhaschen: das Objekt diesseits des Spiegels, diesseits der Sprechwelt.

Eine Psychotikerin, die bei mir in Behandlung war, träumte von diesen beiden Ebenen als von zwei übereinanderliegenden Etagen: Die obere, die Bildetage, war das Sprechzimmer der Analytikerin, sie und die Patientin saßen da und sprachen, doch der Boden war durchsichtig auf die untere Etage, wo sie, die Patientin, auf einem Schragen lag und von Unbekannt zerstückelt wurde.

35 S. Thibierge, *L'image et le double*; Ramonville Saint-Agne: Éd. Erès 1999.

VI.

Zurück zu Benjamin: Die Auflösung des Körperbilds hat ihm, der kein Psychotiker war, „profane Erleuchtung“ verschafft; den *flash* einer normalerweise verborgenen Wahrheit, der Wahrheit, dass Namen und Erscheinungsbild nur notdürftig zusammenkleben und das, worum es geht, bloß verhüllen: das verfolgende Objekt, das identifiziert und benannt werden muss. Manche Psychotiker sind dieser Wahrheit mehr oder weniger schutzlos ausgeliefert.

Im folgenden kleinen Gedicht, das aus dem Meskalinversuch stammt,³⁶ findet eine partielle Zerstückelung des Körperbilds statt, das Herausfallen der Hand: Diese Hand ist dem, dem sie gehört, und er bezeichnet sich hier ausdrücklich als Katatoniker, ein isoliertes Ding, ein erstaunliches Ding, ein Anderswo-Ding, allerhand:

„Die wirkliche Stellung meiner Hände ist eine ganz andere als ich sie im Bewußtsein habe [...] Meine Hand [...] ist jetzt ebenso gut ein Stadtbrunnen [...] wie die Königin von Saba. Sie hat einen Sockel auf den kann man schreiben, was man als Denkmal sich wünscht:

Diese Hand ist allerhand.

Meine Hand ist sie genannt.“³⁷

Profane Erleuchtung zum denkmalwürdigen Klebeffekt Ding-Name: meine Hand wird sie genannt, das rettet dieses Objekt aus der unendlichen Beliebigkeit, Stadtbrunnen, Königin von Saba, oder was auch immer sein zu müssen. Doch muss die Hand erst aus dem Körperbild herausgefallen sein, damit dieser Kleb- und Rettungseffekt sich zeigt.

Dann gilt wieder, was Benjamin anderswo („Undatierte Notizen“) schreibt: „Jedes Bild ist ein Schlaf für sich“³⁸ Solange ich glaube, dass „meine Hand“ immer und überall meine Hand ist, darf ich ruhig weiterschlafen.

„Allerhand“ ist die Schreibweise des Protokollführers Fränkel: Benjamin selbst schreibt „aller Hand“,³⁹ die Hand aller – ob in primärer oder sekundärer Bearbeitung, ist unentscheidbar. Die Spekulation

36 F. Fränkel, „Protokoll des Meskalinversuchs vom 22. Mai 1934“; op. cit.

37 Ebd., S. 133.

38 W. Benjamin, „*Undatierte Notizen*“; in: ebd., S. 143.

39 W. Benjamin, „*Aufzeichnungen zu demselben Versuch*“; op. cit.

nen, die sich hier anbieten – ob die Hand, wie der Körper der „Fregoli“-Frau, „allen“ gehört, oder ob auf die Dialektik zwischen „mein“ und „allen“ angespielt wird, in die ein Psychotiker eben gerade nicht eintritt, seien hier nicht weiter verfolgt. Fest steht, dass Benjamin sich hier als „Katatoniker“ erfährt, der seine Hand durch Innervationswechsel manipuliert:

„Die Hand des Katatonikers und seine Lust: mit dem Mindestmaß von Innervationswechsel verbindet er das Höchstmaß von Wechsel der Vorstellungen. Diese Ersparnis ist seine Lust. Er ist wie ein Zeichner, der ein für allemal den Umriß seiner Zeichnung gebildet hat und nun durch Millionen immer neuer Schraffierungen immer neue Bilder aus ihr herausholt.“⁴⁰

Hier, unter Meskalin, kommt das Delir der Einmaligkeit des Psychotikers zu Wort, eine Einmaligkeit, die er dem direkten Draht zum Objekt verdankt; dem Bezug dieses Handobjekts zum Objekt des Zeichners, allgemeiner, zum Kunstobjekt, wäre ein andermal nachzugehen.

Im zweiten, „depressiven“, „satanischen“ Haschischrausch manifestiert sich das neurotische Delir der Einmaligkeit des Ichs, an die wir, unter dem Strich, alle ein wenig glauben; was den Effekt hat, dass wir die andern brauchen und gleichzeitig verachten:

„Zunächst die Unfähigkeit zuzuhören. So sehr [sie] im Mißverhältnis zu dem grenzenlosen Wohlwollen gegen die andern scheint, so sehr ist sie in Wahrheit mit ihm verwurzelt. Der Partner hat kaum den Mund geöffnet, so enttäuscht er uns grenzenlos. Was er sagt bleibt unendlich weit hinter dem zurück, was wir ihm, hätte er geschwiegen, so gerne und mit tausend Freuden zugeteilt hätten. Er enttäuscht uns schmerzlich durch sein Abgleiten vom größten Gegenstande aller Aufmerksamkeit: uns selber.“⁴¹

Weiterhin:

„Die ungute Gleichzeitigkeit des Bedürfnisses allein zu sein und dessen mit den andern zusammenbleiben zu wollen – ein Gefühl, das in der tieferen Müdigkeit zum Vorschein kommt und dem man nachzugehen hätte – steigert sich. Man hat das Gefühl, diesem zweideutigen Zwinkern von Nirvana herüber nur ganz einsam in tiefster Ruhe sich überlassen zu können, und

40 Ebd.

41 W. Benjamin, „Hauptzüge der zweiten Haschisch-Impression“; op. cit., S. 73 f.

braucht doch die Anwesenheit der andern als leise sich verschiebende Relieffiguren am Sockel des eigenen Thrones.“⁴² Diese Sockelfiguren „verlieren ihre Identität“, sind „sozusagen nur noch gattungsmäßig vorhanden“; es ist an ihnen „etwas Geducktes, Sklavenhaftes.“⁴³

„Dinge machen meine Depression dabei mit = Entwertung ihrer Materie. Sie werden Mannequins. Unangekleidete Anziehpuppen, auf mein Vorhaben wartend, nackt stehen sie herum, alles wird an ihnen lehrhaft wie am Phantom. Nein, es ist so: sie stehen ohne Aura. Durch mein Lächeln. Durch mein Lächeln stehen alle Dinge unter Glas.“⁴⁴

Im „zweideutigen Zwinkern von Nirvana herüber“ klingt das zweideutige Ineinander von Manie und Depression an: Vielleicht unterscheidet sie nur die je andere Beleuchtung des Ichs in seinem Verhältnis zu den Dingen und den andern: als ihr Schöpfer in der Manie, als ihr Opfer in der Depression:

„Der erste Versuch machte mich mit dem Flatterhaften des Zweifels bekannt; das Zweifeln lag als schöpferische Indifferenz in mir selber. Der zweite Versuch aber ließ die Dinge zweifelhaft erscheinen.“⁴⁵

„Der erste Rausch lockerte und lockte die Dinge aus ihrer gewohnten Welt, der zweite stellte sie sehr bald in eine – diesem Zwischenreich weit unterlegene – neue [Versuchsanordnung].“⁴⁶

„Bloch wollte leise mein Knie berühren. Die Berührung wird mir schon lange ehe sie mich erreicht hat, spürbar, ich empfinde sie als höchst unangenehme Verletzung meiner Aura.“⁴⁷

„Noch beim Nachhausekommen, als die Kette der Badezimmertür schwer schließen will, der Argwohn: Versuchsanordnung.“⁴⁸

42 Ebd., S. 71.

43 E. Joël, „*Protokoll zu demselben Versuch*“; op. cit., S. 89.

44 W. Benjamin, „Blochs Protokoll zum Versuch vom 14. Januar 1928“; in: ebd., S. 80.

45 W. Benjamin, „Hauptzüge der zweiten Haschisch-Impression“; op. cit., S. 71.

46 Ebd., S. 73.

47 Ebd.

48 Ebd., S. 72.

Aus der lichten schöpferischen Indifferenz der Manie gleitet das Subjekt in die Entwertung der Depression und schließlich in den Argwohn der Paranoia. Können wir Manie, Depression, Paranoia „verstehen“? Als passagere Phänomene, wie sie im Rausch, in der Fremde, in der Verliebtheit, in der Analyse auftreten: gewiss. Als Kerker des Subjekts: kaum. Denn, bei aller Empfänglichkeit für „profane Erleuchtungen“, unser Standbein ist rechts vom Spiegel. Für die Psychotiker ist es anders. Sie haben weder ein Stand- noch ein Spielbein: Sie schwanken zwischen „a“ und einem massiv bedrohlichen „I“.

Das Angebot einer analytischen Kur ist denn auch, analog dem Angebot von Drogen, weder harmlos noch gefährlich per se – es geht darum, die Determinanten einer Kombinatorik möglicher Schritte abzuschätzen. Die Erfahrung lehrt uns, dass es hie und da gelingt, einen Übertragungs-Raum zu schaffen, der einem psychotischen Subjekt das Zerlegen von und Spielen mit „I“-Elementen erlaubt: Es können Gedichte oder Zeichnungen entstehen, die uns, wie die benjaminschen Rausch-Miniaturen, überraschen, verblüffen, verzaubern.

DIE WAHNSINNIGEN BEI BÜCHNER

JUTTA PRASSE

Büchners Texte sind unverwechselbar in ihrem eigenen Ton und dabei auch (mit Ausnahme des Stücks *Leonce und Lena*, das einer gesonderten Betrachtung bedürfte) Montagen: Wörtlich benutzt er gefundene schriftliche Zeugnisse – in *Dantons Tod* den Wust der Veröffentlichungen aus der Französischen Revolution und deren historische Darstellung, Gerichtsgutachten über die geistige Zurechnungsfähigkeit von Mördern in *Woyzeck*, für die Novelle *Lenz* den Bericht des elsässischen Pfarrers Oberlin über den dreiwöchigen Aufenthalt des Dichters Michael Reinhold Lenz bei ihm in Waldersbach (1788), der mit der Überführung des Wahnsinnigen nach Straßburg endete. Aber er benutzt auch auf dieselbe Weise wie die vorgefundenen fremden Texte eigene, anderweitig zustande gekommene Textpassagen. Die berühmteste davon stammt aus einem Brief Büchners aus Gießen, datiert nach dem 10. März 1834, an seine Verlobte Wilhelmine Jaeglé:

„Ich studierte die Geschichte der Revolution. Ich fühlte mich wie zernichtet unter dem gräßlichen Fatalismus der Geschichte. Ich finde in der Menschennatur eine entsetzliche Gleichheit, in den menschlichen Verhältnissen eine unabwendbare Gewalt, Allen und Keinem verliehen. Der Einzelne nur Schaum auf der Welle, die Größe ein bloßer Zufall, die Herrschaft des Genies ein Puppenspiel, ein lächerliches Ringen gegen ein ehernes Gesetz, es zu erkennen das Höchste, es zu beherrschen unmöglich. [...] Das *muß* ist eines von den Verdammungsworten, womit der Mensch getauft worden. Der Ausspruch: es muß ja Ärgernis kommen, aber wehe dem, durch den es kommt, – ist schauerhaft. Was ist das, was in uns lügt, mordet, stiehlt? Ich mag dem Gedanken nicht weiter nachgehen. Könnte ich aber dies kalte und gemarterte Herz an Deine Brust legen!“¹

1 G. Büchner, *Werke und Briefe*. Nach der historisch-kritischen Ausgabe von W.R. Lehmann. Kommentiert von K. Pörnbacher, G. Schaub, H.-J.

Dieser Abschnitt des Briefs ist immer wieder als der Kommentar zu *Dantons Tod* zitiert worden, er ist gleichsam die vorwegnehmende Zusammenfassung des in dem Drama zu Wort kommenden Lebensgefühls. Aber in dem Stück kehren Sätze aus dem Brief auch wörtlich wieder. Ein Beispiel:

JULIE: Du hast das Vaterland gerettet.

DANTON: Ja, das hab ich. Das war Notwehr, wir mußten. Der Mann am Kreuze hat sich's bequem gemacht: es muß ja Ärgernis kommen, doch wehe dem, durch welchen Ärgernis kommt.

Es muß, das war dies Muß. Wer will der Hand fluchen, auf die der Fluch des Muß gefallen? Wer hat das Muß gesprochen, wer? Was ist das, was in uns lügt, hurt, stiehlt und mordet?“²

„hurt“ als Ergänzung dieser Reihe kommt in Dantons Mund hinzu – der Frauenliebhaber und Hurenbock Danton sagt zu seiner Frau, was Büchner in seinem Brief an die Verlobte verschwiegen und unterdrückt hat. Die Fortsetzung des Briefs klingt wie ein Entwurf zur *Lenz*-Novelle in der ersten Person:

„Ich verwünsche meine Gesundheit. Ich glühte, das Fieber bedeckte mich mit Küssen und umschlang mich wie der Arm der Geliebten. Die Finsternis wogte über mir, mein Herz schwoll in unendlicher Sehnsucht, es drangen Sterne durch das Dunkel, und Hände und Lippen bückten sich nieder. Und jetzt? Und sonst? Ich habe nicht einmal die Wollust des Schmerzes und des Sehnsens. Seit ich über die Rheinbrücke ging, bin ich wie in mir vernichtet, ein einzelnes Gefühl taucht nicht in mir auf. Ich bin ein Automat; die Seele ist mir genommen.“³

In „Lenz“ heißt es (nach dem Sonntagsgottesdienst):

„Das Drängen war in ihm, die Musik, der Schmerz, erschütterte ihn. Das All war für ihn in Wunden; er fühlte tiefen unnennbaren Schmerz davon. Jetzt, ein anderes Sein, göttliche, zuckende Lippen bückten sich über ihm nieder,

Simm und E. Ziegler. Nachwort von W.R. Lehmann; München: Hanser 1980, S. 256.

2 „Dantons Tod“, II. Akt, 5. Szene; in: G. Büchner, *Werke und Briefe*; ebd., S. 37.

3 Brief an seine Verlobte Wilhelmine Jaeglé, datiert nach dem 10. März 1834; in: ebd., S. 256.

und sogen sich an seine Lippen; er ging auf sein einsames Zimmer. Er war allein, allein!“⁴

Dann, nach einem gewaltigen Gefühlsausbruch („[...] es war ihm, als müsse er sich auflösen, er konnte kein Ende finden der Wollust [...]“⁵) schläft Lenz ein – und nun löst sich der Text aus der Bahn von Lenzens (und hier durch den Brief belegt auch Büchners) subjektivem Erleben und hebt ab in eine in ihrer Schlichtheit umso geheimnisvollere Objektivität:

„[...] der Vollmond stand am Himmel, die Locken fielen ihm über die Schläfe und das Gesicht, die Tränen hingen ihm an den Wimpern und trockneten auf den Wangen, so lag er nun da allein, und Alles war ruhig und still und kalt, und der Mond schien die ganze Nacht und stand über den Bergen.“⁶

Es sind solche Stellen bei Büchner, an denen mir besonders deutlich wird, warum ich seine Texte so liebe, *obwohl* sie von Verzweiflung und Wahnsinn handeln. Ich gehöre nämlich nicht zu den Menschen, die sich spontan vom Wahnsinn angezogen fühlen, im Gegenteil. Im Psychosenseminar führt Lacan kurz seine Behauptung aus, dass Schreber kein Dichter sei.

„Schreber führt uns nicht in eine neue Dimension der Existenz ein. Dichtung gibt es jedes Mal, wenn ein Text uns in eine von unserer verschiedenen Welt einführt und, dadurch dass er uns die Gegenwart des Seins, eines bestimmten Grundverhältnisses schenkt, sie auch zu der unseren werden lässt. [...] Dichtung (Poesie) ist die Schöpfung eines Subjekts, das eine neue Ordnung der symbolischen Beziehung zur Welt auf sich nimmt.“⁷

Büchner, könnte man in diesem Sinn sagen, lässt den Wahnsinn sprechen – in einer Welt, in der er, der polizeilich verfolgte Revolutionär, der Proklameur von „*Friede den Hütten, Krieg den Palästen!*“ zu den oben zitierten Erkenntnissen über die Französische Revolution gekommen ist, in einer Welt, in der König und Gott tot sind. Aber auf geheimnisvolle Weise bietet diese Welt, in der keine Zuflucht ist, die

4 „Lenz“; in: ebd., S. 74.

5 Ebd.

6 Ebd.

7 J. Lacan, *Le Séminaire III. Les Psychoses [1955/56]*; Paris: Éd. du Seuil 1981, S. 91 [übersetzt von J.P.].

Zuflucht der Sprachbilder der Poesie, wie in der Erzählung, mit der in *Woyzeck* die Großmutter die Kinder unterhält:

„Es war eimal ein arm Kind und hat kei Vater und kei Mutter war Alles tot und war Niemand mehr auf der Welt. Alles tot, und es ist hingangen und hat greint Tag und Nacht. Und weil auf der Erd niemand mehr war, wollt's in Himmel gehn, und der Mond guckt es so freundlich an und wie's endlich zum Mond kam, war's ein Stück faul Holz und da ist es zur Sonn gangen und wie's zur Sonn kam, war's ein verreckt Sonneblum und wie's zu den Sterne kam, waren's klei golde Mück, die waren angesteckt wie der Neuntöter sie auf die Schlehen steckt. Und wie's wieder auf die Erd wollt, war die Erd ein umgestürzter Hafen und es war ganz allein und da hat sich's hingesetzt und geweint und da sitzt es noch und ist ganz allein.“⁸

Das Irresein, der Wahnwitz, der Wahnsinn haben in Büchners Werk viele Facetten. In *Dantons Tod* sprechen viele verschiedene und oft einander doch wieder sehr ähnliche Stimmen an gegen die „entsetzliche Gleichheit“, gleichsam wie schillernde, zerplatzende Bläschen des Schaums auf der alles fortreißenden Woge der Geschichte, der Revolution, die den Einzelnen im Namen von Ideen vernichtet. Der eigentliche Wahnsinn besteht darin, dieses Geschehen zu betreiben, sich als Akteur dieses „Muß“ zu gerieren, die Notwendigkeit vernünftig zu rechtfertigen (Robespierre). Dann gibt es den Wahnsinn derer, die ob dem Geschehen, das sie vernichtet und an dem sie schuldig und schuldlos, als Täter und Opfer, teilhaben, verzweifeln, die ihren Verstand verlieren („[...] es braucht grade nicht viel um einem das Bißchen Verstand verlieren zu machen.“)⁹ – die rührendsten Vertreter dieses Wahnsinns sind Camille Desmoulin, dessen Alb zwischen Traum und Wachen im Gefängnis bereits auf die kosmischen Raumverfrachtungen bei Lenz vorausdeutet („Da schwand die Decke, und der Mond sank herein, ganz nahe, ganz dicht, mein Arm erfaßt ihn. Die Himmelsdecke mit ihren Lichtern hatte sich gesenkt, ich stieß daran, ich betastete die Sterne, ich taumelte wie ein Ertrinkender unter der Eisdecke“)¹⁰ und dessen Braut Lucile, die sich wie Hamlets Ophelia vor Verzweiflung in Gesang auflöst und zum Schluss in genauer

8 „Woyzeck“, Szenengruppe 1,14: MARGRETH MIT MÄDCHEN VOR DER HAUSTÜR; in: G. Büchner, *Werke und Briefe*; op. cit., S. 131 f.

9 „Dantons Tod“, IV. Akt, 3. Szene; in: ebd., S. 61.

10 Ebd., S. 60 f.

Entsprechung zu Ophelias Sturz ins Wasser unter dem Schafott laut ruft: „Es lebe der König!“¹¹

Eine andere Welt des Wahnwitzes ist die Welt Woyzecks, dessen Geschichte verdichtet aus dem Gerichtsgutachten des Psychiaters Clarus entnommen ist. Ein Chor wahnsinniger Stimmen – der paranoide Hauptmann, der Arzt, der mit ihm zum sadistischen Triumph seiner verrückten Theorien der Wissenschaft Experimente macht, der Narr usw. usw. – umgibt den Soldaten, hinter dem nach seinem Empfinden beständig etwas hergeht, der sich auf hohlem Boden befindet: „Es geht hinter mir, unter mir *stampft auf den Boden* hohl, hörst du? Alles hohl da unten. Die Freimaurer!“¹² Auch Woyzeck wird zum Mörder durch ein unabwendbares „Muß“, er muss der Stimme gehorchen, die ihm einflüstert: „[...] stich, stich die Zickwölfin tot.“¹³ Woyzeck wird hier nicht als klinischer Fall beschworen, er ist ein Mensch in einer Welt, wie sie die Erzählung einer Großmutter zur Erbauung der Kinder beschreibt.

In der *Lenz*-Novelle folgt Büchner seiner Vorlage, dem von einem anderen, Pfarrer Oberlin, verfassten Text, am treuesten und wörtlichsten und interpoliert in Lenzens Wahnsinn wörtlich von ihm formulierte eigene Gefühlszustände. Oft in ein und demselben Satz wechselt die Perspektive, wir sehen Lenz von außen, mit den betroffenen mitleidigen und hilflosen Augen der Menschen, zu denen er Zuflucht sucht, und wir sehen die Welt, wie Lenz sie erlebt, in all ihrer Ausweglosigkeit, in dem gewaltigen Riss, der sie aufspaltet. Dadurch entsteht etwas Neues, völlig Verschiedenes von dem, was Oberlin angesichts dieses Falls, denn für ihn ist es ein Fall, zu sagen hat. Oberlin:

„Denn fürchterlich und höllisch war es was er ausstund, und es durchbohrte und zerschnitt mir das Herz, wenn ich an seiner Seite die Folgen der Prinzipien die so manche heutige Modebücher einflößen, die Folgen seines Ungehorsams gegen seinen Vater, seiner herumschweifenden Lebensart, seiner unzumutbaren Beschäftigungen, seines häufigen Umgangs mit Frauenzimmern, durchempfinden mußte. Es war mir schrecklich und ich empfand eigene, nie empfundene Marter, wenn er, auf den Knien liegend, seine Hand in meiner, seinen Kopf auf meinem Kniee gestützt, sein blaßes, mit kaltem Schweiß bedecktes Gesicht in meinem Schlafrock verhüllt, am gan-

11 Ebd., IV. Akt, 9. Szene, S. 68.

12 „Woyzeck“, Szenengruppe 3,1: FREIES FELD. DIE STADT IN DER FERNE; in: ebd., S. 160.

13 Ebd., S. 172.

zen Leibe bebend und zitternd, wenn er so, nicht beichtete, aber die Ausflüsse seines gemarterten Gewissens und unbefriedigten Sehnsucht nicht zurückhalten konnte. – Er war mir um so bedauerungswürdiger, je schwerer ihm zu seiner Beruhigung beizukommen war, da unsere gegenseitigen Prinzipien einander gewaltig zuwider, wenigstens voneinander verschieden schienen.“¹⁴

In Büchners Erzählung ist Oberlins Prinzipienverankerung genauso Teil des Textes wie Lenzens Umgetriebensein. Es gibt keine Antwort auf die Frage, was es ist, das in uns lügt, hurt, mordet, stiehlt – oder uns verzweifeln lässt, es gibt von der Erzählung aus keine Antwort. Dies offen lassen zu müssen und zu können, macht den Text zu einem heute noch genau so modernen wie damals – und zu Dichtung: ein umgestürzter Hafen, auf den man sich angesichts der Bodenlosigkeit setzen kann.

14 In: G. Büchner. *Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zwei Bänden, Bd. 1: Dichtungen*, hg. von H. Poschmann unter Mitarbeit von R. Poschmann; Frankfurt a.M.: Insel Verlag 2002 (Die kommentierte Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlages im Insel taschenbuch), S. 977.

DIE VERSPOTTUNG DES WAHNSINNS. ZUM SPÄTWERK VON FRANZ XAVER MESSERSCHMIDT

AUGUST RUHS

Psychoanalytische Erkenntnis verdankt sich Erfahrungen, Erlebnissen, Schicksalen und Bemühungen zweier voneinander zu unterscheiden-der Personengruppen:

Sicherlich sind es in erster Linie die „kreativen Fähigkeiten“ der Psychoneurotiker zur Bildung jener pathologischen Produktionen und Symptome gewesen, die einen Zugang zu den verborgenen Strukturen des menschlichen Seelenlebens eröffnet und damit auch Möglichkeiten für deren Beeinflussung geschaffen haben. Ähnliches gilt für die Erkenntnisse an jenen „Kranken“, deren Auseinanderbrechen psychischer Funktionen und deren Zurückfallen auf vorangehende Entwicklungsstadien des Seelischen einen Einblick in die archaischsten Bereiche menschlicher Seinsweisen ermöglichen. Eine Relativierung scheinbarer Selbstverständlichkeiten und die Eröffnung verdeckter Vielfalt legen uns in diesem Zusammenhang schließlich auch die Menschen nahe, welche in ihren gelebten Vorlieben und Neigungen die Grenzen dessen überschreiten, was uns als natürlich gegeben und als keiner anderen und viel breiter angelegten Ursprünglichkeit ent-wachsen erscheinen will.

Andererseits ist das schöpferische Potential nicht gering in Anschlag zu bringen, das uns von jenen begabten Menschen zukommt, welche es durch künstlerische und literarische Produktionen verstanden haben, intimen psychischen Regungen in privilegierter und sublimierter Form zum Ausdruck zu verhelfen. Freud ist Zeit seines Lebens nicht müde geworden, auf diese Lehrmeister der Psychoanalyse hinzuweisen und den Psychoanalytikern das Studium derartiger Kreationen zu empfehlen:

„Wertvolle Bundesgenossen sind aber die Dichter, und ihr Zeugnis ist hoch anzuschlagen, denn sie pflegen eine Menge von Dingen zwischen Himmel und Erde zu wissen, von denen sich unsere Schulweisheit noch nichts träumen läßt. In der Seelenkunde gar sind sie uns Alltagsmenschen weit voraus, weil sie da aus Quellen schöpfen, welche wir noch nicht für die Wissenschaft erschlossen haben.“¹

Wenn hier den Literaten ein Primat zuteil wird, so dürfen wir nicht übersehen, dass Freuds Beziehung zu kulturellen Leistungen durch eine Wertordnung bestimmt war, welche der Dichtung die wichtigste Stelle zuwies, danach kam die plastische Kunst und die Architektur, dann die Malerei und schließlich, wenn überhaupt, die Musik.² Dies soll aber nicht die Tatsache verdecken, dass Freud eine bis zur Obsession reichende Sammeltätigkeit von Kunstgegenständen pflegte, der, wie er selbst sagte, nur seine Nikotinsucht gleichkam. Freuds Kunstsammlung, beinahe ein kleines Museum, war wie bei vielen seiner zeitgenössischen ärztlichen Kollegen von einem konservativen Geschmack bestimmt, weil es stets auch um ein konservierendes Element ging. Der Tod und seine Überwindung bestimmten als zentrale Thematik die Auswahl der Statuen, der Bilder und der archäologischen Bruchstücke. Im Phantasma von der Aufhebung des Todes, aus dem der Medizinerberuf einen wesentlichen Teil seiner Neigung ableitet, vereinigt sich ein Wunsch nach Unsterblichkeit mit einem Begehren des Todes, beides dialektisch verbundener Niederschlag einer nie ganz gelungenen Kastration und eines immer nur unvollständig gelösten Ödipuskomplexes.

Nicht zuletzt durch diese Liebhaberei wurde Freud auch zu einem Theoretiker der Kunst, was dazu führte, dass er der Psychoanalyse neben ihrem therapeutischen Standbein ein Spielbein beistellen konnte, das als so genannte angewandte Psychoanalyse unter anderem zur Herausarbeitung einer psychoanalytischen Kunst- und Kulturtheorie führte.

Den Anfängen der Psychoanalyse entsprechend, stehen diesbezüglich zunächst die Triebkonstellationen und die Objektbeziehungskonfigurationen des Künstlers und was davon in sublimierter Form in sein Werk eingegangen ist, im Vordergrund der Betrachtung. In dieser Hinsicht ist Freuds Analyse einer Kindheitserinnerung Leonardo da

1 S. Freud, „Der Wahn und die Träume in W. Jensens ‚Gradiva‘“; in: *G.W. VII*, S. 33.

2 E. Jones, *Das Leben und Werk von Sigmund Freud, Bd. III: Die letzte Phase: 1919–1939*; Bern, Stuttgart, Wien: Huber 1982, S. 474.

Vincis paradigmatisch dafür, wie sich durch eine Biographie mit besonderem Augenmerk auf frühkindliche Erlebnisse eine psychologische Entwicklung zu späterem künstlerischem Schaffen beschreiben lässt und wie die aus dem Unbewussten wirkenden Kindheitserinnerungen in Form und Inhalt der Werke eines Künstlers ihren Niederschlag finden. Der Wert von Freuds Leonardo-Studie, die er selbst als halbe Dichtung bezeichnete, ist sowohl in der psychoanalytischen als auch in der kunsthistorischen Fachwelt angezweifelt worden. Unabhängig davon, ob einzelne geschichtliche Details, von welchen Freud ausgegangen ist, objektiv haltbar sind oder nicht, ist für viele ein Ansatz, der die Bedeutung eines künstlerischen oder dichterischen Werks allein aus der Lebensgeschichte seines Schöpfers erschließen möchte, naiv-reduktionistisch und daher grundsätzlich problematisch. Denn ein solches Unterfangen, welches das Ansehen der Psychoanalyse nicht unbedingt fördert, läuft auch Gefahr, in eine Pathographie des Künstlers und in eine zumeist unfreiwillige und bedingt stimmige öffentliche Analyse zu münden, und dies insbesondere dann, wenn vom Betroffenen selbst keine oder nur unzulängliche Äußerungen über Motivationszusammenhänge vorliegen. Die Bedenklichkeit des Betretens biographischen Terrains hat allerdings Freud auch eingesehen, als er 1936 in einem Brief an Arnold Zweig schrieb:

„Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und selbst zur Verhehlung seines Unverständnisses, denn die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen.“³

Freuds Forscherdrang, die Neigung zu vorschneller Thesenbildung und andererseits sein Bemühen um wissenschaftliche Redlichkeit begründen wie so oft eine zu Widersprüchlichkeiten führende Ambivalenz, wobei dann auch manche Bescheidenheit und Einschränkung übertrieben erscheint. So etwa in immer wieder auftauchenden Bemerkungen wie:

„Die Analyse kann nichts zur Aufklärung der künstlerischen Begabung sagen und auch die Aufdeckung der Mittel, mit denen der Künstler arbeitet, der künstlerischen Technik, fällt ihr nicht zu.“⁴

3 S. Freud, Arnold Zweig, *Briefwechsel*, hg. von E.L. Freud; Frankfurt a.M.: Fischer 1968, S. 137 [Brief vom 31. Mai 1936].

4 S. Freud, „Selbstdarstellung“; in: *G.W. XIV*, S. 91.

„Woher dem Künstler die Fähigkeit zum Schaffen kommt, ist keine Frage der Psychologie.“⁵

„Leider muß die Analyse vor dem Problem des Dichters die Waffen strecken.“⁶

„Da die künstlerische Begabung und Leistungsfähigkeit mit der Sublimierung innig zusammenhängt, müssen wir zugestehen, daß auch das Wesen der künstlerischen Leistung uns psychoanalytisch unzugänglich ist.“⁷

Weniger problematisch erscheinen hingegen psychoanalytische Überlegungen und Untersuchungen in Bezug auf die Rezeptionsebene von Kunst. Diesbezüglich hat Freuds „Gradivastudie“ exemplarische Bedeutung, weil hier die Psychoanalyse hauptsächlich von der Wirkung eines Kunstwerks auf den Betrachter spricht und für Freud einen Anlass für eine Reflexion über die soziale Leistung von Kunst darstellt, welche vor allem auf seinen Überlegungen zu den Funktionsweisen des Witzes aufgebaut ist, Überlegungen, die von ihm explizit als ein Beitrag zu einer psychoanalytischen Theorie der Ästhetik bezeichnet wurden.

Eine Analyse des Kunstwerks selbst hingegen jenseits seines Autors und seiner Rezipienten kann uns schließlich Aufschluss geben über allgemeine Gesetzmäßigkeiten und Beschaffenheiten des Seelischen jenseits ihrer individuellen und privaten Realisierungsmöglichkeiten. Die Moses-Statue des Michelangelo hat bekanntlich Freud dazu angeregt, in einem Bildnis eine Eigenständigkeit zu erkennen, in der sich eine Erscheinung als ein artikuliertes Sprechen, als eine besondere *façon de parler* offenbart und auf die Logik der Bedeutungserzeugung hinweist, bei der sich bedeutungstragende Signifikanten metaphorisch und metonymisch miteinander verbinden oder in der Signifikant und Signifikat, also Wort und Vorstellung, einander gegenseitig durchdringen und bedeutungserzeugend wirken.

Trotz aller Skepsis hatte Freud mit seiner vor allem in den Frühwerken ausgearbeiteten „psychoanalytischen Ästhetik“, die sich mit der Frage der Beschaffenheit des Unbewussten und der besonderen Logik seiner Bestandteile beschäftigte, viele Mechanismen der künstlerischen Kreativität eindrucksvoll erhellt. Auf dieser Grundlage haben die späteren Analytikergenerationen mit der Weiterentwicklung der klinischen Theorien auch die Erkenntnisleistungen in den auf

5 S. Freud, „Das Interesse an der Psychoanalyse“; in: *G.W. VIII*, S. 417.

6 S. Freud, „Dostojewski und die Vätertötung“; in: *G.W. XIV*, S. 399.

7 S. Freud, „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci“; *G.W. VIII*, S. 209.

Kunst angewandten Analysen weiter vorantreiben können. Besonders durch Analytiker wie Otto Rank, Ella Sharpe oder Ernst Kris angeregt, haben sich mehrere den verschiedenen Schulrichtungen entsprechende psychoanalytisch orientierte Kunsttheorien entwickeln können, auf welchen auch gegenwärtige Konzepte etwa aus der strukturalen Psychoanalyse Jacques Lacans oder aus der Schule Melanie Kleins aufbauen konnten.

Um diesbezüglich einen Schritt zurückzugehen: Freuds Skepsis gegenüber den Möglichkeiten, künstlerisches (und nicht so sehr dichterisches) Schaffen psychoanalytisch gewinnbringend aufzuklären, deckt sich in auffallender Weise sowohl mit seinem Misstrauen, Psychosen therapeutisch wirksam angehen zu können, als auch mit seiner Ablehnung gegenüber Darstellungsversuchen seiner „abstrakten“ Lehre mit anderen als sprachlich-diskursiven Mitteln.⁸

Was diesen drei Gegenstandsbereichen gemeinsam ist, bestimmt sich unter anderem durch ihre stärkere Bindung an die Kategorie des Seins als an jene der Bedeutung, durch das Vorherrschen archaischer Triebmodalitäten innerhalb narzisstisch determinierter Objektbeziehungen, durch ein Zurücktreten libidinöser gegenüber aggressiven Strebungen und durch ein eher unvermitteltes und körperbetontes Ausdrucksverhalten, das sich vorwiegend in imaginären Vorstellungsrepräsentanzen mit deren Nähe zum Realen und Dinghaften verfängt. Gerade von derartigen Gegebenheiten und Äußerungen hatte aber Freud in seinem Paradigmenwechsel bezüglich der Auffassung seelischer Störungen absehen müssen, um in seiner linguistischen Wende ein jenseits des sinn- und augenfälligen Verhaltens liegendes Begehren aufzuspüren und zu einem Unbewussten vorzudringen, das sich als Sprechen eines anderen Subjekts und als ein bis dahin nicht gewusstes Wissen erweisen sollte.

In dieser Hinsicht war Freuds psychoanalytisches Vorgehen einem Prinzip verpflichtet, welches sich angesichts der Wirkung der Verdrängung symbolisierter Vorstellungen auf eine Rückkehr des Verdrängten in einer anderen Weise als in der von Symptomen und un-

8 Dem Intellekt mehr zugeneigt als dem Sinnlichen und dem Inhaltlichen stets eine Vorrangstellung gegenüber dem Formalen einräumend, konnte er sich weder für die zeitgenössische Kunst (man denke zum Beispiel an sein Unverständnis hinsichtlich des an seiner Lehre orientierten Surrealismus) noch für neu aufkommende Medien begeistern (was nicht zuletzt darin seinen Ausdruck fand, dass er der mehrfach erwünschten Mitarbeit an Psychoanalyse-Filmen, die er als „plastische“ Gestaltungen bezeichnete, klare Absagen erteilte). (S. dazu: E. Jones, *Das Leben ...*; op. cit., S. 141).

bewussten Handlungen konzentrierte, nämlich auf eine Rückkehr als Erinnerung bzw. als ein Aussprechen der abgewehrten Vorstellungen. Dies sollte sich auch als durchaus zielführend und gewinnbringend für die Neurosen und für die ihnen strukturanaloge Bildungen sowohl im pathologischen als auch im normalen Seelenleben erweisen. Eine damit korrelierte Kunst (und Literatur), in der sowohl auf Seiten des Produzenten als auch auf Seiten des Konsumenten ein stets nach Interpretation verlangendes unbewusstes Begehren (zu zeigen oder zu sagen bzw. zu sehen oder zu entschlüsseln) vorhanden war oder zumindest gesucht wurde, war auch für Freud ein geeigneter Analysegegenstand, weil sie in ihrem Dispositiv und in ihrer diskursiv-narrativen Verfasstheit dem neurotischen Symptom, dem Traum und seinen Verhüllungen sowie dem Witz und der Psychopathologie des Alltagslebens entsprach.

Demgegenüber verlässt eine künstlerisch-dichterische Kreativität, die dem Psychotischen (oder Perversen) näher steht als dem Neurotischen, die Kategorien der allgemein verbindlichen Realität, der Mimesis und des Pittoresken (welche auch noch den Phantasmagorien des Traums einschließlich seiner latenten Wunschgedanken inhärent sind), um sich vor allem im Akt, in der Geste und in der Körperlichkeit zu erfüllen, was sowohl das dargestellte Objekt als auch das darstellende Subjekt einschließlich ihrer oftmaligen Durchdringung und ihrer Identitätsdiffusion bis hin zur unauflösbaren Einheitsidentität (etwa in bestimmten Genres der Körperkunst) betrifft. Der Radikalität des Vorgehens entsprechend finden wir übrigens in der Nähe der Neurose eher das Arrivierte, in der Nähe der Psychose eher das Geniale und Bahnbrechende in einer zumeist noch verdeckten Avantgardefunktion.

Psychoanalytiker zumeist späterer Generationen, die im Gegensatz zu Freud, der die Psychoanalyse durch die Beschäftigung mit der Erwachsenenneurose begründet hatte, durch die Tür eines anderen Gegenstandsbereiches das psychoanalytische Feld betraten – so etwa Melanie Klein durch die Arbeit mit Kleinkindern oder Jacques Lacan durch das Studium der Psychosen und damit auch der frühkindlichen Subjektgenese –, konnten über das Klinische hinaus sich auch jenen Gebieten widmen, die von den Pionieren noch nicht ausreichend überblickt werden konnten, wenngleich, wie noch gezeigt werden soll, ein diesbezügliches Interesse auch bei diesen durchaus vorhanden war.

Was Lacan betrifft, war es ihm als einem dem Kreis der künstlerischen und dichterischen Vorhut und insbesondere dem Surrealismus nahestehenden Psychiater nicht nur möglich, neue Kategorien für das Verständnis kreativen Schaffens, das sich außerhalb traditioneller

Formensprachen und gewohnter Expressionsweisen bewegte, zu erarbeiten, sondern auch die Zurückhaltung zu überwinden, in der Darstellung des psychoanalytischen Theoriegebäudes hauptsächlich auf einen narrativen Diskurs beschränkt zu bleiben: Indem er das Postulat aufstellte, dass die Psychoanalyse als Wissenschaft nicht zuletzt durch Formalisierungen aufrechtzuerhalten sei, und indem er jenseits der Psyche als Ort von imaginären und symbolischen Repräsentanzen auch den bilder- und zeichenlosen Raum des Realen in das analytische Forschungsfeld einführte, bezog er auch Disziplinen wie Mathematik, Topologie und Kybernetik in seine Konzeptionen ein, deren „plastische“ Darstellungsweisen weit über die von Freud beargwöhnten psychoanalytischen „Illustrationen“ hinausreichten.

Um aber über allgemeine Reflexionen hinausgehend die Frage von Psychose, Kreativität und künstlerischem Schaffen konkreter zu betrachten und dabei auch psychoanalyse- und psychiatriegeschichtliche Aspekte zu streifen, sei an eine in dieser Hinsicht paradigmatische Künstlerpersönlichkeit des 18. Jahrhunderts und an deren höchst eigenwilliges Spätwerk erinnert, das sich auch als eine Art Vorspiel auf eine zwei Jahrhunderte später einsetzende kunsthistorische Entwicklung verstehen lässt. Denn ab dem Beginn des 20. Jahrhunderts kann im Bereich der Kunst eine Invasion des Pathologischen festgestellt werden, was nicht zuletzt mit Charcot und dessen medizinisch-ästhetischer Behandlung der Hysteriker in Verbindung gebracht wird.⁹

Im Speziellen also ist die Rede von dem aus Wiesensteig in Schwaben stammenden Bildhauer Franz Xaver Messerschmidt (1736 – 1783), der nach Lehrjahren in München und Graz als Sechzehnjähriger in die Kaiserliche Kunstakademie in Wien eintritt, bald Stuckverschneider am Kaiserlichen Zeughaus wird und eine reiche künstlerische Tätigkeit für den Hochadel und das Kaiserhaus entwickelt. Nach einigen Auslandsaufenthalten wird er als Dreiunddreißigjähriger Substitutprofessor an der Akademie, muss aber wegen offensichtlich problematischer Charaktereigenschaften und wegen mangelnder Lehrfähigkeit auf weitere akademische Karriereschritte verzichten. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in München zieht er sich 1777 nach Preßburg zurück, verbringt dort drei Jahre im Hause seines Bruders, des Bildhauers Johann Baptist Straub, und erwirbt schließlich ein Haus an der Stadtgrenze, wo er seine letzten drei Jahre lebt, bevor er

9 S. dazu das Nachwort von G. Didi-Huberman zu: J.M. Charcot, P. Richer, *Les démoniaques dans l'art. Suivi de „la foi qui guérit“*; Paris: Éd. Macula 1984, S. 125–188.

1783 überraschend an einer heftigen Lungenentzündung, möglicherweise im Gefolge einer Bleivergiftung, stirbt.¹⁰

Brüche und Einrisse im Lebenslauf, Zerwürfnisse in sozialen Beziehungen, die Zusammenkunft verschiedenartigster Einflüsse im Gefüge seiner Person (von Leonardo da Vinci über Charles Le Brun und Lavater bis zum Magnetiseur Mesmer), sonderbare und merkwürdige bis skurrile und verrückte Eigenschaften und Verhaltensweisen in seinem offensichtlich selbstgenügsamen Junggesellendasein sowie auffallende Diskontinuitäten in seinem bildnerischen Werk sind Kennzeichen, die ihm neben seinem Ruf eines bahnbrechenden Genies, der die plastische Kunst vom Barock in den Klassizismus geführt habe, auch den Status eines besonderen Falls verleihen, zunächst noch für die Kunstgeschichte und die Kunstschriftstellerei, dann auch für Biographen mit vorwiegend psychologischen Interessen und schließlich auch für Ärzte und Psychoanalytiker.

Was ist hier der Fall?

Es ist keine Verirrung, wenn wir dem Begriff in seiner grammatikalischen Verwendung nachgehen, wo er der substantivischen Deklination zugeordnet ist und jeweils die stufenweise Verwandlung eines Subjekts in ein Objekt anzeigt. In gleicher Weise kann auch im konkreten Lebensbereich ein Subjekt zu einem Objekt werden, zu einem Verhandlungsgegenstand, zu einem Fall also, was auch zumeist negativ konnotiert ist und mit Herabsetzung, Entwertung, Entwürdigung bis hin zu Entmündigung einhergehen kann. Während über Messerschmidts künstlerische und kunsthistorische Bedeutung kaum Zweifel bestehen, hat sich immer wieder die Frage gestellt, ob er nicht in anderer Hinsicht als Fall gelten kann, nämlich als Fall für die Psychiatrie. Denn er hat allem Anschein nach in einem bestimmten Abschnitt seines Lebens eine Erfahrung machen müssen, die auch mit einem Fall verbunden ist: dem Fall in die Psychose, welcher sich auch hier vor allem durch einen Zerfall und durch einen Rückfall dokumentiert hat; durch einen zumindest vorübergehenden Zerfall der Identität und der Selbstbegrenzung und durch einen Rückfall auf Erlebnis- und Erfahrungsweisen, in welchen sich wie üblich die Elemente des Zerbrochenen in ihrer realen Rohheit und Ungezügeltigkeit fernab topischer

10 S. dazu etwa: M. Krapf, „Franz Xaver Messerschmidts Leben und Werk. Der Weg eines Schwierigen“; in: Ders. (Hg.), *Franz Xaver Messerschmidt*; Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz Verlag 2002, S. 13–30 [Katalog anlässlich der Ausstellung „Franz Xaver Messerschmidt, 1736 – 1783“ im Barockmuseum Österreichische Galerie Belvedere, Wien, vom 11. Oktober 2002 bis 9. Februar 2003].

Eingrenzungen und jenseits kategorialer Differenzierungen in Phantasmagorien von deliranter Gewissheit und halluzinatorischer Eindrücklichkeit verfangen. Allerdings scheint es dem betroffenen Künstler gelungen zu sein, einen drohenden Absturz zu verhindern und sich gerade mit den Mitteln seiner herausragenden schöpferischen Fähigkeiten aus den Zuständen geistig-seelischer Verwirrung wenigstens teilweise zu befreien. Es ist uns geläufig, wie nach einem autistischen Rückzug eines Subjekts und seiner narzisstischen Selbstbesetzung, was den eigentlichen Kern einer Psychose ausmacht, bestimmte Mittel eingesetzt werden, um wieder Zugang zur äußeren Welt und zu zwischenmenschlichen Beziehungen zu erlangen. Zu einer solchen Restitution gehören aber nicht nur Wahnbildungen und Halluzinationen (die somit bereits einen Selbstheilungsversuch gegenüber einem möglichen Persönlichkeitszerfall darstellen), sondern auch kreative Tätigkeiten als Ausdruck eines schöpferischen Dranges, der allerdings nicht nur in jenen Menschen aufzufinden ist, die sich bereits vor ihrer Störung in künstlerisch-kreativer Weise betätigt hatten. Ein derartiges bildnerisches Schaffen mit verschiedensten Medien und Materialien, das nach Lacan neben anderen analogen psychopathologischen Bildungen als restrukturierendes und psychosenspezifisches *Sinthome* dem konfliktlösenden neurotischen Symptom gegenüberzustellen ist, hat, wie bereits angedeutet, in systematisierter Form seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts als „Kunst der Geisteskranken“ oder, positiver formuliert, als „zustandsgebundene Kunst“ Eingang sowohl in die Kunstgeschichte als auch in die Ökonomie der Kunst gefunden und dabei auch das etablierte Kunstgeschehen wie etwa in der *art brut* nachdrücklich beeinflusst.

Wenn man hingegen jene Schicksale näher ins Auge fasst, in welchen primär künstlerisch tätige und sich auch als Künstler verstehende Menschen im Laufe ihres Lebens von einer psychotischen Störung heimgesucht werden,¹¹ so ist in vielen solcher Fälle das schöpferische Vermögen nicht unbedingt in den psychotischen Prozess einbezogen, eine Stilentwicklung im Werk des Betroffenen ist durchaus möglich.

In anderen Fällen wird das künstlerische Schaffen durch die psychotische Störung unterbrochen, wobei nach seelischer Wiederherstellung die Leistungsfähigkeit ohne Veränderung der künstlerischen Qualität wiederaufgenommen werden kann.

11 Vgl. E. Kris, „Bemerkungen zur spontanen Bildnerie der Geisteskranken“ (1936); in: Ders., *Die ästhetische Illusion. Phänomene der Kunst in der Sicht der Psychoanalyse*; Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, S. 75–116.

Dann gibt es wiederum Entwicklungen, in welchen ein Stilwechsel allein durch den psychotischen Prozess bedingt ist und von ihm in einer Art und Weise vereinnahmt wird, dass eine künstlerische Entwicklung im Sinne einer Vertiefung des Ausdrucks und einer Verfeinerung der Formensprache nicht mehr möglich ist. Als ein prägnantes Beispiel dafür wird von Kris etwa der schwedische Maler Ernst Josephson (1851 – 1906) angeführt.

Schließlich sind jene Verläufe zu beachten, in welchen Stilveränderungen durch den psychotischen Prozess ausgelöst werden, aber nicht mit einem Verlust des Bezugs zum künstlerischen Kontext einhergehen, so dass von einem ästhetischen bzw. kunstgeschichtlichen Aspekt her sogar besondere Leistungen daraus hervorgehen können. Gerade dies trifft auf Franz Xaver Messerschmidt offensichtlich zu.

Nachdem Messerschmidt, enttäuscht und gekränkt durch die ihm offenbar wegen seiner psychischen Störung versagte Verleihung der ordentlichen Professur, Wien und der Akademie der bildenden Künste den Rücken kehrt, um nach mehreren Umwegen eine letzte Heimstatt in Preßburg zu finden, arbeitet er mit buchstäblicher Verbissenheit an einem Werk, das ohne Zweifel zu den herausragendsten und zugleich skurrilsten Werken abendländischer Bildhauerkunst zählen kann. In Übereinstimmung mit einem Interesse für Physiognomik, die zu seiner Zeit große allgemeine Bedeutung hatte, und unter dem Eindruck offensichtlicher Wahnideen, schuf Messerschmidt seine Serie von über 60 Büsten aus Alabaster und Zinn, die man als seine „Charakterköpfe“ bezeichnet – anonyme Werke zunächst, welchen man erst nachträglich Titel hinzugefügt hat, die nur sehr bedingt mit dem Wesen dieser seltsamen Objekte in Bezug gebracht werden können.

Sie sind jedenfalls seltsam genug, dass sie einen Psychoanalytiker wie Ernst Kris in ihren Bann ziehen und ihn 1932, nach einem im gleichen Jahr gehaltenen Vortrag in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, zu seiner bekannten Analyse über die „Charakterköpfe des Franz Xaver Messerschmidt“ veranlassen.¹²

Kris geht vorsichtig an die Problemstellung heran und verwendet nur jenes spärliche biographische Material, das ihm durch die Zeichnungen des Schriftstellers Friedrich Nicolai zur Verfügung steht.

12 E. Kris, „Die Charakterköpfe des Franz Xaver Messerschmidt. Versuch einer historischen und psychologischen Deutung“ (1932); in: *Jahrbuch der Kunsthistorischen Sammlungen in Wien*; unter dem Titel „Ein geisteskranker Bildhauer des 18. Jahrhunderts“; in: E. Kris, *Die ästhetische Illusion. Phänomene der Kunst in der Sicht der Psychoanalyse*; Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, S. 116–144.

Diesem scheint sich Messerschmidt anlässlich ihrer Begegnungen in Preßburg in besonderer Weise anvertraut zu haben, was den Schilderungen des offensichtlich neugierigen Besuchers den Wert von Erlebnis- und Erfahrungsberichten des Künstlers selbst verleiht. Auf diese Quelle gestützt, antwortet Kris schließlich auf die Fragen, in welchem Ausmaß und in welcher Weise die offensichtlich psychotischen Mechanismen auf die schöpferische Tätigkeit Messerschmidts eingewirkt haben, wie sie mit dem intakten Teil der Persönlichkeit verschmolzen sind und wie sie sich im Werk des Künstlers manifestiert haben.

Wenn man Berichte wie etwa die Stellungnahme des Fürsten Kautitz bezüglich des Kollegiumsbeschlusses, Messerschmidt die Ernennung zum Ordinarius zu verweigern, heranzieht, dürfte der Künstler allem Anschein nach etwa ab dem 35. Lebensjahr an einer Form paranoider Schizophrenie erkrankt sein. Jedenfalls beklagt sich der Künstler in einem Brief, dass er, schon acht Jahre von seinen Feinden verfolgt, keine seiner Kunst gemäße Arbeit bekommen habe, ja dass es scheine, ganz Deutschland meine, es sei seine Pflicht, ihn zu verfolgen. Und aus seinem eigenen Munde, wenn auch in tradierter Form, wird man später erfahren, dass er auch, besonders des Nachts, von Geistern heimgesucht werde. Er, der beständig so keusch gelebt habe, müsse die Peinigungen dieser Geister ertragen, obgleich man doch erwarten könne, dass sie mit ihm wegen seines untadeligen Lebenswandels in gutem Einvernehmen stünden. Vor allem der „Geist der Proportion“ sei neidisch auf ihn, weil er, Messerschmidt, in der Darstellung der Proportion beinahe Vollkommenheit erreicht habe. Das sei der Grund dafür, dass er im Unterleib und in den Schenkeln Schmerzen empfinde, wenn er bei seinen Köpfen an einer bestimmten Stelle des Gesichts arbeite, welche mit einer gewissen Stelle der „untern Teile des Körpers“ analog wäre.

Nicht zuletzt aus dieser so innigen Verbindung zwischen dem Künstler und seinem geschaffenen Objekt ergibt sich für Kris die Annahme, dass die Charakterköpfe Selbstbildnisse darstellten, deren Hauptfunktion in einer apotropäischen Wirkung liege, also in einer Abwehr- und Bannwirkung der ihn verfolgenden Geister, das heißt aber auch der ihn verfolgenden obszönen sexuellen Phantasien und letztlich der Versuchung, eine weibliche Rolle einzunehmen. Deshalb sei ihre Herstellung auch in ein magisches Ritual eingebunden:

„Um Macht über die ‚Geister der Verhältnisse‘ zu gewinnen, kneift Messerschmidt sich in verschiedene Körperteile – meist in die rechte Seite unter die Rippen – und verbindet mit dieser Handlung eine Grimasse, welche mit

dem Kneipen des Rippenfleisches das jedesmalige erforderliche ägyptische Verhältniß habe, [...] Er kniff sich, er schnitt Grimassen vor dem Spiegel, und glaubte die bewunderungswürdigsten Wirkungen von seiner Herrschaft über die Geister zu erfahren [...]. Er sah dabei jede halbe Minute in den Spiegel, und machte mit größter Genauigkeit die Grimasse, die er brauchte.“¹³

Dieser außergewöhnliche Kontext rückt sowohl die unter Beihilfe eines Spiegels erfolgenden Handlungen als auch die in Stein und Zinn gespiegelten Grimassen in die Nähe der von der Psychiatrie als „Spiegelzeichen der Schizophrenen“ beschriebenen Symptome, was die berechnete Annahme zulässt, dass die Schaffung der Charakterköpfe nicht vornehmlich im Dienst eines physiognomischen Interesses steht und dem Ausdrucksverhalten verschiedener Emotionen im Gesicht oder aber dem differenzierten Wechselspiel der Gesichtsmuskulatur bei verschiedenen expressiven Funktionen künstlerisch nachspüren möchte. Die Betonung gerade der letztgenannten Motive in der kunsthistorischen Beurteilung basiert auf der Annahme, dass Messerschmidt mit der Physiognomie-Debatte seiner Zeit durchaus vertraut gewesen sei und dass Physiognomiker wie Lavater sein Werk wesentlich beeinflusst hätten. Wenn derartige Anregungen und Einflüsse in der aktuellen Diskussion hingegen als relativ unbedeutend erachtet werden,¹⁴ so lässt dies im Rückschluss die Vermutung zu, dass die früheren Darstellungen einer Art „Ehrenrettung“ des Künstlers vor einer allzu starken Pathologisierung dienen sollten. Für die Bestimmung der Charakterköpfe für den privaten Bereich und für den intimen Gebrauch hingegen spricht, dass man sie wegen grotesker Preisangaben nicht erwerben konnte und dass Messerschmidt mehrmals geäußert haben soll, dass er sie vor seinem Tode in den Fluss werfen wolle (und wahrscheinlich hat er tatsächlich einige davon zerstört).¹⁵

Unter diesem Blickwinkel sind die Charakterköpfe als gespiegelte Grimassen Ausdruck des Selbstfindungsversuchs eines Subjekts, das unter dem drohenden Zerfall seines Körperbildes in gestischen und mimischen Muskelspielen die Beherrschung über sich selbstständig

13 F. Nicolai, *Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über die Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten*, 6. Bd.; Berlin, Stettin 1785, S. 401–420; zit. n. E. Kris, „Ein geisteskranker Bildhauer ...“; op. cit., S. 128 f.

14 S. dazu M. Krapf, „Die ‚Charakterköpfe‘. Von den ‚simplen, der Natur gemäßen Köpfen‘ zu den konvulsivischen Arbeiten“; in: Ders. (Hg.), *Franz Xaver Messerschmidt*; op. cit., S. 53 ff.

15 E. Kris, „Ein geisteskranker Bildhauer ...“; op. cit., S. 121.

machende körperliche Funktionen wiedergewinnen möchte, um sich durch eine imaginär gestützte Identität bzw. durch eine narzisstisch strukturierte Existenz ein Substitut für jene symbolisch determinierte Identität zu sichern, die ihm durch die Unmöglichkeit einer ödipalen Transformation versagt geblieben ist. Während letztere zu einer Aufspaltung der narzisstischen Objektbeziehung mit ihrer Einheit von Identifizierung und Begehren in eine Beziehung zu einem Objekt der Identifizierung einerseits und in eine Beziehung zu einem davon verschiedenen Objekt des Begehrens andererseits führt und so den Zugang zum wirklich Anderen und damit das Bewusstsein einer eigenen unverwechselbaren Identität ermöglicht, kommt es in der psychotischen Lösung zur Opposition zwischen „Ich“ und „anderer“, was letztlich immer nur auf eine Begegnung mit sich selbst als mehr oder minder vollkommenem Ebenbild hinausläuft.

„Dieser andere im Subjekt macht sich nun über das Subjekt lustig, er setzt es herab, er verstößt es. Sein Sprechen, seine Signifikanten kehren zum Realen zurück, und sie werden von dort aus als äußere ‚Vokalisierung‘, als verbale Halluzinationen mit Selbstdiffamierungscharakter zum Gegenstand entschiedener Wahrnehmung. Hier zeigt sich nun das Zusammenbrechen des archaischen Ich. Der Doppelgänger, mit dem man sich identifiziert hat, wird jetzt zum Gegner. Gleichzeitig bezeugt die Diffamierungstendenz die entwicklungsgeschichtliche Affinität des ganzen Prozesses zur moralischen Repression und zu Auswüchsen der Über-Ich-Strukturen.“¹⁶

Auf die Verhöhnung durch den Wahnsinn kann Messerschmidt allerdings mit Spott und Witz wirksam antworten. So meistert er auch die Zumutungen und Anwandlungen, die ihn von dort her heimsuchen, indem er sie veräppelt und in stabile Karikaturen verbannt. Unter den Bedingungen eines Hervortretens von partiellen Triebobjekten bzw. von Objekten *a* in einem deformierten und zerstückelten Körperbewusstsein stellen die Spottgesichter dann auch die zentralen sexuellen Phantasmen und Obszönitäten dar, welchen Messerschmidt ausgesetzt ist und die er auf diese Weise zu entäußern, d.h. in die Außenwelt zu projizieren sich bemüht.

16 A. Ruhs, „Das aufgebrochene Junktim: die ‚Psychoanalyse‘ der Psychose. Betrachtungen aus der Sicht der strukturalen Psychoanalyse Lacans“; in: H.-D. Gondek, R. Hofmann, H.-M. Lohmann (Hg.), *Jacques Lacan – Wege zu seinem Werk*, Stuttgart: Klett-Cotta 2001, S. 80 f.; sowie P. Naveau: „Sur le déclenchement de la psychose“; in: *Ornicar?, Revue du Champ freudien* 44, 1988, S. 77–87.

In Bezug darauf lassen sich die „Köpfe“ in verschiedenen Gruppen zusammenfassen, wobei die Abweisung oral-genitaler und analer Phantasien sowie Phantasien der Verweiblichung oft in einer erkennbaren Verschiebung von unten nach oben in den skurrilen und sowohl frivolen als auch abwehrenden Gesichtszügen ihren Ausdruck finden.

Eine besondere Stellung nehmen die zwei so genannten Schnabelköpfe ein, die im Zusammenhang mit Messerschmidts erläuternden Bemerkungen am deutlichsten den verfolgenden und verführenden Geist darstellen: Hier ginge es dann, wie Kris vermutet, um den Durchbruch einer passiv-femininen Phantasie und möglicherweise um die Aufforderung zu einer Fellatio, was gerade durch die so häufig zusammengepressten Lippen der anderen Büsten abgewehrt werden sollte.

Unter diesem Aspekt scheinen für Kris auch die bandförmigen Bildungen, die in mehreren Büsten die Mundpartie verdecken oder ersetzen, abwehrende Funktion zu besitzen, was freilich jener von Kunsthistorikern vorgebrachten Deutung gegenübersteht, dass diese Bandapparate dem Kontext des Mesmerismus entstammen würden, weil Messerschmidt in seiner Wiener Zeit an magnetistischen Sitzungen teilgenommen habe.

Schließlich lässt sich auch noch eine Gruppe von Büsten zusammenstellen, von der angeblich einige Exemplare verloren gegangen sind und die aufgrund ihrer spezifischen Mimik mit einem anderen Phantasma Messerschmidts in Verbindung stehen: nämlich mit dem Wunsch, sich des Verfolger- und Verführergeistes in Richtung eines Defäkationsaktes zu entledigen. Hierzu folgende Bemerkung Nicolais:

„M. sagte mir, gleichsam im Vertrauen, ganz sachte: ‚Als er voll Todesangst den Geist so oft und dieser ihn wieder gezwickt habe, sey der Geist, zum guten Glücke, plötzlich aufgesprungen, habe einen Wind fahren lassen, und sey verschwunden. Wäre dies nicht geschehen, so hätte er des Todes seyn müssen.‘ – Der Teufel ist seit langer Zeit im Besitzstande, mit großem Gestanke zu verschwinden.“¹⁷

Gerade an diesem Beispiel eines Kausalzusammenhanges zwischen einer bestimmten psychischen Disposition und einem dazu zunächst inkongruent erscheinenden ästhetischen Gestalten erweist sich psychoanalytisches Kunstverstehen als ein Prüfstein für die Bereitschaft, Kunst als einen Vermittlungsvorgang anzuerkennen, durch den sich

17 F. Nicolai, *Beschreibung einer Reise ...*; zit. n. E. Kris, „Ein geisteskranker Bildhauer ...“; op. cit., S. 138 f.

Sublimes und Banales in einer Art von Kompromissbildung miteinander verbinden. In diesem Sinn definiert auch Lacan die Sublimierung als die Erhöhung des Objekts zur Würde des Dings. Wer in der Kunst nur das Auratische und Erhabene zu sehen geneigt ist, vergisst, dass künstlerisches Schaffen an seinem anderen Ende in die Niederungen des Alltäglichen und in die archaischen und unbewussten Schichten des Erlebens hinunterreicht. Dort sind auch unsere intimsten Phantasien, Wünsche und Ängste und unsere den Tabus unterworfenen Vorstellungen untergebracht, zu deren Anwaltschaft sich die Psychoanalyse schon von Anfang an verpflichtet gefühlt hat. Sie hat es allerdings nie leicht gehabt, ihrem diesbezüglichen Mandat öffentliche Anerkennung zu verschaffen, da ihre Aussagen nur allzu oft auf den Vorwurf der Unglaubwürdigkeit stoßen. Schließlich ist das Unbewusste ein Wissen, von dem wir logischerweise eigentlich nichts wissen wollen. Die psychoanalytische Wahrheit als stetes *skandalon*, monströs und unglaubwürdig? Diesbezüglich sollte man sich auch an die Worte Adornos aus seinen *Minima Moralia* erinnern:

„An der Psychoanalyse ist nichts wahr als ihre Übertreibungen.“¹⁸

Abbildungen: „Zweiter Schnabelkopf“ (links) und „Ein Hypochondrist“ (rechts), Belvedere, Wien.



¹⁸ Th. W. Adorno, *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*; Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1951, S. 56.

**PENTHESILEAS TRÄNEN.
ZUM FALL DER PSYCHOSE IN KLEISTS
TRAUERSPIEL *PENTHESILEA***

MARIANNE SCHULLER

Gegen Ende des kleistschen Trauerspiels *Penthesilea* (1808) findet sich eine eher beiläufige und unscheinbare Szene, welche, dem vorherrschenden Darstellungsmodus des Dramas entsprechend, in der Form einer Teichoskopie vorgestellt wird.¹ Penthesilea hat Achill in einem Duell getötet und den toten Achill zerrissen. Penthesilea weiß nichts von dem, was sie getan hat: weder dass sie Achill getötet, noch dass sie den Toten zerrissen, noch einmal getötet hat. Nach diesem unsäglichem Akt heißt es in der Rede einiger Amazonen aus dem Gefolge der Königin:

DIE ERSTE AMAZONE.

Sie schweigt –

DIE ZWEITE.

Ihr Auge schwillt –

DIE DRITTE.

Sie hebt den Finger,

Den blutigen, was will sie – Seht, o seht!

1 H. von Kleist, „Penthesilea. Ein Trauerspiel“; in: Heinrich von Kleist, *Sämtliche Werke, Brandenburger Ausgabe, Bd. I/5* [= BKA], hg. von R. Reuß, P. Staengle und I. Harms; Basel, Frankfurt a.M.: Stroemfeld/Roter Stern 1992, S. 8.

Elisabeth Webers Studie „Wie ein Riß der Granatfrucht. Bacon mit Lacan“, welche die hier vorgeschlagene Lesart angeregt hat, setzt mit einer Lektüre dieser Sequenz ein. Vgl. E. Weber, „Wie ein Riß der Granatfrucht. Bacon mit Lacan“; in: *FRAG.MENTE. Schriftenreihe zur Psychoanalyse*, Heft 34, Dez. 1990: x/y Zwiespalt der Geschlechter, S. 177–184.

DIE ZWEITE.

O Anblick, herzerreißender, als Messer!

DIE ERSTE.

Sie wischt sich eine Thräne ab.

DIE OBERPRIESTERINN. (an Prothoes Busen zurück sinkend)

O Diana!

Welch eine Thräne!

DIE ERSTE PRIESTERINN.

O eine Thräne, du Hochheil'ge,

Die in der Menschen Brüste schleicht,

Und alle Feuerglocken der Empfindung zieht,

Und: Jammer! ruft, daß das ganze

Geschlecht, das leicht bewegliche, hervor

Stürzt aus den Augen, und in Seen gesammelt,

Um die Ruine ihrer Seele weint.²

Penthesilea weint. Sie weint, bevor sie weiß, was sie getan hat. Sie weint ‚vor‘ dem Wissen. Damit ist auch die Frage nach dem Grund gestellt – warum weint Penthesilea? – und danach, wer oder was weint in Penthesilea? Penthesilea, die Königin? Penthesilea, die Kriegerin? Die Liebende? In dem Maße, wie wir nicht wissen können, warum und worüber Penthesilea weint, in dem Maße, wie wir nicht wissen können, wer oder was in Penthesilea weint, in dem Maße ist Penthesileas Weinen auch an keinen Adressaten, auf kein Ziel, auf keinen Zweck hin gerichtet. Weinen erscheint nicht als Tun, vielmehr als Widerfahrnis.³ Es passiert; es findet statt. Es findet statt *nach* der Tötung des Toten und *vor* dem Anblick der zerrissenen Leiche. Es findet statt in einem Zwischen-Raum und in einer Zwischen-Zeit, einem Zwischen, das durch die Tränen gebahnt wird. Wie Penthesilea ausdrücklich sagt, versiegen die Tränen, sobald die durch den Tränenstrom gebahnte Bruchlinie überschritten sein wird. Nachdem sie die zerrissene Leiche Achills gesehen hat, heißt es:

2 H. von Kleist, „Penthesilea ...“; op. cit., S. 171–73, Verse 2779–2789.

3 Vgl. B. Waldenfels, *Bruchlinien der Erfahrung. Phänomenologie, Psychoanalyse, Phänomenotechnik*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2002, S. 9 f.

PENTHESILEA.

Das aber will ich wissen,
Wer mir so gottlos neben hat gebuhlt! –
Ich frage nicht, wer den Lebendigen
Erschlug; bei unsern ewig hehren Göttern!
Frei, wie ein Vogel, geht er vor mir weg.
Wer mir den Todten tödtete, frag' ich,
Und darauf gieb mir Antwort, Prothoe.
[...]

wer diesen Jüngling,
Das Ebenbild der Götter, so entstellt,
Daß Leben und Verwesung sich nicht streiten,
Wem er gehört, wer ihn so zugerichtet,
Daß ihn das Mitleid nicht beweint, die Liebe
Sich, die unsterbliche, gleich einer Metze,
Im Tod noch untreu, von ihm wenden muß:
Den will ich meiner Rache opfern. Sprich!⁴

Nicht den Toten will Pentheseilea rächen, sondern den getöteten Toten. Bezogen auf das Weinen gesprochen heißt das: Pentheseilea will die Unmöglichkeit der Tränen rächen. Die Unmöglichkeit einer Bahnung, eines Strömens, die Unmöglichkeit der Eröffnung einer Bewegung und Beweglichkeit, die Unmöglichkeit einer Zerbrechlichkeit, die im logischen Sinne ‚vor‘ jeder Erfahrung liegt und als dieses logische ‚Vor‘ Erfahrung konstituiert. Nicht die Tränen sind es, sondern es ist das Tränenlose, das von einer Gewalt hinter der Gewalt des Todes zeugt: von der Gewalt der Zerstörung des Todes, der „absoluten Zerstörung“ (Lacan), gegen die sich (auch) die Figur der Antigone zur Wehr setzt.

Die Szene des kleistschen Textes, in welcher, der Erzählung der Amazone zufolge, Pentheseilea sich eine Träne wegwischt, öffnet sich auf einen (unvorstellbaren) Ort, der ‚vor‘ der für eine Erfahrung notwendigen Selbstpräsenz und Geistesgegenwärtigkeit liegt; noch hat nichts eine Richtung, einen Sinn, eine Ausdruckshaftigkeit:

MEROE.

Jetzt steht sie lautlos da, die Grauensvolle,
Bei seiner Leich', umschnüffelt von der Meute,
Und blicket starr, als wär's ein leeres Blatt,
Den Bogen siegreich auf der Schulter tragend,

4 H. von Kleist, „Pentheseilea ...“; op. cit., S. 183, Verse 2914–2936.

In das Unendliche hinaus, und schweigt,
Wir fragen mit gesträubten Haaren, sie,
Was sie gethan? Sie schweigt. Ob sie uns kenne?
Sie schweigt. Ob sie uns folgen will? Sie schweigt.
Entsetzen griff mich, und ich floh zu euch.⁵

Anders als im psychologischen oder anthropologischen Diskurs sind die Tränen bei Kleist nicht Ausdruck einer bereits stattgefundenen Erfahrung, eines zerreißenden Gefühls oder des Widerstreits von Affekten. Vielmehr sind die Tränen der Transport einer Widerfahrnis als etwas, „das uns ohne unser eigenes Zutun zustößt oder entgegenkommt“,⁶ als ein „Getroffensein durch Fremdes, das alle Sinngebungen und Zielsetzungen übersteigt“,⁷ das, ein Ausdrucksloses, Erfahrung, Trauer, Ausdruck gibt. Die Träne bahnt einen Riss, der das eine vom anderen trennt und über die Trennung verbindet: ein Wort von einem anderen Wort, ein Wort von einem Ding, von einer Tat trennt, das Wissen von einem Zustand, der durch kein Wissen eingeholt werden kann.

Was aber geschieht, wenn man das eine mit dem anderen verwechselt, wie es Penthesilea zuvor, ‚vor‘ der durch die Träne markierten Bruchlinie, ‚getan‘ hat? Wenn man Bisse und Küsse, weil sie sich reimen, verwechselt?

PENTHESILEA.

[...]

Ich habe mich, bei Diana, bloß versprochen,
Weil ich der raschen Lippe Herr nicht bin;
Doch jetzt sag' ich Dir deutlich, wie ich's meinte:
Dies, du Geliebter, war's, und weiter nichts.
(sie küßt ihn)⁸

Wenn Gretchen im *Faust* die Tötung ihres Kindes in einem Wahn, der sie moralisch entlastet, vollzieht, so wird Penthesilea ihre Tat nachträglich in wohl gesetzter Rede als ein Vergreifen analysieren, das sie auf sich nimmt:

5 Ebd., S. 164, Verse 2694–2703.

6 B. Waldenfels, *Bruchlinien ...*; op. cit., S. 15.

7 Ebd., S. 10.

8 H. von Kleist, „Penthesilea ...“; op. cit., S. 187, Verse 2986–2989.

PENTHESILEA.

Wie Manche, die am Hals des Freundes hängt,
Sagt wohl das Wort: sie lieb' ihn, o so sehr,
Daß sie vor Liebe gleich ihn essen könnte;
Und hinterher, das Wort beprüft, die Närrinn!
Gesättigt sein zum Eckel ist sie schon.
Nun, du Geliebter, so verfuhr ich nicht.
Sieh her: als i c h an deinem Halse hieng,
Hab' ich's wahrhaftig Wort für Wort gethan;
Ich war nicht so verrückt, als es wohl schien.⁹

Die Träne, die Kleists Pentheseilea weint, heilt oder verkleistert den Riss, den sie bahnt und bezeugt, nicht. Aber hieße das, dass die Tränen eine verloren gegangene Einheit beweinten? Ein Ganzes, das zerissen würde? Bei Kleist erweist sich diese hypothetische Ganzheit, welche die Voraussetzung einer Teilungslogik bildet, als illusorisch. Als eine Illusion freilich, die in der ‚Natur der Sprache‘ liegt: Wenn die Sprache durch die Möglichkeit der Ersetzung bzw. der Verwechslung des einen durch ein anderes ausgezeichnet ist, wenn ein Wort durch ein anderes, wenn das Wort durch ein Ding, durch eine Tat ersetzt werden kann, dann ist damit strukturell die Möglichkeit der Metapher im Allgemeinen ebenso wie die Möglichkeit des Zusammenfalls, der Überspielung von Differenz, des Überspringen des Sprungs, gegeben. Die Möglichkeit, etwas „Wort für Wort“ tun zu können, impliziert die prinzipielle Unmöglichkeit auszuschließen, dass man „das eine für das andere greifen“ kann.

PENTHESILEA.

– So war es ein Versehen. Küsse, Bisse,
Das reimt sich, und wer recht von Herzen liebt,
Kann schon das Eine für das Andre greifen.¹⁰

Verspechen, Vergreifen, Versehen – das sind, so Kleist, der Sprache inhärente Prozeduren. In ihnen zeichnet sich das ab, was seit Lacan als psychotische Struktur gefasst werden kann. Wenn nach Lacan ein Zug des Psychotischen darin besteht, die symbolische Differenz zu verwerfen und ein Ding – etwa einen Körper – mit einem Signifikanten zu

9 Ebd., S. 188, Verse 2991–2298.

10 Ebd., S. 187, Verse 2981–2983.

verwechseln, dann wird im Fall der Psychose die Symbolisierung außer Kraft gesetzt.¹¹

Demgegenüber bewegen sich die Tränen der kleistschen *Penthesilea* entlang der Bruchlinie des ‚Für‘, des Risses der Metaphorizität. Dort, wo Küsse und Bisse tatsächlich zusammenfallen, zusammenstürzen – und von nichts ist im Trauerspiel *Penthesilea* häufiger die Rede als vom Fall, Zusammenfall und Sturz –, dort, wo *Penthesilea* diese der Psychose inhärente Gleichung nachträglich bewusst ausspricht, dort weint sie nicht, dort stürzt nicht mehr und nie wieder das leicht bewegliche, das lebendige Geschlecht der Tränen hervor. Dort ist sie, noch vor ihrem Tod, nicht mehr lebendig. Die Tränen sind nur in einer durch sie eröffneten Zwischenzeit möglich und nur in einem Zwischenraum, an der Bruchlinie, die zwei Wörter voneinander und ein Wort trennt von dem, was es benennt. *Penthesileas* Tränen versiegen, als sie jene Linie überschreitet.

Die Tränen zeichnen eine zerbrechliche Grenze, einen Riss im Subjekt, der durch das Subjekt als ein sprechendes Wesen hindurchgeht. An dieser Bruchlinie inkompatibler, unassimilierbarer Zeiten und Maße, zu dieser (unvorstellbaren) Un-Zeit und an diesem (unvorstellbaren) Nicht-Ort ist es nicht das Ich, das weint; vielmehr bezeugen die Tränen die wesentliche und nicht messbare Anachronie zwischen der Weinenden und sich selbst, zwischen der Weinenden und einem ‚Ort‘, den wir als solchen nicht kennen. Dieser sich entziehende Ort ist es, der mit dem kleistschen Trauerspiel *Penthesilea* aufkommt: Damit eine Figur in Erscheinung treten kann, wird ein Riss passiert gewesen sein: Losriss von einem Platz ‚vor‘ dem Platz, von einer Stimme ‚vor‘ der Artikulation, von einem Ausdruckslosen ‚vor‘ dem Ausdruck, von einer Zeit ‚vor‘ der Zeit. Wenn die Szene eine Statt findet, dann wird es Tränen, Risse, Losrisse gegeben haben: Unerinnerbares, aber für die Inskription von Subjektivität wirksames Ereignis, welches als Entzug des Ursprungs eine Logik des Ursprungs, der Identität, der Figur allererst ins Werk setzt.¹²

11 Vgl. J. Lacan, „Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht“; in: *Schriften II*, hg. von Norbert Haas; Olten, Freiburg i.Br.: Walter-Verlag 1975, S. 61–119.

Vgl. dazu A. Runte, „Liebestraum und Geschlechtertrauma. Kleists Amazonentragedie und die Grenzen der Repräsentation“; in: Dies., *Lesarten der Geschlechterdifferenz. Studien zur Literatur der Moderne*, Bielefeld: Aisthesis Verlag 2005, S. 39–54, bes. S. 50 f.

12 Vgl. hierzu grundsätzlich R. Nägele, „Puppet, Play and Trauerspiel“; in: Ders., *Theater, Theory, Speculation. Walter Benjamin and the Scenes of*

Hatte Goethe beklagt, dass Kleist einer der Dramatiker sei, „die auf ein Theater warten, welches da kommen soll“, ¹³ wird nicht nur die Abwehr, sondern es wird auch die Hellsicht dieser Bemerkung spürbar. Denn als ein Theater der Bruchlinien hört der kleistsche Text nicht auf, sich auf das zu öffnen, was er konstituiert: Sprachlichkeit und Welterfahrung, Subjekt und symbolische Ordnung und deren strukturelle psychotische Gefährdung. Der Riss als Widerfahrnis einer schmerzhaften Wunde – wo findet er statt?

PROTHOE.

Was in ihr walten mag, das weiß nur sie,
Und jeder Busen ist, der fühlt, ein Räthsel.
Des Lebens höchstes Gut erstrebte sie,
Sie streift', ergriff es schon: die Hand versagt ihr,
Nach einem andern noch sich auszustrecken. –
Komm, magst du's jetzt an meiner Brust vollenden.
– Was fehlt dir? Warum weinst du?

PENTHESILEA.

Schmerzen, Schmerzen –

PROTHOE.

Wo?

PENTHESILEA.

Hier.¹⁴

Das regieanweisungslose „Hier“ verweist auf die Szene des Trauerspiels als jenen rätselhaften (Nicht-)Ort des Zwischen, der die Metaphorizität der Sprache ermöglicht wie er zu ihrem psychotischen Fall antreibt. Es ist insofern ein Theater, das nicht aufhört zu kommen, weil es, wie die Träne in der Schrift, nicht ankommt. Tränen, so

Modernity, Baltimore: The Johns Hopkins University Press 1999, S. 1–27.

- 13 Brief an H. von Kleist vom 1. Februar 1808; in: *Goethes Werke*, hg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, IV. Abt. Goethes Briefe, 20. Bd., Weimar: Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger 1896 [= Weimarer Ausgabe, Bd. 113], S. 15 f.
- 14 H. von Kleist, „Penthesilea ...“; op. cit., S. 76, Verse 1285–1293. Mit dieser Beobachtung beziehe ich mich auf D. Eschkötter, *Flussgrenze und Sprachstrom. Politik, Topographie und ästhetische Rhetorik in Heinrich von Kleists ‚Penthesilea‘ und ‚Herrmannsschlacht‘*; Hamburg (unveröffentlichtes Typoskript) 2006, bes. S. 61 f.

Kleist, sind nicht zu schreiben, weil sie das sind, was das Schreiben eröffnet. Kleist in einem Brief vom 4. 8. 1806: „Ja, wenn man Thränen schreiben könnte – doch so –“.¹⁵

15 Kleist in einem Brief vom 4. August 1806 an Karl von Stein; in: H. von Kleist, *BKA IV/2, Briefe 2. Mai 1801 – August 1807*, hg. von R. Reuß und P. Staengle; a.a.O. 1999, S. 411–415, hier: S. 414.

ZU DEN AUTOREN

(Alle Verfasser sind Mitglieder oder Korrespondenten der AFP)

Cristina C. Burckas, Lic. psych., argentinische Psychoanalytikerin, in freier Praxis in Freiburg i.Br. Weiterbildungsdozentin am IPPF (Institut für Psychoanalyse und Psychotherapie Freiburg i. Br.). Supervisorin am *Centre Médico-psychologique pour Enfants et Adolescents Délémont* (Schweiz). Mitglied von *ALDA* (*Association Lire Dolto Aujourd'hui*). Veröffentlichungen zur psychoanalytischen Praxis in deutscher, spanischer und französischer Sprache.

Michael Meyer zum Wischen, Dr. med., Facharzt für Psychotherapeutische Medizin. Psychoanalytische Praxis in Köln. Mitglied der Freud-Lacan-Gesellschaft Berlin, Mitbegründer des Psychoanalytischen Kollegs. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte der Psychoanalyse, Psychose-theorien, Verhältnis von Psychoanalyse und Kunst, jüdische Wurzeln der Psychoanalyse.

André Michels, Dr. med., Psychiater, Psychoanalytiker in Luxemburg und Paris. Mitglied von *Espace analytique*, Gründungsmitglied des Psychoanalytischen Kollegs. Publikationen zu klinischen und kulturtheoretischen Themen, u.a. in der Zeitschrift *RISS*. Mitherausgeber des *Jahrbuchs für klinische Psychoanalyse*, Ed. Diskord, Tübingen; von *Actualité de l'hystérie*, Ramonville-Saint-Agne 2001.

Antoine Mooij, Prof. Dr. med., Psychiater und Psychoanalytiker, Professor für Forensische Psychiatrie und Honorarprofessor der Subfakultät Philosophie, Universität Utrecht. Publikationen: *Taal en verlangen. Lacans theorie van de Psychoanalyse (Sprache und Begierde. Lacans Theorie der Psychoanalyse)* (1975, 2001); *Psychoanalytisch gedachtegoed. (Psychoanalytisches Gedankengut)* (2002). *De psychische realiteit. (Die psychische Realität)*, (2006).

Catherine Moser, Diplom-Psychologin, Philosophie-Studium in Paris-Sorbonne. Arbeit mit F. Dolto in *La Maison Verte*, Paris 15° (1979 bis 1988). Psychoanalytikerin in freier Praxis vor allem für Kinder und Jugendliche. Beiträge in *arbeitshefte kinderpsychoanalyse*.

Jutta Prasse, Dr. phil, (1941–2004) Psychoanalytikerin in freier Praxis in Berlin. Zahlreiche Publikationen, zuletzt *Sprache und Fremdsprache. Psychoanalytische Aufsätze*, transcript 2004. Der vorliegende Beitrag entspricht dem Manuskript ihres Vortrags am Kongress der AFP über Psychose in der Psychiatrischen Klinik Burghölzli (2002).

August Ruhs, Univ.-Prof., Dr. med., Facharzt für Psychiatrie und Neurologie, Psychoanalytiker. Stellvertretender Vorstand der Universitäts-Klinik für Psychoanalyse und Psychotherapie. Zahlreiche Publikationen aus den Bereichen der klinischen, angewandten und theoretischen Psychoanalyse.

Avi Rybnicki, Psychoanalytiker in Tel Aviv, Mitglied der Israelischen Psychoanalytischen Vereinigung (IPV). Dozent am Ausbildungsinstitut der Israelischen Psychoanalytischen Vereinigung und im *Postgraduate Program* für psychoanalytische Psychotherapie der *Bar-Ilan* Universität. Veröffentlichungen in Deutsch und Hebräisch. Schwerpunkt: Psychoanalyse und Kultur.

Hans Saettele, Prof. für Sozialpsychologie an der *Universidad Autónoma Metropolitana*, Doktor der Universität Zürich, Psychoanalytiker in Mexiko D.F., Autor des Buches *Palabra y silencio en Psicoanálisis*, México 2005.

Regula Schindler, lic. phil. I, Psychoanalytikerin in freier Praxis, Zürich. Im Vorstand des Lacan Seminars Zürich, *A.E.* der *Association Lacanienne Internationale*. Buchbeiträge zum Grenzverkehr zwischen Psychoanalyse und Kunst (A. Giacometti), Psychoanalyse und Philosophie/Literatur (P. Claudel), Psychoanalyse und Psychiatrie (L. Binswanger). Diverse Aufsätze zur lacanschen Topologie und Klinik (u.a. in *RISS*).

Michael Schmid, Dr. phil., Psychoanalytiker am Institut für Sozialdienste Dornbirn/Österreich. Mitbegründer des Lacan-Archiv Bregenz und des Lacan Seminar Zürich. Mitherausgeber der Zeitschrift *RISS*. Publikationen in *texte*, *RISS* und in Sammelbänden.

Marianne Schuller, Prof. für Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg. Dramaturgin am deutschen Schauspielhaus in Hamburg und am Bremer Theater am Goetheplatz. Gastprofessuren in den USA. Forschungsinteressen im Grenzgebiet von Literatur und Wissen: Medizin, Psychiatrie, Anthropologie und Psychoanalyse. Letzte Buchpublikationen (Auswahl): *Wahn – Wissen – Institution. Undisziplinierbare Näherungen* (zus. mit Karl-Josef Pazzini, Michael Wimmer); transcript 2005. *Mikrologien. Philosophische und literarische Figuren des Kleinen* (zus. mit Gunnar Schmidt), transcript 2003. *Kleist lesen* (zus. mit Nikolaus Müller-Schöll), transcript 2003.

Thomas Vogt, Dr. med., Facharzt für Psychiatrie-Psychoanalyse. Facharzt für Psychosomatische Medizin. Facharzt für Anästhesie. Eigene Praxis in Freiburg. Arbeitsschwerpunkt: frühe Störungen.

Peter Widmer, Dr. phil. I, Psychoanalytiker in freier Praxis in Zürich. Lehraufträge an Universitäten und Hochschulen, Gastprofessuren an der Universität Kyoto und an der *Columbia University*. Initiant und Mitbegründer der Zeitschrift *RISS* und des Lacan Seminar Zürich. Autor von *Subversion des Begehrens* (Turia und Kant, Wien) sowie der beiden im transcript-Verlag erschienenen Bände *Angst. Erläuterungen zu Lacans Seminar X* (2004) und *Metamorphosen des Signifikanten. Zur Bedeutung des Körperbildes für die Realität des Subjekts* (2004).

Psychoanalyse

Frank Dirkopf, Insa Härtel,
Christine Kirchhoff,
Lars Lippmann,
Katharina Rothe (Hg.)
Aktualität der Anfänge
Freuds Brief an Fließ vom
6.12.1896

Oktober 2007, ca. 180 Seiten,
kart., ca. 20,80 €,
ISBN: 978-3-89942-682-3

Karl-Josef Pazzini,
Marianne Schuller,
Michael Wimmer (Hg.)
Wahn – Wissen – Institution II
Zum Problem einer
Grenzziehung
August 2007, ca. 180 Seiten,
kart., ca. 20,80 €,
ISBN: 978-3-89942-575-8

Peter Widmer,
Michael Schmid (Hg.)
**Psychosen:
eine Herausforderung
für die Psychoanalyse**
Strukturen – Klinik –
Produktionen
Juni 2007, 254 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 978-3-89942-661-8

Petra Leutner,
Hans-Peter Niebuhr (Hg.)
Bild und Eigensinn
Über Modalitäten der
Anverwandlung von Bildern
2006, 206 Seiten,
kart., 24,80 €,
ISBN: 978-3-89942-572-7

Peter Widmer
**Metamorphosen des
Signifikanten**
Zur Bedeutung des Körperbilds
für die Realität des Subjekts
2006, 194 Seiten,
kart., 23,80 €,
ISBN: 978-3-89942-467-6

Karl-Josef Pazzini,
Susanne Gottlob (Hg.)
**Einführungen in die
Psychoanalyse II**
Setting, Traumdeutung,
Sublimierung, Angst, Lehren,
Norm, Wirksamkeit
2006, 170 Seiten,
kart., 17,80 €,
ISBN: 978-3-89942-391-4

Tanja Jankowiak,
Karl-Josef Pazzini,
Claus-Dieter Rath (Hg.)
**Von Freud und Lacan aus:
Literatur, Medien, Übersetzen**
Zur »Rücksicht« auf
Darstellbarkeit« in der
Psychoanalyse
2006, 286 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 978-3-89942-466-9

Erik Porath
**Gedächtnis des
Unerinnerbaren**
Philosophische und
medientheoretische
Untersuchungen zur
Freudschen Psychoanalyse
2005, 542 Seiten,
kart., 34,80 €,
ISBN: 978-3-89942-386-0

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de

Psychoanalyse

Karl-Josef Pazzini,
Susanne Gottlob (Hg.)
**Einführungen in die
Psychoanalyse I**
Einfühlen, Unbewußtes,
Symptom, Hysterie, Sexualität,
Übertragung, Perversion
2005, 160 Seiten,
kart., 16,80 €,
ISBN: 978-3-89942-348-8

Karl-Josef Pazzini,
Marianne Schuller,
Michael Wimmer (Hg.)
Wahn – Wissen – Institution
Undisziplinierbare Näherungen
2005, 376 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-284-9

Jutta Prasse
Sprache und Fremdsprache
Psychoanalytische Aufsätze
(herausgegeben von
Claus-Dieter Rath)
2004, 212 Seiten,
kart., 22,80 €,
ISBN: 978-3-89942-322-8

Manfred Riepe
Intensivstation Sehnsucht
Blühende Geheimnisse im Kino
Pedro Almodóvars.
Psychoanalytische Streifzüge
am Rande des Nerven-
zusammenbruchs
2004, 260 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 25,80 €,
ISBN: 978-3-89942-269-6

Peter Widmer
Angst
Erläuterungen zu Lacans
Seminar X
2004, 176 Seiten,
kart., 18,80 €,
ISBN: 978-3-89942-214-6

Marianne Schuller,
Gunnar Schmidt
Mikrologien
Literarische und
philosophische Figuren
des Kleinen
2003, 182 Seiten,
kart., 24,80 €,
ISBN: 978-3-89942-168-2

Manfred Riepe
Bildgeschwüre
Körper und Fremdkörper im
Kino David Cronenbergs.
Psychoanalytische Filmlektüren
nach Freud und Lacan
2002, 224 Seiten,
kart., zahlr. SW-Abb., 24,80 €,
ISBN: 978-3-89942-104-0

Susanne Gottlob
Stimme und Blick
Zwischen Aufschub des Todes
und Zeichen der Hingabe:
Hölderlin – Carpaccio – Heiner
Müller – Fra Angelico
2002, 252 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 978-3-933127-97-6

Georg Christoph Tholen,
Gerhard Schmitz,
Manfred Riepe (Hg.)
**Übertragung – Übersetzung –
Überlieferung**
Episteme und Sprache in der
Psychoanalyse Lacans
2001, 442 Seiten,
kart., 25,80 €,
ISBN: 978-3-933127-74-7

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de